

Frauen im deutschen Südwesten

Herausgegeben von
Birgit Knorr und
Rosemarie Wehling



Landeszentrale
für politische Bildung

Mascha Riepl-Schmidt
Landhausstraße 92
70190 Stuttgart
Fon: 0711-2622130
Fax: 0711-2865746

b 1364

Schriften zur politischen Landeskunde
Baden-Württembergs

Band 20

Herausgegeben von der
Landeszentrale für politische Bildung
Baden-Württemberg

Frauen im deutschen Südwesten

Herausgegeben von
Birgit Knorr
und Rosemarie Wehling

Landeszentrale für politische Bildung
Baden-Württemberg

Alle Rechte vorbehalten
© 1993 Verlag W. Kohlhammer GmbH
Stuttgart Berlin Köln
Verlagsort: Stuttgart
in Verbindung mit der
Landeszentrale für politische Bildung
Baden-Württemberg
Stuttgart
Gesamtherstellung:
W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co. Stuttgart
Printed in Germany

Vorwort

Ermutigung können Frauen sehr wohl gebrauchen, wenn sie sich anschicken, über die Rechtsgleichheit hinaus ein Mehr an sozialer Gleichstellung zu erreichen. Vorbilder können ermutigend wirken, Vorbilder von Frauen, die nicht alles hingegenommen, die ihren eigenen Weg in einer von Männern allzu sehr geprägten Welt gesucht und gefunden haben, die zu ihrer Zeit »aus dem Rahmen fielen«. Viele solcher Frauen hat es in unserem Lande gegeben, in den verschiedensten Lebensbereichen, in diesem wie im vorigen Jahrhundert. An sie zu erinnern (gerade auch, wenn sie weitgehend schon vergessen sind), ihrem Leben nachzuspüren, ihre Erfolge und Rückschläge nachzuzeichnen, immer unter dem Aspekt der besonderen Bedingungen weiblicher Existenz zu ihrer Zeit, soll Aufgabe der hier vorgelegten Biographien sein. Ausgespart wurden die Lebenden, beiseite gelassen auch die Bekannten und schon vielfach Porträtierten (wie etwa Annette von Droste-Hülshoff, Clara Zetkin oder Marianne Weber).

Sichtbar wird in diesem Buch, wie zahlreich doch jene Frauen waren, die über die Beschränkungen der Privatheit hinaus zu ihrer Zeit sich einen Namen gemacht haben. Und dabei können wir mit diesen rund drei Dutzend Porträts längst nicht Anspruch auf Vollständigkeit erheben, Gott sei Dank! Das Buch mag als Anregung dienen, nach weiteren Frauen in unserem Lande zu suchen, deren Leben – weil es vorbildlich war – verdiente, festgehalten zu werden.

So ist ein Lesebuch entstanden für Frauen und Männer, den einen mehr zum Ansporn, den anderen mehr zum Nachdenken.

Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

Stuttgart, den 10. November 1992

Siegfried Schiele
Direktor

Hans-Georg Wehling
Abteilung Publikationen

Inhalt

Birgit Knorr und Rosemarie Wehling

Einleitung 13

Abbildungen 20

Frauen in der Literatur 37

Hartwig Schultz

Sophie von La Roche 42

Ein Lehrbuch für Frauen und Töchter des bürgerlichen Standes

Andrea Hahn

Therese Huber 50

Zwischen Nähzeug und Mannskleid

Andrea Günter/Dörte Fuchs

Charlotte Birch-Pfeiffer 58

Denn diese Frau war eine Macht

Ina Brueckel

Augusta Bender 65

Der Mensch muß hoffen oder verzweifeln

Irmgard Roebeling

Isolde Kurz 74

Aber alle Liebe ist grausam

<i>Dorothee Bayer</i>	
Agnes Günther	86
Bestsellerautorin aus Hohenlohe	
<i>Ludger Lütkehaus</i>	
Harriet Straub/Hedwig Mauthner	93
Frauenleben zwischen Sahara und Bodensee	
<i>Lioba Betten</i>	
Jella Lepmann	100
Gebt uns Bücher – gebt uns Flügel	
<i>Hans-Georg Wehling</i>	
Maria Müller-Gögler	105
Frauenromane aus Oberschwaben	
<i>Alexander Schweickert</i>	
Marie Luise Kaschnitz	111
Teilnahme an der Welt und an den Menschen	
Frauen in bildender Kunst und Musik	
	118
<i>Hannelore Schlaffer</i>	
Luise Duttenhofer	123
Schwarzweiße Eindeutigkeit	
<i>Cornelia Blume</i>	
Josephine Lang	128
Liederkomponistin und Professorengattin	
<i>Cornelia Blume</i>	
Luise Adolpha LeBeau	134
Von der hochbegabten Komponistin zur alten Jungfer	

Berthold Hänel

Helene Siegfried-Aichele 140

Freiere Entwicklungsmöglichkeiten als die gegebenen
Umstände gewähren

Karin Kirsch

Mia Seeger 145

Ein Leben im Sog der Moderne

Frauen in sozialer und karitativer Arbeit 152

Wolfgang Schmierer

Königin Katharina von Württemberg 157

Hingabe für ihr Land

Gerhard Schäfer

Wilhelmine Canz 163

Keine Halbheiten im Dienst für Gott
und die Menschen

Wolfgang Heger

Lina Hähnle 170

Nicht nur Vogelmutter

Berthold Hänel

Lisa Rees-Stier 176

Die beste Bettlerin im ganzen Kreis

Wolfgang Niess

Thekla Kauffmann 180

Verpflichtung gegenüber den Mitmenschen
in schwerster Zeit

Hans-Albrecht Oehler

Elisabeth Oehler-Heimerdinger 186
Wie mir die Chinesen Freunde wurden

Frauen in der Politik 193

Clemens Siebler

Clara Siebert 198

Mann und Frau ihrer Natur nach
auf Ergänzung angelegt

Heide-Marie Lauterer-Pirner

Marie Baum 204

Den Frauen die volle Mitverantwortung

Eva-Maria Lamparter

Luise Rist 211

Aus christlicher Verantwortung für die
Gleichberechtigung

→ *Christa Gallasch*

Anna Haag 217

Pazifistin und Weltbürgerin

Renate Liessem-Breinlinger

Frieda Unger 222

Die Lahrer Rosa Luxemburg

Wolfgang Schmierer

Stefanie (Stefie) Restle 230

Für soziale Gerechtigkeit und Völkerfrieden

Frauen in Bildung und Wissenschaft	236
<i>Ingrid Retzlaff-Mahlstedt</i>	
Vera Vollmer	242
Frauen aller Schichten sollten gebildeter sein	
<i>Christel Köhle-Hezinger</i>	
Maria Bidlingmaier	249
Staatswissenschaftlerin und Bäuerinnenforscherin	
<i>Meike Baader</i>	
Gerta von Ubisch	256
Das uneingelöste Versprechen auf Gleichberechtigung	
<i>Hermann Bausinger</i>	
Elisabeth Gerds-Rupp	263
Ich wollte leben, rasend leben	
<i>Maja Riepl-Schmidt</i>	
Else Kienle	269
Die Verteidigung der Frauen gegen das Gesetz und das Gericht der Männer	
Frauen in der Wirtschaft	275
<i>Wolfgang Schmierer</i>	
Karoline (Chaile) Kaulla	279
Ein Weib, groß in ihrem Volke, groß in ihrem Vaterland	
<i>Wolfgang Heger</i>	
Margarete Steiff	286
Vom Nadelkissen zur Weltmarke	

Johannes Mehner

Mathilde Planck	292
Wenn etwas nötig ist, muß es getan werden	
Namensregister	299
Die Autorinnen und Autoren	303

Einleitung

Frauen im deutschen Südwesten seit 1800: Mit diesem Band ist *keine Alltagsgeschichte* der Frauen in dieser Region beabsichtigt. Vielmehr geht es uns um bemerkenswerte, erinnerungswerte Frauen. Wen gibt es denn da überhaupt? Den Württembergern wird sicher spontan Ottilie Wildermuth und Isolde Kurz einfallen, den Badenern die eine oder andere Fürstin, in der Heidelberger Gegend denkt man zudem vielleicht an Marianne Weber, im Markgräfler Land an Marie Luise Kaschnitz und am Bodensee an Annette von Droste-Hülshoff; nach einigem Nachdenken kommt man vielleicht auf zwei, drei weitere Namen. Wir wollen mit dieser Biographiensammlung nun den weißen Fleck auf der Landkarte der Frauengeschichte (und der Geschichte) des Südwestens mit ein wenig mehr Farbe und Konturen füllen. Dieser Band soll Frauen aus dem deutschen Südwesten, die sich in den beiden letzten Jahrhunderten in verschiedenen Tätigkeits- und Lebensbereichen einen Namen gemacht haben, vorstellen.

Wir haben den *biographischen* Ansatz gewählt. Und wir haben *Frauen* ausgewählt, *die sich einen Namen gemacht haben*. Da Frauen bislang generell im »Schatten der Geschichte« standen und das Leben der Frauen deshalb auch schlecht dokumentiert ist, kann im Regelfall nur über die wenigen herausragenden Frauen anschaulich und belegbar geschrieben werden. Nur hier ist – im Idealfall – die Quellenlage so, daß sie es erlaubt, den Werdegang und den jeweiligen Prozeß der Emanzipation nachzuvollziehen. Wir glauben, daß solche Biographien auch Rückschlüsse auf Lebensläufe und Lebensbedingungen von anderen Frauen zulassen, die demselben Milieu entstammten und in derselben Zeit lebten.

Wenn wir in diesem Buch Biographien von Frauen bringen, die aus der Anonymität herausgetreten sind, bekannt und vielleicht sogar »berühmt« geworden sind, dann kann und soll das aber nicht heißen, daß wir Leben und Werk »großer Frauen« aus dieser Region konkurrierend dem der »großen Männer« gegenüberstellen wollen mit dem Ziel, die Einschätzung der historischen Bedeutung und die Bewertung

des jeweiligen Anteils der Geschlechter am Verlauf der Geschichte grundlegend zu verändern oder gar umzukehren. Da Frauen im Südwesten – wie anderswo auch – nur in sehr begrenztem Umfang »Geschichte gemacht« haben, taugen die gängigen Kategorien zur Bewertung von historischer Größe – wie z. B. Macht und Anerkennung – sowieso wenig. Die Frauen hatten keine den Männern vergleichbaren Entwicklungsmöglichkeiten, Handlungs- und Entscheidungsspielräume. Deshalb muß die Darstellung von Leben und Werk von Frauen die jeweiligen frauenspezifischen Einschränkungen und Hinderungsmechanismen herausheben. Die Leistung und das Werk von Frauen können nur mit dem Blick auf die Voraussetzungen für ihre Entwicklung angemessen gewürdigt werden. Deshalb werden in den Biographien – soweit es die Quellenlage erlaubt – der familiäre Hintergrund mit seinen die Frau fördernden oder hemmenden Vorgaben, die zeit- und milieubedingten Bildungs- und Berufsmöglichkeiten und die besonderen Auswirkungen der Ehefrauen- und Mutterrolle herausgearbeitet.

Bei den Biographien haben wir auch solche Frauen ausgewählt, die – im Vergleich zu anderen Zeitgenossinnen – vielleicht weniger »begabt« oder »erfolgreich« waren, wenn uns ihr Lebensweg für unsere Fragestellung aufschlußreicher erschien. Über einige Frauen, die in dieser Sammlung porträtiert worden sind, gab es bisher noch keine Lebensbeschreibung oder nur fragmentarische biographische Vermerke. Andererseits fehlten für einige Frauen, die wir gerne in diese Sammlung aufgenommen hätten, Autoren. Denn vielfach hätte das z. T. spärliche und verstreute Quellenmaterial erst mühsam aufgespürt werden müssen. Natürlich läßt sich bei einer Vielzahl von Biographien von vielen verschiedenen Autoren auch nicht verhindern, daß die eine oder andere ausfällt und damit die Auswahl gelegentlich zufälliger erscheint als geplant.

Selbstverständlich dürfen in einer regionalgeschichtlich ausgerichteten Biographiensammlung auch bekannte Namen nicht fehlen. Auch hier wurden – wenn irgend möglich – neue Akzente gesetzt. Es galt herauszuarbeiten, was diese Frauen befähigt hat, frauenspezifische Hemmnisse zu überwinden, ob sie ihren Erfolg eher der Anpassung an männliche Verhaltensmuster zu verdanken haben oder ob sie einen eigenen Weg gegangen sind. Wir haben auf eine erneute Darstellung bekannter Frauen verzichtet, wenn über sie schon – vergleichsweise – viele und auch neuere Publikationen vorlagen. In den kurzen Kapitelintroduktionen und auch in den dargestellten Lebensläufen wird auf viele der hier nicht eigens porträtierten Frauen hingewiesen, so daß insgesamt doch das breite Spektrum derer, die in verschiedenster Weise hervorgetreten sind, deutlich wird.

Bei der Auswahl der Autoren war die Absicht, vielfältige Perspektiven zu eröffnen, ein wichtiges Auswahlkriterium. Je nach Alter, Lebenssituation, fachwissenschaftlicher Qualifikation und Geschlecht ergeben sich andere Zugänge. Wir haben bewußt auch Männer als Verfasser hinzugezogen, da wir nicht ausgrenzen, sondern einbeziehen wollen.

Wir beginnen unsere Biographiensammlung mit Frauen, die zur Zeit der *Entstehung des Großherzogtums Baden und des Königreiches Württemberg zu Beginn des 19. Jahrhunderts* gelebt haben. Dabei erscheint uns dieser Anfang nicht nur durch ein mehr oder weniger zufälliges territorialgeschichtliches Entstehungsdatum begründet. Vielmehr ist die Entstehung dieser beiden neuen Staaten zugleich Ergebnis und Voraussetzung grundlegender ideologischer, gesellschaftlicher und politischer Veränderungen, die das Leben der Bewohner dieser Staaten – auch das der Frauen – auf Jahrzehnte hinaus bestimmen sollten. Die Napoleonische Neuordnung veränderte nicht nur die Grenzen der Territorien, sie zerstörte auch überkommene Ordnungen, Bindungen, Abhängigkeiten. Die Ideen der Aufklärung und der Französischen Revolution waren nicht nur einer Elite bekannt, sondern gewannen für die gesamte Bevölkerung Bedeutung, da die Rheinbundstaaten Baden und Württemberg sich für ihre Neuordnung das Frankreich Napoleons zum Vorbild nahmen. In beiden Ländern vollzogen sich in den folgenden Jahren tiefgreifende Modernisierungsprozesse, z. B. in der Organisation des Staates, des Rechts- und Bildungssystems. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts beeinflussten und veränderten Industrialisierung, Parlamentarisierung und schließlich Demokratisierung das Leben aller Menschen. Der Prozeß der Emanzipation der Frau ist ein Teil dieser grundlegenden Umgestaltung. Die Frauen konnten sich aus rechtlicher Unmündigkeit, gesellschaftlicher Unterordnung und einengender Rollen- und Aufgabenzuschreibung zunehmend befreien. Die Lebensbeschreibungen der Frauen, die wir hier vorlegen, widerspiegeln diese bis in die Gegenwart reichende Entwicklung. Sie zeigen, wie die einzelne Frau den gesamtgesellschaftlichen Prozeß der Emanzipation erlebt hat und wie sie ihn – manchmal ohne es zu wollen – voranbrachte. Die einzelnen Biographien zeigen Frauen, die durch ein Rollenbild geprägt wurden, das die Frau dem Mann unterordnet und ihre Handlungsmöglichkeiten einschränkt. Sie zeigen – seltener – Beispiele für eine Förderung der vielfältigen Anlagen und Fähigkeiten von Frauen. Sie bringen Beispiele von Frauen, die sich an die ihnen zugeschriebene Rolle angepaßt und damit identifiziert haben, aber auch von Frauen, die darunter gelitten und sich dagegen aufgelehnt haben. Sie zeigen schließlich das Scheitern oder den Erfolg bei der Suche nach einer

neuen weiblichen Identität und Selbstbestimmung. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich bis zur *Gegenwart*, wobei wir allerdings nur Biographien von Frauen aufgenommen haben, deren Lebensweg abgeschlossen ist und bei denen die Bedeutung ihres Lebens und ihres Werkes auch aus einer gewissen zeitlichen Distanz beschreibenswert erscheint.

Die räumliche Begrenzung ergibt sich aus den *Territorien von Baden, Württemberg und Hohenzollern*, also dem *Gebiet des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg*. Dabei haben wir (in Anlehnung an die Prinzipien der Badischen Biographien, Neue Folge) nicht nur Frauen aufgenommen, die im Südwesten ihr ganzes Leben verbracht haben, sondern auch Frauen, die zwar hier geboren und aufgewachsen sind, dann aber anderswo entscheidende Jahre verbracht haben. Wir haben auch Frauen porträtiert, die auswärts geboren sind, dann aber hierzulande Bedeutsames geleistet haben. Wir haben uns bemüht, Frauen aus allen Regionen des heutigen Bundeslandes vorzustellen. Dieses Ziel ist sicher nicht erreicht worden, denn Frauen, die sich einen Namen gemacht haben, sind in Haupt- oder Universitätsstädten eher zu finden als in ländlichen Gebieten, auch wenn weder das ehemalige Baden und Württemberg noch das heutige Bundesland Baden-Württemberg einen ähnlich zentralistischen Charakter haben wie z. B. Bayern mit seiner dominierenden Hauptstadt München.

Wir haben sechs Tätigkeitsbereiche abgegrenzt, in denen Frauen Bedeutsames und Herausragendes geleistet haben:

Literatur

Bildende Kunst und Musik

Soziale und karitative Tätigkeit

Bildung und Wissenschaft

Politik

Wirtschaft.

Die Abfolge der Kapitel soll die Reihenfolge widerspiegeln, in der die jeweiligen Tätigkeitsbereiche für Frauen zugänglich wurden. Allerdings bringt diese Einteilung auch Schwierigkeiten mit sich. Für die Wissenschaft und die Politik läßt sich dieser Zeitpunkt (Erteilung von Abitur- und Studienberechtigung bzw. Wahlrecht) eindeutig markieren. Anders ist es im Bereich der Wirtschaft. Zwar finden wir Frauen in der außerhäuslichen Erwerbsarbeit und auch in unternehmerischer Funktion schon vor unserer Epochengrenze (die in einer Biographie vorgestellte Madame Kaulla ist dafür ein Beispiel), aber außer ihr ist es in den folgenden hundert Jahren kaum einer Frau gelungen, in der Wirtschaft eine bedeutende Position einzunehmen. Erst seit dem Zweiten Weltkrieg haben Frauen in etwas größerer Zahl Führungsaufgaben in der Wirtschaft übernommen.

Nicht alle Frauen, die wir vorstellen, lassen sich eindeutig einem der genannten Bereiche zuordnen. Viele haben in mehreren Tätigkeitsbereichen gearbeitet. Überschneidungen, z. B. bei den Kapiteln sozialkaritative Tätigkeit, Wissenschaft, Politik, sind unvermeidlich. Einige Frauen lassen sich überhaupt nicht überzeugend einordnen. Wir haben – um nicht zur Verlegenheitslösung »Sonstige« greifen zu müssen – sie dem Bereich zugeordnet, zu dem sie noch die größte Affinität zu haben scheinen. In den Kapiteleinleitungen sind die Namen von Frauen, die nicht mit einer Biographie vorgestellt werden, mit den jeweiligen Lebensdaten versehen. In den Anmerkungen findet sich ein Hinweis zur Biographie.

Frauen im Südwesten? Wir hoffen, daß nach dem Lesen dieses Buches nicht nur ein paar weitere Namen bekannt sind, sondern auch Lebensläufe mit diesen Namen verbunden werden, die für die Entfaltungsmöglichkeiten weiblicher Individualität beispielhaft stehen. Die Geschichte von Frauen, die in der Vergangenheit – oft unter fast unüberwindbar erscheinenden Schwierigkeiten – ihren Weg gegangen sind, kann auch Frauen in der Gegenwart Mut machen. Frauen von heute können vielleicht manches von Frauen von gestern lernen. Frauen können sich Frauen als Vorbild nehmen.

Literaturverzeichnis

Biographiensammlungen

Badische Biographien. Hrsg. von Friedrich v. Weech. Bd. 1 ff. Karlsruhe 1875 ff. (Abkürzung: BadBi)

Badische Biographien. Neue Folge. Hrsg. von Bernd Ottnad, Bd. 1–3. Stuttgart 1983 ff. (Abkürzung: BadBiNF)

Hochreuther, Ina: Frauen im Parlament. Südwestdeutsche Abgeordnete seit 1919. Stuttgart 1992 (Abkürzung: Hochreuther)

Ihme, Heinrich: Südwestdeutsche Persönlichkeiten. Teil 1 und 2. Stuttgart 1988

Lebensbilder aus Schwaben und Franken. Bd. 7–16. Stuttgart 1960 ff. (Abkürzung: LB)

Schwäbische Lebensbilder. Bd. 1–6. Stuttgart 1940 ff. (Abkürzung: LB)

Historische Darstellungen

Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart. Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Stuttgart 1979

Boelcke, Willi A.: Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800–1889. Stuttgart 1989

Ders.: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs. Stuttgart 1987

Bosch, Michael (Hrsg.): Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte. Düsseldorf 1977

- Gönner, Eberhard; Haselier, Günther: Baden-Württemberg. Geschichte seiner Länder und Territorien. Freiburg/Würzburg, 2. Aufl. 1980
- Hug, Wolfgang: Geschichte Badens. Stuttgart 1992
- Kocka, Jürgen (Hrsg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. 3 Bde. München 1988
- Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1983
- Ders.: Deutsche Geschichte 1866–1918. Bd. I. Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1990
- Ders.: Deutsche Geschichte 1866–1918. Bd. II. Machtstaat vor der Demokratie. München 1992
- Oeftering, Wilhelm E.: Geschichte der Literatur in Baden. 3 Bde. Karlsruhe 1930–1939
- Rinker, Rainer; Setzler, Wilfried (Hrsg.): Die Geschichte Baden-Württembergs. Stuttgart 1986
- Sproll, Heinz; Thierfelder, Jörg (Hrsg.): Die Religionsgemeinschaften in Baden-Württemberg. Stuttgart 1984
- Stiefel, Karl: Baden 1648–1952. 2 Bde. Karlsruhe 1977
- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700–1815. München 1987
- Ders.: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1815–1845/49. München 1987
- Weller, Arnold: Sozialgeschichte Südwestdeutschlands. Stuttgart 1979
- Zeller, Bernhard; Scheffler, Walther (Hrsg.): Literatur im deutschen Südwesten. Stuttgart 1987

Frauengeschichte

- Becher, Ursula A.; Rösen, Jörn (Hrsg.): Weiblichkeit in der Geschichte. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der Frauengeschichte. Frankfurt 1988
- Blos, Anna: Frauen in Schwaben. 15 Lebensbilder. Stuttgart 1929
- Brehmer, Ilse (u. a. Hrsg.): Wissen heißt leben. Beiträge zur Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Düsseldorf 1983
- Dahlhoff, Jutta (u. a. Hrsg.): Frauenmacht in der Geschichte. Düsseldorf 1986
- Fieseler, Beate; Schulze, Birgit (Hrsg.): Frauengeschichte: gesucht – gefunden? Auskünfte zum Stand der historischen Frauenforschung. Köln 1991
- Frauen in der Geschichte (wechselnde Hrsg.). Bd. I–VI. Düsseldorf 1979–1986
- Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit. Frankfurt 1986
- Gerhard, Ute: Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Frankfurt 1990
- Dies. (u. a. Hrsg.): Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. Frankfurt 1990
- Glöckler, J. P.: Aus der Frauenwelt. 10 Lebensbilder aus den drei letzten Jahrhunderten. Stuttgart, 2. Aufl. 1868
- Hausen, Karin (Hrsg.): Frauen suchen ihre Geschichte. München, 2. Aufl. 1987
- Hermann, Werner; Neuhäuser Erika: Die Schwäbin. Stuttgart 1947
- Klein, Diethard H. (Hrsg.): Schwäbische Frauenbilder. Mühlacker 1986
- Kuhn, Annette: Frauengeschichtsforschung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B. 34–35/90, S. 3–15

- Metz-Göckel, Sigrid; Nyssen, Elke: Frauen leben Widersprüche. Weinheim 1990
- Moltmann-Wendel, Elisabeth: Freiheit, Gleichheit, Schwesterlichkeit. Zur Emanzipation der Frau in Kirche und Gesellschaft. München, 2. Aufl. 1978
- Nave-Herz, Rosemarie: Frauen zwischen Tradition und Moderne. Göttingen 1982
- Dies.: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, 2. Aufl. Düsseldorf 1987
- Ostner, Ilona (Hrsg.): Frauen. Soziologie der Geschlechterverhältnisse. Soziolog. Revue, Sonderheft 2, München 1987
- Riepl-Schmidt, Maja: Wider das verkochte und verbügelte Leben. Frauenemanzipation in Stuttgart seit 1800. Stuttgart 1990
- Schenk, Herrad: Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung. München, 5. Aufl. 1992
- Schröder, Hannelore (Hrsg.): Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation. 2 Bde. München 1981
- Schulz, Hans Jürgen (Hrsg.): Frauen. Porträts aus zwei Jahrhunderten. Stuttgart, 7. Aufl. 1990
- Strecker, Gabriele; Lenz M.: Der Weg der Frau in die Politik. Melle, 5. Aufl. 1984
- Twellmann, Margrit: Die deutsche Frauenbewegung. Ihre Anfänge und ersten Entwicklungen 1843–1889. Meisenheim 1972
- Weber-Kellermann, Ingeborg: Frauenleben im 19. Jahrhundert. München 3. Aufl. 1991

Abbildungsnachweis

Seite

- 21 oben: Freies Deutsches Hochstift (Frankfurter Goethe-Museum); Foto: U. Edelmann
- 21 unten: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
- 22 oben: Deutsches Theatermuseum, München
- 22 unten: Badische Landesbibliothek Karlsruhe
- 23 oben: Landesbildstelle Württemberg
- 23 unten: Internationale Jugendbibliothek, München
- 24 oben: H. Eberle, Geislingen
- 24 unten: Suhrkamp Verlag, Frankfurt
- 25 oben: Schiller-Nationalmuseum, Marbach a. N.
- 25 unten: aus: H. A. Köstlin, Josephine Lang. Leipzig 1881
- 26 oben: aus: Luise Adolpha Le Beau, Lebenserinnerungen einer Komponistin. Baden-Baden 1910
- 26 unten: B. Hänel, Lörrach
- 27 oben: K. Kirsch, Stuttgart
- 27 unten: Privatbesitz; Foto: Magnus Friedrichshafen
- 28 oben: Großheppacher Schwesternschaft, Weinstadt
- 28 unten: H.-O. Hähnle, Giengen
- 29 oben: B. Hänel, Lörrach
- 29 unten: H. A. Oehler, Haigerloch
- 30 oben: aus: Linus Bopp, Clara Siebert. Freiburg 1971
- 30 unten: Universitätsarchiv Heidelberg
- 31 oben: E. M. Lamparter
- 31 unten: Landesbildstelle Württemberg
- 32 oben: Puck, Berlin
- 32 unten: Landesbildstelle Württemberg
- 33 oben: Privatbesitz
- 33 unten: Privatbesitz
- 34 oben: Universitätsarchiv Heidelberg
- 34 unten: Stadtarchiv Reutlingen
- 35 oben: Privatbesitz
- 35 unten: Landesbildstelle Württemberg
- 36 oben: Städtisches Museum Ludwigsburg



Sophie
von La Roche



Therese Huber



Charlotte
Birch-Pfeiffer



Augusta Bender



Isolde Kurz



Jella Lepmann



Maria
Müller-Gögler



Marie Luise Kaschnitz



Luise Duttenhofer



Josephine Lang



Luise LeBeau



Helene
Siegfried-Aichele



Mia Seeger



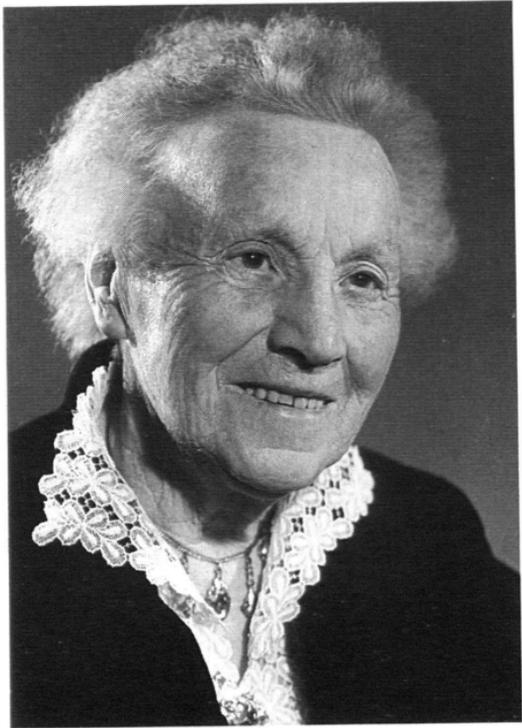
Königin Katharina
von Württemberg



Wilhelmine Canz



Lina Hähnle



Lisa Rees-Stier



Elisabeth
Oehler-Heimerdinger



Clara Siebert



Marie Baum



Luise Rist



Anna Haag



Frieda Unger



Stefanie (Stefie)
Restle

Vera Vollmer



Maria Bidlingmaier





Gerta von Ubisch



Elisabeth Gerdts-Rupp



Else Kienle



Margarete
Steiff



Mathilde Planck

Frauen in der Literatur

Hierzulande ist man stolz auf seine Dichter und Denker. Aber beim Aufzählen der »Großen«, Schiller und Hölderlin, Hebel, Wieland und Mörike, nennt niemand den Namen einer Frau. In der Reihe der Uhland und Schwab, Kerner und Hauff, da fällt vielleicht auch der Name von Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848), aber sie stammte ja nicht aus der Region, sondern hat nur ihre letzten Lebensjahre am Bodensee verbracht. Die Denkmäler und Gedenkstätten, die das 19. Jahrhundert seinen Helden – und dazu gehörten auch die Dichter – setzte, zeigen die populäre Wertung fast überdeutlich. Monumentale Schillerdenkmäler wurden hierzulande nicht nur in Stuttgart, sondern auch in Marbach und Mannheim errichtet. Wieland hat in Biberach, Hebel hat in Karlsruhe sein Denkmal. Mörike ist (zusammen mit Kerner, Vischer und Strauß) auf dem Obelisken in Ludwigsburg verewigt. In Tübingen steht zwar das Hölderlin-Denkmal etwas abseits, aber Uhland hat sein stattliches Denkmal am Neckarufer; für Ottilie Wildermuth findet man nur versteckt im »Seufzerwäldchen« auf der Neckarinsel eine Gedenktafel. An *Isolde Kurz* erinnert höchstens eine Gedenkplakette, für Viktor von Scheffel dagegen gibt es gleich mehrere, und dazu erhielt er noch ein gewaltiges Denkmal in Karlsruhe. (Auch die Gegenwart ehrt noch die großen Söhne mit einer repräsentativen Gedenkstätte, wie das z. B. Calw für Hermann Hesse getan hat. Vergleichbares für eine Frau, z. B. für *Marie Luise Kaschnitz*, gibt es nicht.)

Annette von Droste-Hülshoff, an die – außer ihrem »Fürstenhäusle« – nur eine vergleichsweise bescheidene Porträtbüste am Meersburger Schloß erinnert, hat in ihrem in Meersburg geschriebenen Gedicht »Am Turme« angedeutet, worin die Erklärung liegen könnte, daß Frauen nicht zu dem Parnas der »Großen« in der Dichtung gelangten:

»Wär' ich ein Jäger auf freier Flur
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,

So würde der Himmel mir raten;
Nun muß ich sitzen so fein und klar
Gleich einem artigen Kinde
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!«

Als erste Frau in diesem Buch wird *Sophie von La Roche* vorgestellt. Sie verbrachte ihre Jugend im Umkreis des Biberacher »MUSENHOFs« mit Christoph Martin Wieland. Die Schriftstellerin Sophie Brentano-Mereau (1770–1806) wurde die Frau ihres Enkels Clemens; sie lebte für kurze Zeit in Heidelberg und gehörte dort zum Kreis der Heidelberger Romantik (zuvor hatte sie schon in der Jenenser Romantik eine bedeutsame Position). Die erneuerte Heidelberger Universität zog junge Leute wie Brentano, Arnim, Eichendorff an, die in dem Zusammenspiel von (Schloß-)Ruine, Stadt, Fluß und Berg die Verwirklichung ihrer romantischen Sehnsucht nach Harmonie von Natur und Kunst fanden. Heidelberg war für sie ein Ort, wie geschaffen für die »Erstellung« der »Volks poesie« von »Des Knaben Wunderhorn«. Karoline von Günderode (1780–1806) hatte auch Zugang zu diesem Kreis der Heidelberger Romantiker über ihre (unglückliche) Liebe zu dem Philologen Friedrich Creuzer, einem Mythenforscher. Beide Frauen starben früh: Sophie Brentano bei der Geburt ihres dritten Kindes; Karoline von Günderode beging Selbstmord aus unerfüllter Liebe. Die Frauen aus dem »Umkreis von« tauchen in gängigen Literaturgeschichten nur am Rande auf; ihre Erwähnung verdanken sie in der Regel nicht ihren eigenen Leistungen, sondern der Tatsache, daß sie Ehefrau oder Geliebte, Schülerin oder Freundin eines berühmten Mannes waren.

Viele für die Literaturgeschichte bedeutsame Freundeskreise im Südwesten sind gänzlich »frauenfrei«. Das gilt für den Kreis um den jungen Schiller an der Hohen Karlsschule in Stuttgart ebenso wie für Hölderlin und später Mörike, Schwab, Hauff und Waiblinger am Tübinger Stift. Es gibt dafür zumindest eine Erklärung: diese Bildungseinrichtungen waren für Frauen nicht zugänglich, und es wäre auch nicht ganz einfach gewesen, als Zögling dieser streng geführten Schulen gebildete, gleichgesinnte Frauen kennenzulernen. Aus dem Umkreis der – im Vergleich zur Heidelberger – späteren und provinzielleren »Tübinger Romantik« mit Ludwig Uhland und Justinus Kerner ist nur eine Frau bekannt geworden, allerdings nicht als Schriftstellerin, sondern als begnadete Gastgeberin: Friederike Kerner (1786–1854), die Frau Justinus Kerners, sein »Rickele«. Das Kernerhaus in Weinsberg war zu ihren Lebzeiten ein Zentrum schwäbischer Gastfreundschaft, wo nicht nur Dichterfreunde wie Mörike, Lenau, Schwab und Hermann Kurz gerne gesehen waren.

In Stuttgart war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in drei Generationen das Haus Hartmann ein geistig-kulturelles Zentrum. Bei Emilie Reinbeck geb. Hartmann (1794–1846), selbst eine künstlerisch hochbegabte Frau, verkehrten Lenau, Uhland, Kerner, Schwab, Hauff und Kurz. Sie hatte engen Kontakt mit *Luise Duttenhofer* und auch mit *Therese Huber*. Das Hartmann- und das Kernerhaus sind vielleicht die schwäbisch-bescheidenen Gegenstücke zu den Salons, die in ihrer spezifischen Ausprägung in Württemberg ja ganz fehlen und in Baden erst später mit der Entwicklung Baden-Badens zu einer »europäischen Sommerresidenz« für kurze Zeit eine Bedeutung für die Literatur- und Musikgeschichte erhalten (vgl. das Kapitel: Frauen in Musik und Kunst).

Frauen waren im 19. Jahrhundert vor allem Leserinnen. Die »Lese-revolution«, die massenhafte Verbreitung von Büchern, literarischen Almanachen, gelehrten und unterhaltenden Zeitschriften ist ohne die Frauen als Lesepublikum nicht zu erklären. Frauen waren aber auch Autorinnen. Ein Massenpublikum verlangt Autoren, die für den Massengeschmack schreiben. Eine ausgesprochene Bestsellerautorin in der Nachfolge der Hedwig Courths-Mahler oder der Marlitt, E. war die Hohenloher Pfarrersfrau *Agnes Günther*. Die zunehmende Pädagogisierung, die Entdeckung der Kindheit und der Jugend als eigenständige Lebensphase brachten einen enormen Bedarf an spezieller Kinder- und Jugendliteratur. Hier waren – und sind bis heute – gerade auch Frauen außerordentlich produktiv, denn die Rolle einer Autorin von Kinder- und Jugendbüchern erscheint ja geradezu als Fortführung und Ergänzung der traditionell ihnen zukommenden Erziehungsaufgabe. Tony Schumacher (1848–1931) und Anna Schieber (1867–1945) schrieben zu ihrer Zeit vielgelesene Kinder- und Jugendbücher.

Jella Lepmann, die Gründerin der »Jugendbibliothek«, sah in dem Buch ein Mittel, die Jugend im freiheitlich-demokratischen Sinn zu erziehen.

Für viele Frauen war die Dichtung nicht – oder zumindest nicht vorrangig – Berufung, sondern Beruf im Sinne von Broterwerb. Solange ihnen andere Erwerbsmöglichkeiten nicht offenstanden, war die »Schriftstellerei« für Frauen aus dem Bürgertum (neben dem Erteilen von Privatunterricht) wohl die einzige akzeptierte Möglichkeit, Geld zu verdienen. Frauen mit etwas Bildung und schriftstellerischem Talent konnten versuchen, damit ihre Familie zu ernähren oder mindestens die Lücken in der Haushaltskasse zu stopfen. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß Schriftstellerinnen unter Erfolgsdruck vor allem gut verkäufliche, d. h. unterhaltende oder belehrende »Gebrauchsliteratur« verfaßten. Ein Beispiel dafür ist neben *Charlotte Birch-Pfeiffer* auch *Otilie Wildermuth* (1817–1877). Ihre literarische Liebe galt eigentlich

der Lyrik. Aber das »leidige Geld« war der Grund für ihre ersten Publikationen (Übersetzungen und Nachdichtungen), und der Erfolg – auch der finanzielle – ihrer »Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben« (1852) ließ sie bei der Prosa bleiben. Sie schrieb, vom Erfolg gedrängt, unglaublich viel, auch noch, als sie fürchtete, »ausgemostet« zu sein, wie sie es schwäbisch-drastisch selbst bezeichnete. Ihre enorme schriftstellerische Produktion ist um so imponierender, da sie – wie viele Frauen – »nebenher« schrieb, wenn ihr die Haushalts- und Familienpflichten »gute Zeit und Muße« ließen. Obwohl sie bewußt weder durch ihr Leben noch durch ihre Werke die traditionelle Frauenrolle in Frage stellte, mußte sogar sie sich gegen den Vorwurf eines Rezensenten rechtfertigen, weshalb sie als Frau überhaupt schreibe: »Ja, der Mann (der Rezensent) hat nicht Unrecht, nur muß er bedenken, daß ich mich erstens durch die Schriftstellerei nicht entbunden glaube von den eigentlichen Frauenpflichten, u. 2.) daß es gewisse Wahrheiten giebt, die nur Frauen den Frauen sagen können, da müssen sich doch Einige aufopfern u. müssen's ihnen sagen« (Brief an Justinus Kerner). Mit ihren beiden Bänden »Aus dem Frauenleben« (1855) schuf sie sich denn auch eine ausgesprochene »Leserinnengemeinde«. Obwohl sie sich nicht direkt und öffentlich für die Frauenbewegung einsetzte, gab sie durch ihr Leben das Beispiel einer selbständigen Frau, und mit ihren Werken (die ja in breitem Umfang Frauenschicksale darstellten) bot sie vielfältige Identifikationsmöglichkeiten. Otilie Wildermuths besondere Begabung lag in der präzisen Beobachtung und der genauen Beschreibung. Ihre bis heute viel gelesenen »Schwäbischen Pfarrhäuser« (1850) bringen sehr scharfe und treffende Milieuschilderungen; die Anekdote erzählt, daß sich nach dem Erscheinen des Buches allein elf Pfarrhäuser von ihrem Porträt »Das geizige Pfarrhaus« getroffen gefühlt hätten. Mit ihren besten Werken muß man sie sicher in die Reihe der bedeutenden Realisten ihrer Zeit stellen und mit zu den Begründern einer realistischen Heimatliteratur zählen. Die Heimatliteratur erscheint überhaupt als die Gattung, in der Frauen aus dem Südwesten Eigenständiges und Besonderes leisten. Um die Jahrhundertwende finden wir in den Werken von *Harriet Straub* und *Augusta Bender* genaue Darstellungen ihrer badischen Heimat, und in den letzten Jahren ist die von Frauen geschriebene Heimatliteratur aus Oberschwaben – für die *Maria Müller-Gögler* hier beispielhaft steht – über die Region hinaus zu Bedeutung gelangt.

Literaturhinweise

Brinker-Gabler, Gisela: Deutsche Literatur von Frauen. 2 Bde. München 1988
Friedrichs, Elisabeth: Die deutschsprachigen Schriftstellerinnen des 18. und 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1981

Scheuffele, Thomas (Hrsg.): Land der Dichtung. Dichters Lande. Ein literarischer Wegweiser durch Baden-Württemberg. Stuttgart 1981

Literatur zu den im Text genannten Frauen

Brentano-Mereau, Sophie; Schwarz, Gisela: Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800. Zur Situation von Schriftstellerinnen am Beispiel von Sophie Brentano-Mereau. Bern 1992

Droste-Hülshoff v., Annette; Berglar, Peter: Annette v. Droste-Hülshoff. Reinbek 1967

Günderode v., Karoline; Wolf, Christa: Karoline von Günderode. Der Schatten eines Traumes. Darmstadt 1979

Schieber, Anna: LB 13

Schumacher, Tony: LB 14

Wildermuth, Ottilie; Wildermuth, Rosemarie: Ottilie Wildermuth. Marbach 1986. Zitat: S. 60

Sophie von La Roche (1731 – 1807)

Ein Lehrbuch für Frauen und Töchter des bürgerlichen Standes

Auf die Frage nach ihrer Bibliothek antwortet Sophie von La Roche einer Leserin ihrer Zeitschrift »Pomona« im 5. Heft 1783 mit einer »Geschichte meines Kopfes«. Die einzigen Stationen ihrer Bildungsgeschichte, die sie dann an Orten festmacht, liegen im Südwesten. Sie schreibt: »In Wieland, meinem Verwandten, sah ich schöne Wissenschaft; durch meine Verbindung mit La Roche Staatskunst der Höfe, und in dem Haus des Erlauchten Grafen von Stadion den Genius der edlen grossen Welt in der Nähe; – auf seinen Gütern in Oberschwaben das Verdienst des Kornbauern, und im Württembergischen dieß von dem Weingärtner – und alsdann den erhabenen Cirkel der Fürsten. ... Ich merkte mir die Bücher und Sachen, von denen diese Männer in ihren Erholungsstunden gerne sprachen – und auf diese Art wurde mein Kopf bereichert, und mein Leben verschönert.«¹ Damit sind die wesentlichen Stationen ihres inneren Werdeganges bestimmt: Den entfernt verwandten Vetter Christoph Martin Wieland lernte die 1731 als Marie Sophie Gutermann in Kaufbeuren geborene 1750 in Biberach kennen. Die erotisch gefärbte, empfindsame Freundschaft, die zu einer heimlichen Verlobung führte, wurde erneuert, als Sophie den kurmainzischen Hofrat Georg Michael Frank von La Roche geheiratet hatte. La Roche war unehelicher Sohn des Grafen Stadion und stand als Sekretär in dessen Diensten. Die Zeit am Hofe in Mainz (1754–1762) erwähnt Sophie in der »Geschichte ihres Kopfes« nicht. Statt dessen rückt sie die anschließende Lebensphase auf dem Alterssitz des Grafen Stadion in den Vordergrund; zwischen 1762 und 1786 (dem Todesjahr des Grafen) hielt sie sich in Warthausen bei Biberach auf. Dort entwickelte sich der anregende »Cirkel«, der aus dem Grafen, dem Ehepaar La Roche und dem »geistigen Hausfreund« Wieland bestand. In dieser Atmosphäre entstanden auch die ersten Entwürfe zu dem Roman, der Sophie von La Roche weitbekannt machen sollte, die »Geschichte des Fräuleins von Sternheim«. Wieland half bei der Publikation, korrigierte den Text, fügte einige erläuternde Anmerkungen hinzu und vermittelte das redigierte Exemplar mit einer

Vorrede an den Verleger. Mit dem deutlichen Hinweis auf die Projektion des mittlerweile bekannten Schriftstellers Wieland, »Von einer Freundin derselben aus Original-Papieren und anderen zuverlässigen Quellen gezogen Herausgegeben von C. M. Wieland«, erschienen die beiden Bände 1791,² als das Ehepaar bereits in Ehrenbreitstein bei Koblenz Wohnung genommen hatte. La Roche hatte dort im gleichen Jahr (nach zweijährigem Aufenthalt in Bönningheim) die Stelle des Staatsrats (später Kanzlers) des Erzbischofs von Trier angenommen.

Der Roman wurde ein großer Erfolg und nimmt mit seiner Geschichte einer empfindsamen Seele in seinem Lebensgefühl Goethes »Werther« und die Betrachtungen einer »schönen Seele« im »Wilhelm Meister« vorweg. Die Geschichte eines tugendhaften Fräuleins, das vom Land in die Intrigen des Hofes gerät und nach zweimaliger Entführung und einer fingierten Hochzeit einsam im schottischen Hochland von einem Bösewicht gefangengehalten stirbt – diese rührende Geschichte, die dann nach tränenreichen Worten des tugendhaften Verehrers am vermeintlichen Grabe doch noch ein Happy-End fand, traf so genau das Lebensgefühl der Zeit, daß der Roman rasch zum Bestseller wurde. Caroline Flachsland, die Braut Herders, äußerte sich enthusiastisch: »Mein ganzes Ideal von einem Frauenzimmer! sanft, zärtlich, wohlthätig, stolz und tugendhaft und betrogen. Ich habe köstliche, herrliche Stunden beim Durchlesen gehabt. Ach, wie weit bin ich noch von meinem Ideal, von mir selbst weg! welche Berge stehen gethürmt vor mir! ach! ach!«³ Eine große Zahl von Trivialromanen folgte dem Muster dieses gefühlvollen Briefromans, der sich seinerseits an Richardsons Briefromane anlehnte.

Doch nicht diese Wirkung des Romans macht ihn bedeutend, sondern die Tatsache, daß er aus der Perspektive einer Frau stammt und daraus keinen Hehl macht. »Sie machen ... besonders Ihrem Geschlechte ein Geschenk mit einem Originalbuche, das in seiner Art unschätzbar ist«, hatte ihr Wieland am 24. November 1791 geschrieben und aufmunternd hinzugefügt: »Meine gute Frau sehnt sich darnach, es gedruckt zu lesen, und meine Töchter sollen daraus Weisheit und Tugend lernen.« Als Lehrbuch für Frauen und Töchter des mittleren, bürgerlichen Standes fungierten denn auch die Texte von Sophie von La Roche. Ihre Heldinnen stammen stets aus dieser Schicht: Sophie von Sternheim ist nicht der Typus der reichen Adligen; ihre Mutter ist bürgerlich, und als sie von Verwandten unter Vorwänden in die Residenzstadt gelockt wird, entpuppt sie sich rasch als unerfahrenes Mädchen vom Lande. Ähnlich war es der Autorin Sophie selbst ergangen, die als Tochter eines in Augsburg lebenden Arztes und Dozenten durch die Heirat mit dem natürlichen Sohn des

Grafen Stadion in das höfische Leben eingeführt wurde und hier zunächst die Rolle der gut gebildeten, aber unbedarften höheren Tochter spielte, die allmählich in die große Welt hineinwuchs.

Vermutlich träumten viele höhere Töchter im 18. Jahrhundert von diesem Lebensweg. Ein Leben ohne wirtschaftliche Sorgen bedeutete diese Existenz an den kleinen Residenzen der deutschen Kleinstaaten, sofern man zu dem höfischen Zirkel gehörte. Im Roman der Sophie von La Roche erfuhren die Leserinnen mehr über diese Lebensumstände: Aufregende Intrigen und Klatschgeschichten, Berichte von Mylords, die nichts anderes im Sinne hatten, als den schönsten Frauen nachzustellen. Es sind Elemente des Rokoko, die sich im Bereich des Hofes noch erhalten hatten. Die Heldin dagegen vertritt die Ideale des aufgeklärten Bürgertums, das sich anschickte, diese Welt der oberen Zehntausend zu erobern. Sie kämpft mit den Waffen einer christlich fundierten, empfindsamen Moral, die mit den »moralischen Wochenschriften« aus England nach Deutschland gelangt war, und ist damit – so wird den Leserinnen vor Augen geführt – immun gegen die Anfechtungen des höfischen Lebens, gegen die Verlockungen von Reichtum und Eitelkeit. Wir erleben eine Frau, die dem Fürsten und seinem Hof innerlich überlegen ist und noch gedemütigt triumphiert wie eine Märtyrerin. Diese Frau scheint seelisch gebrochen und bleibt doch letzten Endes Siegerin über die männlich dominierte Welt. Die Leserinnen konnten sich über weite Strecken mit der Heldin identifizieren, die sie ihrerseits – was die Empfindungen und moralischen Werte betrifft – mit der lebenden La Roche gleichsetzten.

Der Fürst selbst hatte Sophie von Sternheim zur Mätresse ausersehen und verwöhnte sie mit kostbaren Kleidern, Schmuck und gezielten Komplimenten. Mylord Derby, der Bösewicht und welterfahrene Höfling, weiß recht bald, daß er Sophies Gunst nur erlangen kann, wenn er selbst Tugend vorspiegelt. Er ist mit diesem Trick zunächst erfolgreich, geht mit Hilfe eines verkleideten Pfarrers eine Scheinehe mit ihr ein, verwirft die Angebetete jedoch, als er feststellen muß, daß ihre Liebe immer noch dem Konkurrenten Mylord Seymour gilt. Erst am Schluß des zweiten Buches, nach zahlreichen Verwicklungen, siegt dieser tugendhafte Bewerber, dessen edler Bruder inzwischen ebenfalls um Sophie von Sternheim geworben hatte. Er verzichtet – und erst als Mylord Seymour versichert: »ich werde um ihretwillen sterben«,⁴ und als Sophie berichten kann: »Der liebenswürdige Seymour ist täglich zu meinen Füßen!«,⁵ ist er reif genug für die eheliche Verbindung.

Die so demonstrierte innere Überlegenheit der Frau ist also der seriöse Kern der Publikationen von Sophie von La Roche. In ihrer Zeitschrift »Pomona«, die sie »Teutschlands Töchtern« widmet, ver-

öffentlich sie in loser Folge Erziehungsbriefe, die sich an die 15jährige Lina richten und dieses Mädchen vorbereiten sollen auf die Bewährung im Sinne der Sophie von Sternheim. Ein bestimmtes Maß an Bildung gehört dabei zum Programm, aber die traditionellen Rollen von Mann und Frau werden nicht in Frage gestellt: »... soll ich suchen meine junge[n] Frauenzimmer gelehrt zu machen?«, lautete schon im Roman die entscheidende Frage, der unweigerlich die Antwort folgte: »Gott bewahre Sie vor diesem Gedanken, der unter tausend Frauenzimmern des Privatstandes kaum bei *einer* mit ihren Umständen paßt! Nein, liebe Madame C-, halten Sie sie zur Übung jeder häuslichen Tugend an; aber lassen Sie sie daneben eine einfache Kenntniss von der Luft, die sie atmen, ... erlangen; einen Auszug der Historie, damit sie nicht ganz fremde dasitzen und Langeweile haben, wenn Männer sich in ihrer Gegenwart davon unterhalten, ... lassen Sie sie jedes Wort, so eine Wissenschaft bezeichnet, verstehen. Zum Ex[empel] was Philosophie, was Mathematik sei – aber von der Bedeutung des Ausdrucks *edle Seele*, von jeder wohlthätigen Tugend geben Sie ihnen den vollkommensten Begriff, ... am meisten durch Beispiele von Personen.«⁶ Diese Art von Bildung (die wir heute als Halbbildung zu bezeichnen pflegen) ist für alle Stände erreichbar und nützlich, sie ist keinesfalls dazu geeignet, das Standesgefüge selbst in Frage zu stellen. Lina wird deshalb sogleich instruiert: »Eine Magd, die mit Fleiß und Treue ihren Dienst verrichtet, ihren Verstand für das Beste ihrer Herrschaft verwendet, Härte und Uebermuth mit Geduld trägt, ist ein viel edleres Geschöpf, als die Frau, die ihre ohngefähre Glücksvorzüge mißbraucht.«⁷

Sophie von La Roche selbst mischte sich – wenn man ihrer Selbstdarstellung in der »Pomona« trauen darf – in die wissenschaftlichen Gespräche, die La Roche mit Wieland und anderen Persönlichkeiten führte, kaum ein und stilisierte sich zur Dame des höheren Standes, die ihre Freizeit den feineren Handarbeiten widmete. In der »Antwort auf Fragen nach meinem Zimmer« schilderte sie die Situation in Speyer (wohin sie nach der Entlassung ihres Mannes 1780 gezogen war): »Ein grün Tischelgen vor mir, an dem Morgens acht Uhr das Frühstück genommen wird, nach welchem der Herr von Hohenfeld, oder mein Mann etwas aus einem Journal, oder gelehrten Zeitungen lesen, und darüber sprechen. Ich höre bey meinen Näh- oder Strickarbeit zu, rede manchmal mit, oder bemerke nützlich und still, was beyde sagen. ... besonders seit dem ich bemerkte, daß Männer von grosser Geburt und Geist mir bey dem häuslichen Fleiß meiner Nadel noch mehr Hochachtung zeigten, als bey der Beschäftigung meiner Feder.«⁸ Information war wichtig für den gesellschaftlichen Umgang; selbständiges Weiterdenken schien der Frau nicht gegeben: »Ich suchte einen

richtigen Begriff von allem zu haben, was Menschen wissen und thun können. ... Denn meine Eigenliebe selbst, die mich nach Gelehrsamkeit lüstern gemacht hatte, sagte nun: da es nicht sicher sey, daß ich etwas neues gefunden hätte, so würde mein ganzes Wissen am Ende allein in auswendiglernen bestanden haben, wodurch ich bey den Männern der Papagay gewesen wäre, welcher ihre Gedanken wiederholte – und bey den Weibern der mit fremden Federn geschmückte Vogel.«⁹

Mit den Vorstellungen von Emanzipation, die im 19. Jahrhundert formuliert werden, hat dies noch wenig gemein. Sophie von La Roche stärkt zunächst nur das Selbstbewußtsein der Frauen, die ihre Romane und Lehrbriefe lesen. Ihre Lektion für die Männer formuliert sie so: »Hingegen sollten junge Männer auch gewöhnt werden, uns nicht nur in der Jugend wegen der Anmuth unserer Reize für artige Puppen ihrer Tändeljahre, und als Weiber – für erworbenes Hausgeräthe zu achten, sondern das Verdienst der Freundin in uns zu betrachten und zu verehren.«¹⁰ Solche Ansätze von Kritik, die sehr modern klingen und etwa dem entsprechen, was Friedrich Schlegel in seiner »Lucinde« zu Beginn des 19. Jahrhunderts forderte,¹¹ sind jedoch selten; in der Regel nimmt Sophie von La Roche das traditionelle Rollenverständnis auf, versucht lediglich, die zu bloßer Form erstarrten Werberituale (mit dem unterwürfigen Kniefall des werbenden Mannes) mit neuem Inhalt zu füllen. Die Frau soll sich zwar in ihre gottgegebene Rolle fügen, zugleich aber die damit verbundene moralische und emotionale Überlegenheit konsequent ausleben und die vergleichsweise groben Vertreter des anderen Geschlechts in die Schranken weisen. Sie ist »überzeugt, daß meinem Geschlecht das moralische Gebiet der schönen wohlthätigen Empfindungen, und den Männern dieß von starken Gedanken und großen Thaten angewiesen seye.«¹²

Die Männer sind deshalb in ihren Romanen tatendurstige Lüstlinge, die erst bei ihrer Werbung eine gewisse Läuterung erfahren. Nur wenige Exemplare dieses Geschlechts ragen heraus und finden dann zu einer Tugend, die der Frau auch auf Dauer ein hohes Maß an Achtung und Respekt in der Ehe entgegenbringt.

Die Figur der Sophie von Sternheim ist in einer Hinsicht der realen Sophie von La Roche überlegen. Die Romanheldin bestimmt ganz allein und nicht ohne trotzigem Eigenwillen, mit wem sie die Ehe eingeht. Den Vorstellungen der Tante widersetzt sie sich konsequent; die höfische Etikette berücksichtigt sie nur solange, wie sie es mit ihrem Gewissen vereinbaren kann. Die Leser und Leserinnen, die nach der Lektüre der Sternheim eine in diesem Sinne selbständige, unkonventionelle oder gar »aufmüpfige« Sophie (von La Roche) kennenlernen wollten, waren enttäuscht. Goethe (oder sein Freund Merck)

feierte zunächst in einer Rezension der »Frankfurter Gelehrten Anzeigen« ihr Werk als originelles, authentisches, sehr persönliches Buch einer empfindsamen Frau, das den Forderungen des Sturm-und-Drang und seiner Natur- und Genie-Ästhetik entgegenkommt: »Allein alle die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurtheilen ein Buch – es ist eine *Menschenseele* ... Es war ihr wahrscheinlich darum zu thun, sich selbst Rechenschaft zu geben, wie sie sich in der Situation ihrer Heldinn würde betragen haben; und also betrachtet sie den Plan der Begebenheiten, wie ein *Gerüste zu ihren Sentiments*.«¹³ Als Goethe jedoch die Autorin kennengelernt hatte, war er – wie viele Besucher im Hause von La Roche – enttäuscht, als er eine angepaßte, konventionelle Frau fand. 1799 – nach der Lektüre der Zeitschrift »Pomona« und der persönlichen Begegnung – zählte er sie »zu den nivellirenden Naturen, sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an.«¹⁴ Ähnlich vernichtend ist das Urteil von Joseph von Eichendorff, der in seinem Aufsatz »Die deutsche Salon-Poesie der Frauen« (1847) schreibt: »Sophie v. Laroche ... sitzt ein halbes Jahrhundert lang unverrückt auf dem Throne konventioneller Grazie, und hält mitten in dem schrecklichen Tosen und Getümmel der Kraftgenies zarten Minnehof der Sentimentalität mit reisenden Literaten, die liebselig ihre langweiligen Korrespondenzen vorlesen.«¹⁵

Konventionell verhielt sich Sophie auch, als es um die Eheanbahnung ging. Die Wahl des eigenen Ehegatten wurde ausschließlich von ihrem Vater getroffen: Er handelte zunächst eine Ehe mit seinem italienischen Kollegen und Hauslehrer der Tochter (Bianconi) aus und unterbrach die Verbindung rüde, als der Bewerber die Vereinbarungen zur Konfession nicht unterschreiben wollte. Die Verlobung mit Wieland strafte er durch Ignorieren, und die Ehe mit La Roche wurde über den Kopf der Tochter hinweg ausgehandelt. Sophie von La Roche verfuhr mit ihren Töchtern entsprechend. Maximiliane wurde mit dem reichen Witwer Peter Anton Brentano in Frankfurt verbunden, der eine Mutter für seine sechs Kinder suchte, Luise mit dem Koblenzer Rat Möhn, einem notorischen Trinker und Grobian. Ausschlaggebend waren in beiden Fällen nicht die Neigungen der Töchter, sondern ausschließlich die gesicherte Versorgung – eine Denkweise, die bereits bei Goethes Mutter auf scharfe Ablehnung stieß und demnach nicht mehr zeittypisch war.

Im Vergleich zu den Vertreterinnen der romantischen Generation (Dorothea und Caroline Schlegel oder Rahel Varnhagen) war Sophies Lebensstil ganz von den Konventionen des 18. Jahrhunderts bestimmt. Der »Salon«, den sie in Ehrenbreitstein führte, läßt sich – trotz prominenter Besucher – keinesfalls in die Tradition der roman-

tischen Salons einordnen, die fast zur gleichen Zeit in Berlin aufkamen und unter der Leitung herausragender, geistvoll-unkonventioneller Salonnières standen.

Erst in der Offenbacher Zeit (1786–1807) erweist Sophie – inzwischen zur Witwe geworden – der neuen Generation einen Dienst, indem sie sich der Enkel Clemens und Bettine annimmt. Schon bei der Beziehung des jungen Studenten zu der Schriftstellerin Sophie Mereau legte sie andere Maßstäbe an als bei ihren eigenen Kindern. Sie unterstützte den Plan einer Ehe mit der geschiedenen Sophie Mereau und förderte nachhaltig die antibürgerliche Haltung des jungen Dichters Clemens Brentano. Bettine lebte seit 1797 (mit Unterbrechungen) in ihrem Haus in Offenbach und erhielt dort eine sehr liberale Erziehung. Die Großmutter gab ihr zwar allerlei Lektüreaufweisungen und ließ sie von Hauslehrern traktieren, gewährte Bettine jedoch genügend Freiraum für ihre eigenwilligen Ideen und provokativen Auftritte als enfant terrible jeglicher konventioneller Geselligkeit. »Ich soll doch mein eigen werden, dies ist doch der Wille meines Ichs, denn sonst wäre ich umsonst; dies eine, was mich eigentümlich aus dem Gesamtsein herausbildet, das ist der Adel des freien Willens in mir; Eines Strebens bin ich mir bewußt, weil sich alle meine Kräfte darin bewegen. Das ist innere *Unantastbarkeit*. ... Nur in der Freiheit ... gefällt mir das Leben.« So formulierte sie in Offenbacher Briefen an den Bruder.¹⁶ Von den Idealen einer Sophie von Sternheim hat sich das junge Mädchen, das im Hause der La Roche Kontakte zu vielen hervorragenden Zeitgenossen knüpfen konnte, weit entfernt. Die Großmutter ließ sie gewähren und unterstützte nach Kräften die Distanzierung von der kommerziellen Welt des Frankfurter Großbürgertums, möglicherweise ein Hinweis darauf, daß sie die Zeichen einer neuen Zeit im Alter (und in der Distanz vom höfischen Lebensstil) doch verstanden hatte.

Anmerkungen

- 1 Sophie von La Roche: *Pomona für Teutschlands Töchter*. Nachdruck der Original-Ausgabe Speyer 1783–1874. Hrsg. mit einem Vorwort von Jürgen Vorderstemann, München u. a. 1987, hier Band I, S. 428 f.
- 2 Der Roman ist heute in Nachdrucken wieder zugänglich. Wir zitieren ihn (als *Sternheim*) aus der Reihe »Die Fundgrube« (36), Nachwort und Zeittafel von Günter Häntzschel, München 1976. Der Band eröffnet mit seinem informativen Nachwort und seinen Literaturhinweisen einen guten Zugang zu Werk und Leben der Sophie von La Roche.
- 3 Zit. nach Sternheim, S. 321.
- 4 Sternheim, S. 291.

- 5 Sternheim S. 293.
- 6 Sternheim, S. 232 f.
- 7 Pomona, Bd. 1, S. 19.
- 8 Pomona, Bd. 1, S. 248 f.
- 9 Pomona, Bd. 1, S. 424 f.
- 10 Pomona, Bd. 1, S. 427.
- 11 Schlegel wendet sich dagegen, daß die Frau zum Objekt erniedrigt wird, und entwirft das Bild einer Partnerin, die zugleich Geliebte, Freundin und Mutter sein soll.
- 12 Pomona, Bd. 1, S. 426.
- 13 Zit. nach Sternheim, S. 322 f.
- 14 Brief an Schiller vom 24. Juli 1799; zit. nach Sternheim, S. 335.
- 15 Joseph von Eichendorff: Geschichte der Poesie. Schriften zur Literaturgeschichte. Hrsg. v. Hartwig Schultz, Frankfurt 1990, S. 294.
- 16 Bettine von Arnim: Clemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Hrsg. v. Hartwig Schultz, Frankfurt 1985, S. 121 und 213.

Literaturhinweise

Der in Anm. 2 genannte Sternheim-Reprint enthält neben der empfehlenswerten Einführung eine Auswahlbibliographie. Darüber hinaus sind zu empfehlen:

- Maurer, Michael (Hrsg.): Ich bin mehr Herz als Kopf. Sophie von La Roche. Ein Lebensbild in Briefen. München 1983
- Maurer, Michael (Hrsg.): Das Gute und das Schöne. Sophie von La Roche (1730–1807) wiederentdecken? Euphorion 79, Heidelberg 1985, S. 111–138
- Vorderstemann, Jürgen: Sophie von La Roches Speyerer Jahre (1780–1786). Euphorion 86, Heidelberg 1992, S. 148–170

Therese Huber (1764–1829)

Zwischen Nähzeug und Mannskleid

»Sie war von Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen der Zeit«,¹ befand Wilhelm von Humboldt; darüber hinaus könnte manches Urteil illustrier Persönlichkeiten der Goethezeit herangezogen werden, um das Bild der einst bekannten Schriftstellerin, Journalistin, Übersetzerin Therese Huber zu beleuchten.

Schon die Eckdaten ihres Lebens deuten auf eine bewegte »Geschichte«: Das Ende des Absolutismus, die Französische Revolution, die Schreckensherrschaft der Jakobiner, der Aufstieg Napoleons und der Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, die Befreiungskriege und der Fall Napoleons, der Wiener Kongreß und die Restauration, wirtschaftliche Krisen und gesellschaftlich-soziale Umstrukturierungen desorientierten die Menschen Mitteleuropas. Der Adel kämpfte um den Erhalt der Ständegesellschaft und erlebte seinen Niedergang, das Bürgertum kämpfte um die Etablierung und erlebte seinen Aufstieg. Neue Produktionsbedingungen führten zum Zerfall des »ganzen Hauses«² und zur Entstehung der modernen Kleinfamilie; diese substantiellen Umwälzungen stellten zwangsläufig auch die Geschlechterrollen in Frage. Überdies lebte man in einer Zeit, in der man gerade begonnen hatte, »ich« zu sagen, in der das »neuentdeckte« Individuum ein Recht auf Selbstbestimmung und Selbstverantwortung forderte – gegenüber gesellschaftlichen Verkrustungen ebenso wie gegenüber konfessionellen Dogmen. Der Katalysator bürgerlicher Emanzipationsbestrebungen, die schöngeistige Literatur, leistete bei diesem Prozeß Entwicklungs- und Orientierungshilfe; dabei entdeckte die Literatur insbesondere die Frau und die Frau die Literatur. Dies ist in groben Zügen der Rahmen, in dem Leben und Werk Therese Hubers plaziert sind.

Therese Hubers Biographie ist für damalige Zeiten durchaus ungewöhnlich: Marie Therese Wilhelmine kam am 7. Mai 1764 als zweites Kind des Altphilologen Christian Gottlob Heyne und seiner ersten Frau, Therese, geb. Weiß, in Göttingen zur Welt. Über ihre Kindheit sprach sie zeit ihres Lebens bitter. Ihrer leiblichen Mutter, die starb,

als Therese elf Jahre alt war, warf sie »die Unordnung, den Schmutz, die Ärmlichkeit«³ der Haushaltung vor; die viel bewunderte Frau bezichtigte sie der Untreue, der Schwärmerei und der Depressivität. Umgekehrt verteidigte die Tochter den vergötterten Vater, obwohl dieser ein distanzierendes Verhältnis zur Familie unterhielt und die Beziehung zwischen ihm und seiner ältesten Tochter »von beiden Seiten ohne Zutrauen«⁴ war. Als sich Heyne wieder verheiratete, gestaltete sich das Familienleben nicht einfacher: Eifersüchteleien, vor allem zwischen Therese und ihrer Stiefmutter Georgine Brandes, verschärften die Situation. Zur Überbrückung wurde Therese 1777 in ein französisches Pensionat nach Hannover geschickt. Der einjährige – und übrigens einzige – Schulbesuch diente jedoch nicht der systematischen Bildung, sondern ausschließlich der Vorbereitung auf eine standesgemäße Ehe. Schreiben und Lesen lernte Therese von ihrem Bruder; von Studenten erhielt sie diverse, dem Zufall überlassene Lektionen: »ich lernte als Kind fast gar nichts.«⁵ Statt dessen widmete sie sich um so intensiver der Lektüre; die Leseliste ihrer Kindheit und Jugend umfaßt das gängige Repertoire der Modeliteratur aus Empfindsamkeit und Sturm und Drang, daneben aber auch historische und gesellschaftskritische Abhandlungen. Die bei einem Mädchen beargwöhnte Belesenheit, die »Blaustrümpfigkeit« Therese Heynes und ihr unangepasstes Verhalten brachten die Professorentochter immer wieder in Konflikt mit den bürgerlichen Moralvorstellungen, so daß sie der als philiströs empfundenen Universitätsstadt und dem Elternhaus bald zu entfliehen suchte.

Ihre 1785 geschlossene Ehe mit dem Weltumsegler, Schriftsteller und späteren Jakobiner Johann Georg Forster schien ihre Hoffnung zu befriedigen: Ihre Hochzeitsreise führte sie in Weimar, Berlin und Warschau mit bedeutenden Persönlichkeiten zusammen; am neuen Wohnort aber, dem damals polnischen Wilna, wo Forster eine Professur für Naturgeschichte innehatte, empfing sie erst recht eine enge und öde Welt. Ehe, Mutterschaft – 1786 wurde ihr erstes Kind Therese geboren – und gesellschaftliche Aufgaben versuchte sie, im Gefühl getreuer Pflichterfüllung zu bewältigen. Dies scheiterte allerdings an der Leidenschaft, die sie zunächst für den Göttinger Bibliothekar Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, dann für den sächsischen Gesandtschaftssekretär und späteren Publizisten Ludwig Ferdinand Huber empfand: »Ich bin die gewissenhafteste Mutter, Hausfrau und Freundin dieses edlen Mannes gewesen, aber eine unglückliche Gattin, denn mein Herz, von Einbildungskraft und Lebhaftigkeit verführt, suchte Liebe – als Leidenschaft –.«⁶ Im Oktober 1788 war die Familie nach Mainz übergesiedelt, wo Forster an der Universität eine Stelle als Oberbibliothekar antrat. Noch im selben Jahr freundete sich das

Ehepaar Forster mit Ludwig Ferdinand Huber an. Nach dem Beginn der intimen Beziehung zwischen Therese Forster und Huber (1790) lebte man für zwei Jahre eine »ménage à trois«, aus der zwei Kinder mit unklarer Vaterschaft hervorgingen – nach außen wurde das Gesicht gewahrt. An der Seite der beiden Männer begrüßte Therese Forster die Französische Revolution und erlebte in Mainz die Gründung der ersten Republik auf deutschem Boden. 1792 schließlich nutzte sie die Kriegswirren und flüchtete mit ihren Kindern in die Schweiz, wohin ihr Huber folgte, während Forster als Deputierter des Mainzer Nationalkonvents nach Paris reiste. Nun erst regte sich allmählich der Argwohn der Öffentlichkeit. Mit Forsters Bekenntnis zum Jakobinismus geriet die vermeintliche Jakobinerin und untreue Ehefrau in Isolation, man bezichtigte sie, ihren Mann in den politischen Fanatismus getrieben zu haben. Diese Ächtung konnte Therese Huber nur schwer verkraften, und sie bemühte sich zeitlebens um ihre Rehabilitierung. Da Forster 1794 – während der Scheidungsverhandlungen – gestorben war, stilisierte sie sich zur armen Witwe, der sich Huber barmherzig angenommen hatte.

An der Seite ihres »Wohltäters«, den sie noch 1794 heiratete, fand Therese Huber endlich zu einer glücklichen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, der bald auch die Rückkehr aus dem Schweizer Exil und die ersehnte gesellschaftliche Wiederanerkennung folgte. In Stuttgart, wohin Huber als Redakteur der neugegründeten »Allgemeinen Zeitung« 1798 von J. F. Cotta geholt worden war, führten sie ein anregendes Leben im Kreis von internationalen Diplomaten, französischen Emigranten und schwäbischen Dichtern (u. a. Johann Heinrich Haug, Friedrich von Matthisson und Friedrich Hölderlin), vor allem aber der Familie des Staatsrates August von Hartmann. Trotzdem fiel die Reintegration schwer, die Identifikation mit Deutschland wollte nicht mehr gelingen; Therese Huber blieb die Sehnsucht nach dem französischen und Schweizer Kulturbereich eigen, und entsprechend zurückhaltend reagierte sie auf nationale Bestrebungen in Deutschland. Mit der Verlegung der »Allgemeinen Zeitung« ins bayerische Ulm und der Ernennung Hubers zum Landesdirektionsrat der Provinz Schwaben in Schulangelegenheiten schien der Familie die lange erstrebte Etablierung gelungen zu sein. Doch im Sommer 1804 starben binnen weniger Wochen zwei Töchter, und am 24. Dezember folgte diesen nach kurzer Krankheit – erst vierzigjährig – Huber nach.

Ohnehin gezeichnet von den Anstrengungen vergangener Jahre, konnte sich Therese Huber nur schwer von den Verlusten erholen; hinzu kam die Sorge um den Lebensunterhalt für ihre Familie. 1806 zog sie mit den beiden jüngsten Kindern, den einzig überlebenden von sieben (oder acht) Kindern aus der Verbindung mit Huber, zur

jungverheirateten Claire von Greyerz, geb. Forster, in das schwäbische Dorf Stoffenried, 1807 folgte sie dieser nach Günzburg. In der Donaustadt blieb sie fast zehn Jahre, in denen sie das stille »Leben einer Krähwinklerin«⁷ führte. Es waren Jahre der Sammlung, der Vergangenheitsbewältigung und der Neuorientierung, geprägt von einer verstärkten Zuwendung der aufgeklärten Protestantin zur Religion und vor allem von extensiver Lektüre. Auf der Suche nach einem Lebensinhalt trug sie sich öfter mit dem Gedanken, Erzieherin zu werden, verwirklichte diesen Plan jedoch nie. 1816 siedelte sie, besorgt um den Gesundheitszustand ihrer Tochter Luise, in das mildere Klima Stuttgarts über und kehrte damit in ein kulturelles und literarisches Zentrum zurück. Wie schon in ihren ersten Stuttgarter Jahren hielt sie engen Kontakt zum Hause Hartmann, zu den schwäbischen Dichtern (wobei sie eine herzliche Freundschaft zu Justinus Kerner entwickelte) sowie zu adeligen und diplomatischen Kreisen. Prominente Besucher standen auf ihrer Gästeliste, darunter Charlotte von Schiller, Jean Paul und Ludwig Börne. Den Hauptlebensinhalt bildete allerdings die literarische Tätigkeit, mit der sie mehr und mehr ihren Lebensunterhalt finanzierte.

Unter dem Namen ihres Mannes und unter seiner Ägide hatte Therese Huber 1793 zu übersetzen und zu schreiben begonnen: Schon die ersten Werke, unter anderem »Abentheuer auf einer Reise nach Neu-Holland« (1793/94) und »Die Familie Seldorf« (1795/96), waren vom Erfolg gekrönt. Schritt für Schritt baute sich die zehnfache Mutter, vor allem nach dem Tod ihres Gatten, eine Existenz als Berufsschriftstellerin auf. Von 1816 bis 1823 behauptete sie sich als Redakteurin einer vielgelesenen feuilletonistischen Tageszeitung, dem Cottaschen »Morgenblatt für gebildete Stände«, und gilt deshalb als die erste deutsche Frau in einer solchen Position. Therese Huber hinterließ ein umfangreiches Œuvre: Romane, Erzählungen, Reisebeschreibungen, die Biographien und Werk- bzw. Briefausgaben von L. F. Huber und J. G. Forster, unzählige Essays und Rezensionen im »Morgenblatt« sowie Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen. Ihre literarische Tätigkeit fiel in einen Lebensabschnitt, in dem Therese Huber zunehmendes Interesse an pädagogischen Fragen entwickelte, das alle Schaffensbereiche umfaßte: Während in den poetischen Werken der frühen Phase die Verarbeitung eigenen Erlebens im Vordergrund steht, tritt im Lauf der Zeit immer stärker eine didaktische Intention hervor. Parallel dazu läßt sich eine weitere Verschiebung feststellen: In den Romanen und Erzählungen der ersten Jahre scheitern viele der Protagonisten an der Konfrontation mit der Wirklichkeit, der Typus des Außenseiters und innerlich Zerrissenen ist häufig, Dreiecksverhältnisse und Frauen, die an der Ehe und an

der Gesellschaft zerbrechen, rücken in den Mittelpunkt, ein »Happy-End« ist selten. In den Werken, die nach Hubers Tod entstanden, steht der Zeitkritik die Utopie gegenüber, der zerstörenden die erfolgreich bekämpfte Leidenschaft, dem Scheitern die gelungene Einordnung in die Gesellschaft, der zerbrochenen Familie das ländliche Familienidyll, der Frau als Hausmagd die selbstbewußte Ehefrau oder sogar die alleinstehende Frau. Restaurative und frühbiedermeierliche Züge treten in Erscheinung; der Bogen vom »Werther« über den »Wilhelm Meister« zum »Nachsommer« ist – thematisch – gezogen.

Therese Huber kann durchaus nicht zur ›gedankenlosen Vielschreiberin‹ und ›Frauenzimmer-Redakteurin‹ abgewertet werden. In ihrem poetischen Werk, das in der Tradition der Spätaufklärung steht, aber Einflüsse von Empfindsamkeit, Sturm und Drang, Klassik, Romantik und frühem Biedermeier aufweist und der gehobenen Unterhaltungsliteratur zuzurechnen ist, vertrat die Autorin eine moralisch-didaktische Kunstauffassung: Zeitkritik, Belehrung und Unterhaltung, *prodesse et delectare*, sollten den Leser bzw. die Leserin auf Mängel und Mißstände aufmerksam machen und zu Kritikfähigkeit, Selbsterkenntnis, Selbstverantwortung und einem sittlich-moralischen Leben erziehen. Das Bildungsziel des mündigen, dem Gemeinwesen nützlichen Bürgers zeichnet auch Therese Hubers Engagement für das »Morgenblatt« aus. Sie setzte sich zum Ziel, die Interessen der vielschichtigen Rezipientengruppen zu befriedigen, und verpflichtete sich dem Dialog; ihr Motto lautete: »Wissen[schaft] und Gefühl aufwägen, Neugier erregen, Nachfragen befriedigen.«⁸ Dabei lavierte sie auf dem schwierigen Terrain zwischen subjektiven Ansprüchen und objektiven gesellschaftlichen Anforderungen, das ihr aus ihrem eigenen Erleben vertraut war. Sie, die ›Ausnahmefrau‹, die keine sein, sondern lieber »mit Nähzeug und Lichtschirm unter den Enkeln sitzen«⁹ wollte, die persönliche Freiheit zu verwirklichen und dabei die »sorgfältigste Behutsamkeit«¹⁰ gegenüber dem »Urtheil der Welt«¹¹ zu beachten versuchte, die gegen die Überschreitung der Standesgrenzen protestierte und die Freiheitskämpfe der Polen und Griechen in Wort und Schrift unterstützte, die sich von patriarchalischen Denkschemata nur bedingt lösen konnte, sie aber nicht lebte und ständig in Konflikt geriet mit ihrem weiblichen Selbstverständnis, ihrer ›Bestimmung‹ als Frau und dem »Mannskleid«¹² ihrer Berufstätigkeit, die sie lange Zeit vor dem Publikum hinter dem Namen ihres Mannes »L. F. Huber« oder der Anonymität versteckte, dokumentiert in Leben und Werk die Zeit des Umbruchs, der Orientierungssuche, der notwendigen Neubestimmung des (weiblichen) Subjekts um 1800.

Therese Huber starb nach einem letzten Wohnortwechsel im Alter von 65 Jahren in Augsburg. An ihrem Lebensende konnte sie zu Recht

behaupten: »Mein Leben löste seine Aufgabe: ich erbaute, ich schuf mein geistiges Selbst.«¹³

Anmerkungen

- 1 Humboldt, Wilhelm von: Briefe an eine Freundin. 2. unveränderte Auflage. Teil 2, Leipzig 1848, S. 17 (Tegel, 6. Juli 1829).
- 2 Die traditionelle Lebensform, die durch die Einheit von Arbeits- und Wohnstätte geprägt wurde und nur im Handwerk und in der Landwirtschaft über das 18. Jahrhundert hinaus existierte; durch die Trennung der beiden Sphären, die vor allem das Bürgertum betraf, kam es zu einer starken Polarisierung der Geschlechterrollen, d. h. der Fixierung des Mannes auf den Beruf und der Frau auf Haushalt und Familie. Vgl. dazu u. a. Brunner, Otto: Das »ganze Haus« und die alteuropäische »Ökonomik«. In: Ders.: Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte. Göttingen 1968, S. 102–127.
- 3 Huber, Therese: Unsere Geschichte (26. Oktober 1803); zit. n. »Die reinste Männerliebe, die reinste Freiheitsliebe«. Ein Lebensbild in Briefen und Erzählungen. Hrsg. von Hahn, Andrea. Berlin 1989, S. 12.
- 4 An Luise Mejer (Göttingen, 21. Februar 1782); ebd. S. 14.
- 5 An C. A. Böttiger (Günzburg, 10. Januar 1816); ebd. S. 158.
- 6 An die Frau von Johann Jacob Hottinger (Neuchâtel, 6. November 1793); ebd. S. 64.
- 7 An C. A. Böttiger (Günzburg, 22. April 1808); Sächsische Landesbibliothek Dresden.
- 8 An C. A. Böttiger (Stuttgart, 2. März 1817); ebd.
- 9 An Henriette von Reden (Stuttgart, 15. Juni 1818); wie Anm. 3, S. 170.
- 10 An Elise von Löffelholz (Stuttgart, 10. April 1822); ebd. S. 178.
- 11 Häufig von Th. Huber gebrauchter Terminus; s. auch den Titel ihrer Erzählung: Das Urtheil der Welt. Eine herrenhutische Erzählung. In: Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1803. Hrsg. von Huber, Lafontaine, Pfeffel u. a. Tübingen (1802), S. 63–193.
- 12 An Henriette von Reden (Stuttgart, 15. Juni 1818); wie Anm. 3, S. 170.
- 13 Wilhelm von Humboldt; zit. n. Leitzmann, Albert: Georg und Therese Forster und die Brüder Humboldt. Berlin 1936, S. 129 (Augsburg, 25. September 1827).

Bibliographie

Werke von Therese Huber

Abentheuer auf einer Reise nach Neu-Holland. In: Flora. Deutschlands Töchtern geweiht. Tübingen. Jg. 1 (1793), Bd. 4, S. 241–274; Jg. 2 (1794), Bd. 1, S. 7–43, 209–275

Die Familie Seldorf. Eine Geschichte. Bd. 1–2. Tübingen 1795/96

Luise – oder ein Beitrag zur Geschichte der Konvenienz. Leipzig 1796

Erzählungen. Bd. 1–3. Braunschweig 1801–02

Das Urtheil der Welt. Eine herrenhutische Erzählung. In: Taschenbuch für

- Damen auf das Jahr 1803. Hrsg. von Huber, Lafontaine, Pfeffel u. a. Tübingen (1802), S. 63–193
- L. F. Hubers sämtliche Werke seit dem Jahr 1802, nebst seiner Biographie. Bd. 1–2. Tübingen 1806–10
- Bemerkungen über Holland aus dem Reisejournal einer deutschen Frau. Leipzig 1811
- L. F. Hubers gesammelte Erzählungen, fortgesetzt von Therese Huber. Bd. 1–2. Stuttgart u. Tübingen 1819
- Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling. Leipzig 1821
- Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale. Bd. 1–2. Leipzig 1822
- Jugendmuth. Eine Erzählung. Bd. 1–2. Leipzig 1824
- Die Ehelosen. Bd. 1–2. Leipzig 1829
- Johann Georg Forsters Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Bd. 1–2. Leipzig 1829
- Erzählungen von Therese Huber. Hrsg. von Huber, Viktor Aimé. Bd. 1–6. Leipzig 1830–34
- Die Weihe der Jungfrau bei ihrem Eintritt in die größere Welt. Leipzig <1831>
- »Die reinste Männerliebe, die reinste Freiheitsliebe«. Ein Lebensbild in Briefen und Erzählungen. Hrsg. von Hahn, Andrea. Berlin 1989
- Romane und Erzählungen. Hrsg. von Heuser, Magdalene. Bd. 1–12. «Bisher: Die Familie Seldorf; Luise – oder ein Beitrag zur Geschichte der Konventionen». Hildesheim 1989 ff.

Weiterführende Literatur

- Becker-Cantarino, Barbara: Therese Forster-Huber und Polen. In: Daß eine Nation die andere verstehen möge. Festschrift für Marian Szyrocki zu seinem 60. Geburtstag. Hrsg. von Honza, Norbert u. Roloff, Hans-Gert. Amsterdam 1988, S. 53–66
- Geiger, Ludwig: Therese Huber, 1764 bis 1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau. Berlin 1901
- Haas, Renate: Teilemanzipation und Schriftstellerinnenkarriere durch die Französische Revolution. In: Freiheit, Gleichheit, Weiblichkeit. Aufklärung, Revolution und die Frauen in Europa. Hrsg. von Christadler, Marie-luise. Opladen 1990, S. 75–92
- Heuser, Magdalene: Jakobinerin, Demokratin und Revolutionär. Therese Hubers »kleiner winziger Standpunkt als Weib« um 1800. In: Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und Neue Weiblichkeit 1760–1830. Hrsg. von Schmidt-Linsenhoff, Viktoria. Frankfurt u. Marburg 1989, S. 143–157
- Köpke, Wulf: Immer noch im Schatten der Männer? Therese Huber als Schriftstellerin. In: Der Weltumsegler und seine Freunde. Georg Forster als gesellschaftlicher Schriftsteller der Goethezeit. Hrsg. von Rasmusen, Detlef. Tübingen 1988, S. 116–132
- Leuschner, Brigitte: Therese Huber als Briefschreiberin. In: Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800. Hrsg. von Gallas, Helga u. Heuser, Magdalene. Tübingen 1990, S. 203–212
- Peitsch, Helmut: Die Revolution im Familienroman. Aktuelles politisches Thema und konventionelle Romanstruktur in Therese Hubers »Die Familie Seldorf«. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 28 (1984), S. 238–269

Stephan, Inge: Revolution und Konterrevolution. Therese Hubers Roman »Die Familie Seldorf« (1795/96). In: Der deutsche Roman der Spätaufklärung. Fiktion und Wirklichkeit. Hrsg. von Zimmermann, Harro. Heidelberg 1990, S. 171–193 (Bremer Beiträge 9)

Charlotte Birch-Pfeiffer (1800–1868)

Denn diese Frau war eine Macht

»Es ist gerade Zeit, daß wir einmal anfangen, für Frau Birch ein wenig zu schwärmen!«, schreibt die Wiener Theaterzeitung 1860 anlässlich der Premiere eines ihrer Stücke. Ein Satz, der angesichts der zu diesem Zeitpunkt schon mehr als 30 Jahre währenden, überaus erfolgreichen Laufbahn Charlotte Birch-Pfeiffers als Schauspielerin, Theaterdirektorin, vor allem aber als Dramenautorin befremdet – um so mehr, als er zu den freundlichsten Urteilen zählt, mit denen die Theaterkritik sie jemals bedachte. Je zahlreicher ihre Bühnentriumphe, je voller die Häuser, desto vernichtender fielen die Kritiker über sie her, warfen ihr Trivialität und bloße Effekthascherei vor. Heute ist die erfolgreichste unter allen Dramatikern des 19. Jahrhunderts¹ nahezu vergessen, ihre Werke verbannt aus dem Kanon der Literaturgeschichtsschreibung, nicht einmal eine Biographie erinnert an sie.

Charlotte Birch-Pfeiffer wird am 23. 6. 1800 in Stuttgart geboren. Ihre Mutter, Johanna Heinzmann, lebt mit ihren zahlreichen Kindern zunächst im Elend, weil der Vater, der württembergische Domänenrat Ferdinand Friedrich Pfeiffer, eine Festungshaft auf dem Hohenasperg verbüßt.² Als Maximilian von Bayern 1806 Pfeiffer als Oberkriegsrat in seine Dienste nimmt, zieht die Familie nach München. Nach der Erblindung Pfeiffers wird die neunjährige Charlotte zur Krankenpflegerin und Vorleserin des literaturbegeisterten Vaters, wodurch sie vor allem mit Schiller und den klassischen Dramatikern vertraut wird und eine solche Leidenschaft für die Bühne entwickelt, daß sie 1813 ihren Wunsch nach einer Schauspielausbildung gegen die Eltern durchsetzt. Nach einem Probegastspiel wird die gerade 13jährige tatsächlich engagiert. Bereits im Alter von 18 Jahren erringt sie in der Rolle der tragischen Liebhaberin so große Erfolge, daß sie in den spielfreien Monaten Gastspielreisen in ganz Deutschland unternehmen kann. In allen großen Rollen des klassischen Repertoires von Lady Macbeth bis zu Maria Stuart spielt sie sich in die Reihen der größten Schauspielerinnen ihrer Zeit, wie etwa Sophie Schröder und Auguste Stich-

Crelinger, erhält Unterstützung und Geschenke von Fürsten und Königen. Die Begeisterung für ihre schauspielerischen Leistungen bleibt indes nicht ungeteilt. Ihrer leidenschaftlichen Darstellungsweise, so faßt Else Hes die zeitgenössischen Kritiker zusammen, fehle »jedes Maßhalten, jede Anmut und Grazie«. ³

1824 verlobt sie sich mit dem dänischen Diplomaten und Privatsekretär des Fürsten Hardenberg, Dr. Christian Birch, verschafft ihm eine Stelle bei der Intendantur des Münchner Hoftheaters und heiratet ihn ein Jahr später. Zum Kummer der an die finanziellen Zuwendungen Charlottes gewohnten Familie Pfeiffer bringt Birch nichts als »sich, seine Bibliothek und eine Menge unbezahlter Rechnungen von Buchhandlungen und Weinkellern mit in die Ehe«. ⁴ Die finanziellen Nöte des Ehepaares nehmen zu, als Birch wegen mangelnder Leistungen 1826 entlassen wird. Charlotte Birch-Pfeiffer, die ihren Mann verteidigen will, fällt beim König in Ungnade und erhält zeitlebens in München kein Engagement mehr. Sie unternimmt eine weitere größere und einträgliche Gastspielreise bis nach Petersburg an den Zarenhof. Nach ihrer Rückkehr tritt sie probeweise einige Male im Burgtheater auf, mit sehr mäßigem Erfolg bei Kritik und Publikum – und erhält am berühmtesten aller Theater keine Anstellung. Daraufhin verpflichtet sie sich vertraglich am Theater an der Wien, alle Frauenfächer zu übernehmen und »jeden Monat, wenn von der Direktion aufgefordert, zwanzigmal zu spielen«. ⁵ Neben ihren Auftritten nimmt sie aus finanziellen Gründen die nach ihrer Hochzeit begonnene Romanschriftstellerei wieder auf – auch zahlreiche Novellen und Erzählungen entstanden inzwischen, bringen aber nicht genug ein. Der Durchbruch gelingt ihr mit ihrem ersten Drama »Herma«, einem Amazonenstück, das sie während einer Schwangerschaft mit Auftrittspause verfaßt: »Das Kind starb, das Schauspiel »Herma« wurde ein Erfolg.« ⁶ Die dramenschriftstellerische Tätigkeit soll von da an einen immer größer werdenden Raum einnehmen: Charlotte Birch-Pfeiffer verfaßt bis zu ihrem Lebensende 91 Dramen! Der parallel zu ihren Erfolgen wachsenden Kritik begegnet sie mit Zorn und Bitterkeit, aber auch mit gesteigerter Produktivität: »Ich werde still meines Wegs gehen, meine Pflicht tun, und auf jede Phillippika gegen mich – mit einem Stück antworten.« ⁷ So geschieht es. Manchmal gelingen ihr 8 bis 9 Stücke pro Jahr, wobei sie oft eines innerhalb einer Woche zuwege bringt. Von ihren Dramen bekommt sie aufgrund der strengen Zensurmaßnahmen meistens nur eins pro Jahr frei für die Bühne. Die Anpassung sowohl an Zensur als auch an den Publikumsgeschmack leistet sie aber, um ihre Stücke aufführen und ein großes Publikum erreichen – keine Selbstverständlichkeit in einer Zeit, in der die Zuschauer oft mit kräftigen und effektvollen Sequenzen unterhalten sein

wollten – und es so erziehen zu können: »Ein fabelhafter Erfolg (der »Familie«/d. V.) lohnt mein ernstes Streben, zur Besserung, zur Erhebung vieler Gefallenen und Sinkenden, vieler Irrenden und Thoren zu wirken.«⁸

Auffallend ist auf der anderen Seite ihr sehr nüchternes, beinahe handwerkliches Selbstverständnis als Literatin. Sie will nicht lorbeerbekrönt und als unverstandenes Genie aus dem Elfenbeinturm in die Weltliteratur eingehen, sie will Erfolg haben und will und muß auch immer wieder »Kassenfutter«⁹ produzieren, um die Familie zu unterstützen und die immensen Schulden ihres beruflich erfolglosen Ehemanns abzutragen. Folglich orientiert sich auch ihre schriftstellerische Praxis konkret an den Faktoren eines möglichst effektiven und erfolgreichen Schreibens: Sie entwirft dankbare, oft sogar auf ganz bestimmte Darstellerinnen zugeschnittene Rollen. Abfällige Reaktionen des Publikums nimmt sie ernst und zum Anlaß, Stücke auch nach den ersten Aufführungen noch abzuändern.

Die Auswahl der Stoffe für die dramatische Bearbeitung – sie greift oft, wie damals üblich, auf zeitgenössische, vielgelesene Autoren wie Auerbach, Tieck, Karoline von Wolzogen, Dickens, George Sand, Charlotte Brontë zurück – überläßt sie gerne sowohl ihrem Mann als auch ihrer Schwester, die vormittags ihren Haushalt leitet und nachmittags für Charlotte Birch Romane liest.

Mit zunehmendem Erfolg ihrer Dramen kann sie auf eine Verlängerung ihres Engagements in Wien verzichten und mitsamt ihren Stücken wieder auf Tournee gehen, bis 1836, nach fünf kurz nach der Geburt verstorbenen Kindern, ihre Tochter Wilhelmine geboren wird (die spätere Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern). Um sich ihrer Tochter besser widmen zu können, gibt Charlotte Birch-Pfeiffer das Reisen auf und bewirbt sich in Zürich um die gerade frei werdende Stelle des Theaterdirektors. Da es ihr gelingt, zur Probe gleich einige zugkräftige Stücke auf die Bühne zu bringen, erhält sie den Posten. Das gerade erst 13 Jahre alte Theater steigt unter ihrer Leitung zu einem Theater ersten Ranges auf. Dank ihrer Fachkompetenz, Führungsqualitäten und ihrer sozialpolitischen Bestrebungen nach dauerhaften Engagements für ihre Schauspielkollegen bildet sich schnell ein festes, gut aufeinander eingespieltes Ensemble heran. Auch ihr Eingehen auf den Publikumsgeschmack trägt zum Züricher Erfolg bei, der aufgrund der ökonomisch – im Gegensatz zu Hoftheatern – schlecht gestellten freien Theater primär mit klingenden Kassen verknüpft sein mußte. Als sich 1842 ihre Kündigung anbahnt – sie ist nicht mehr in der Lage, auf eigenes finanzielles Risiko und ohne städtische Subventionen das Theater auf dem erreichten Stand zu halten –, schreibt die Züricher Theaterchronik: »Geht Birch-Pfeiffer,

so können wir wohl mit Recht sagen, wir haben ein Theater gehabt.«¹⁰ 1843 verläßt sie Zürich, um sich zukünftig ganz der Schauspielkunst und Dramenproduktion zu widmen.

1844 tritt sie am Königlichen Hoftheater in Berlin die Nachfolge der Goetheschülerin Amalie Wolff an, anfangs unter großen Schwierigkeiten mit Kritik und Publikum, da sie »in ihrem derben Ton und ihrem grellen Spiel« den Verlust der berühmten Schauspielerin noch fühlbarer macht.¹¹ Sie sucht daraufhin die Beratung ihrer Vorgängerin, woraus sich eine lebenslange Freundschaft der beiden Frauen entwickelt.

Das Berliner Engagement, das bis zu ihrem Abschied von der Bühne im September 1864 dauert, ermöglicht ihr endlich ein ruhiges, bürgerliches und finanziell abgesichertes Leben. Die gewonnene Ruhe wirkt sich günstig auf ihre literarische Produktion aus, viele ihrer erfolgreichsten Stücke entstehen jetzt. Auch auf die gesellschaftliche Stellung der Birch-Pfeiffers wirken Ruhe und Seßhaftigkeit fördernd: Ihr Haus wird zum Treffpunkt für Schauspieler, Künstler und geistig interessierte junge Leute. Mit ihren Gagen unterstützt sie mittellose Kollegen; so berichtet Felix Dahn: »Wieviele Tränen der Armut hat sie getrocknet, wie feinfühlig verstand sie es, die verschämte Not aufzusuchen . . . : Sie war eine kleine ›Schillerstiftung‹ für sich allein!«¹²

Ihre Hauptsorge aber gilt nach wie vor ihrer Tochter, die mit 17 Jahren gegen die Bedenken ihrer Mutter beschließt, ebenfalls Schauspielerin zu werden. Sie verschafft ihrer Tochter ein Engagement in Mannheim und finanziert ihr nicht nur die Karriere, sondern nach deren Heirat mit dem verarmten Adeligen Wilhelm von Hillern und der Geburt dreier Töchter auch den Haushalt. Außerdem muß sie eine Pflegerin für ihren erblindenden Ehemann einstellen. Sie muß, schließt Gisela Ebel, »in diesen Jahren nach wie vor von früh bis spät gearbeitet haben, um all das finanzieren zu können. Sie spielte Theater, leitete ihr Dramenversandgeschäft, verhandelte für Minna mit Verlegern und befreundeten Autoren.«¹³ Die Kur, die sie 1868 in Bad Nauheim antritt, muß sie überstürzt abbrechen, da sie zu ihrem schwer erkrankten Mann nach Hause zurückgerufen wird. Am 25. August 1868 stirbt sie, ganz plötzlich, wenige Tage vor Christian Birch, und wird am 27. 8. auf dem Jerusalemer Friedhof in Berlin begraben.

Teile ihres umfangreichen Werkes gehören noch einige Jahrzehnte zum Repertoire deutscher Bühnen: Ihre drei populärsten Stücke, »Die Grille«, »Die Waise aus Lowood« und »Dorf und Stadt«, werden allein in der Spielzeit 1902/03 133 mal auf deutschen Bühnen gegeben. Spätestens mit den 20er Jahren unseres Jahrhunderts jedoch verschwinden ihre Stücke mehr und mehr von den Spielplänen, taucht ihr Name in Literaturgeschichten bestenfalls in Nebensätzen auf.

Das Verdikt der Trivialität, gegen das Birch-Pfeiffer zeitlebens zu kämpfen hatte, beginnt sich durchzusetzen – mit den bis heute immer gleichen Argumenten: Ihren technisch perfekt und wirkungsvoll gebauten Dramen fehle doch jeder Zeitbezug; unkritisch affirmativ und ästhetisch unzulänglich, klischeehaft und ohne Entwicklung der Charaktere gaukelten sie dem Publikum eine heile Welt vor – bis zum garantierten Happy-End.

Vor dem Hintergrund einer feministisch-kritischen Literaturwissenschaft gelesen, erscheinen diese Wertungen jedoch mit Setzungen verknüpft, die resignativ Konflikte als unaufhebbar und todbringend festschreiben und infolgedessen ein tragisches Ende zwingend machen. Eine solche Festlegung überdeckt das andere, vorbildhaft-utopistisch am »guten Leben« orientierte Weltbild Birch-Pfeiffers. Dabei scheint sie vom poetologischen Konzept George Sand beeinflusst zu sein, welche einleitend in der – von Birch-Pfeiffer unter dem Titel »Im Walde« dramatisierten – Erzählung »Das Teufelsmoor« formuliert: »Doch läßt sich heute nichts anderes tun, als Schreckliches und Bedrohliches zu malen? . . . (Wir) ziehen die sanften und anmutigen Gestalten den dramatisch wirkenden, böartigen vor. Die ersteren können Wandlungen bewirken und herbeiführen, die anderen aber flößen Furcht ein; Furcht aber beseitigt den Egoismus nicht, sondern bestärkt ihn eher.«¹⁴ Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn die Helden und Heldinnen der Birch-Pfeiffer nicht wirklich böse sind, sondern eher unfähig, das Richtige zu wollen und zu tun, wie sie selbst den tragischen Verlauf der Liebes- und Ehebeziehung in der Erzählung »Hand des Herrn« deutet. Immer wieder zeigt die Autorin, daß den Menschen das richtige Handeln vor Augen liegt, sie es aber aus Standesdünkel (»Die Grille«, »Der holländische Kamin«) oder nicht hinterfragter Väter-Tradition unterlassen. Dabei kann die Tradition der väterlichen Ordnung gerade für Frauen¹⁵, die ihr Begehren – exemplarisch in Ehwünschen symbolisiert – verfolgen, sogar todbringend werden, wie sie in »Der Goldbauer« vorführt. Eindeutig ist für Birch-Pfeiffer, daß die Frauen immer wissen, wen und wann sie heiraten wollen, daß das Ehe-Hindernis somit eine äußere, vater-gemachte Verfügung ist, also weder einem inneren Konflikt der Frauen entspringt noch gar göttlichen Ursprungs ist: »Gott trennt nicht, was sich liebend fand, die Menschen trennen nur«, sagt Cölestine in »Der Pfarrer«. In diesem Stück wie in vielen anderen macht Birch-Pfeiffer die Beziehung zur Mutter zum Bedeutungszentrum des Handlungsverlaufs, indem sie zeigt, daß der Verlust von selbstbestimmter Identität und richtigem Handeln immer im Verlust der Beziehung zur Mutter im Sinne einer weiblichen Tradition begründet ist (so in den Stücken:

»Pfeffer-Rösel«, »Eine Familie«, »Herma und die Söhne der Rache«, »Mutter und Tochter«, »Im Walde«).

Selbst das so oft kritisierte Happy-End verläuft keineswegs immer ungetrübt, wie Rowlands Androhung von Gewalt Jane gegenüber zum Ausdruck bringt, als Jane sich zu heiraten weigert und sich auf ihr »freies Wesen mit unabhängige[m] Willen« beruft.¹⁶ Wirkliche Freiheit von Frauen ist bei Birch immer auch an ökonomische Unabhängigkeit gebunden, personifiziert in adeligen Witwen mit Vermögen, wie etwa der Marquise von Villette im gleichnamigen Stück, die sich nicht nur in Heiratsdingen über Konfessionsgrenzen und politische Machenschaften hinwegsetzt, sondern politisch dadurch Einfluß nimmt, daß sie Ludwig XIV. seine Verantwortung dem Volk gegenüber vorhält. Allerdings schätzt Birch-Pfeiffer die Möglichkeit für Frauen, 'privates' Glück und 'öffentliches' Wirken zu vereinbaren, als unrealistisch ein (»Elisabeth von England«).

Eine konkrete sozialpolitische Stellungnahme legt Birch-Pfeiffer zur Zeit der 48er Revolution dem Pfarrer Bernhard in den Mund, der drückende Mißbräuche und soziale Armut kritisiert und zeitgemäße Erneuerungen fordert (»Der Pfarrherr«). Explizit grenzt sich die monarchistisch eingestellte Birch-Pfeiffer in diesem Stück jedoch von gewalttätigen Revolutionen ab und baut auf die Einsicht des Fürsten, der vom richtigen Denken beeinflusst werden muß. Daß sie hier wiederum eine Frau ins Sinn-Zentrum der Welt stellt, indem sie die sozial engagierte Grafentochter als mündige und verantwortliche Herrscherin einsetzt, mag als Utopie ebenso die politischen Gemüter ihrer Zeit erregt haben wie ihr zweites, satirisches Zeitgemälde »Vatersorgen«, in dem sie im Blick auf die konkreten ökonomischen und sozialpolitischen Verhältnisse die Agitationen der »Jungdeutschen« lächerlich macht und als oberflächlich enttarnt.

Eine erneute Lektüre Birch-Pfeiffers erscheint notwendig und fruchtbar: Es ist gerade Zeit, daß wir einmal anfangen, für Frau Birch ein wenig zu schwärmen.

Anmerkungen

- 1 »Jede Spielzeit der Jahre von 1830–1860 hat ein neues Birch-Pfeifferstück gebracht, das allen – aber ohne Ausnahme allen – deutschen Bühnen das Repertoirestück der Saison wurde; denn diese Frau war eine Macht, vor deren Ungnade selbst die Hoftheater-Intendanten zitterten.« Martersteig, S. 406.
- 2 Als Grund für die Festungshaft wird i. d. R. Pfeiffers nationale Gesinnung angeführt. Hartmann dagegen gibt als Grund »allerlei Unrichtigkeiten und einen Kassendefekt« im Rechnungswesen an, die dem Hof- und Domänenrat Pfeiffer zu Lasten gelegt werden (Hartmann, S. 339).

- 3 Hes, S. 9.
- 4 Ebel, S. 13.
- 5 Zit. n. Ziersch, S. 19.
- 6 Ebel, S. 14.
- 7 Zit. n. Hes, S. 16.
- 8 Ch. B.-P. in einem Brief an Feodor von Wehl. In: Wehl, S. 74.
- 9 Brief an Laube, 18. 12. 1854. In: von Weilen, S. 83.
- 10 Müller, S. 56.
- 11 Hes, S. 9.
- 12 Zit. n. Hes, S. 18.
- 13 Ebd., S. 228.
- 14 Sand, S. 14.
- 15 Zum gesellschaftlichen Umgang mit Frauenbildern vgl. »Rubens in Madrid« und »Meister Albrecht Dürer«; Kritik am zeitgenössischen Männerbild übt sie in »Eine Familie«.
- 16 »Die Waise aus Lowood«; ebenso in »Dorf und Stadt« und in »Der Glöckner von Notre Dame«. Vgl. a. Kord, S. 70 ff.

Bibliographie

Werke von Charlotte Birch-Pfeiffer

Trudchen. Leipzig 1825

Erzählungen. Leipzig 1830

Burton Castle. München 1834

Romantische Erzählungen. Leipzig 1835

Gesammelte dramatische Werke. Leipzig 1865–70 (Einzelnachweise, s. Kord)

Weiterführende Literatur

Ebel, Gisela: Das Kind ist tot, die Ehre ist gerettet. Ein Briefwechsel aus dem 19. Jahrhundert zwischen Charlotte Birch-Pfeiffer (1800–1868), Dichterin kitschiger Dramen, ihrer Tochter Minna von Hillern, Verfasserin der »Geier-Wally«, und dem Kammerjunker und Hofgerichtsrat Hermann von Hillern über ein zur Unzeit geborenes Kind. Dülmen 1985

Hartmann, Julius: Schillers Jugendfreunde. Stuttgart, Berlin 1904

Hes, Else: Charlotte Birch-Pfeiffer als Dramatikerin. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1913

Kord, Susanne: Ein Blick hinter die Kulissen. Deutschsprachige Dramatikerinnen im 18. und 19. Jahrhundert. Stuttgart 1992

Martersteig, Max: Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. Leipzig 1904

Meske, Gunnar: Die Schicksalskomödie. Trivialdramatik in der Mitte des 19. Jahrhunderts am Beispiel der Erfolgsstücke von Charlotte Birch-Pfeiffer. Köln 1971

Müller, Eugen: Eine Glanzzeit des Züricher Stadttheaters. Charlotte Birch-Pfeiffer 1837–1843. Zürich 1911

Sand, George: Das Teufelsmoor. Frankfurt 1987

von Wehl, Feodor: Zeiten und Menschen. Altona 1889

von Weilen, Alexander: Charlotte Birch-Pfeiffer und Heinrich Laube im Briefwechsel. Berlin 1917

Ziersch, Roland: Charlotte Birch-Pfeiffer als Darstellerin. München 1930

Augusta Bender (1846–1924)

Der Mensch muß hoffen oder verzweifeln

»Mein Kämpfen und Ringen und Leiden –
Wer kennt noch die seltsame Mär?
Zypressen und Trauerweiden:
Es ist zu lange her.

Und fragt ihr wer es gewesen,
Deß Grab so kahl und leer?
Der Name ist nicht mehr zu lesen:
Es ist zu lange her.«¹

Diese Verse sind exemplarisch für Bild- und Wortwahl und symptomatisch für das Lebensgefühl der badischen Heimatdichterin Augusta Bender. Lemurenhaft meldet sich ein lyrisches Ich, das die Hoffnung auf eine verzögerte Anerkennung seiner Lebensleistung nun auch posthum aufgibt. Transparente Bilder für den gescheiterten Lebensentwurf, die gebrochene Größenphantasie, den larmoyanten Bewältigungsversuch?

Augusta Bender wählt diese abschiedszentrierten Metaphern etwa vierzig Jahre vor ihrem Tod.² Mit den anderen lyrischen Versuchen teilt das Gedicht den resignativ-düsteren Ton, die hohe Ich-Idealisierung und die Vision vom eigenen Tod.

Bei dem Versuch, mit nur schwer greifbarem Material das Leben einer unkonventionellen Frau des 19. Jahrhunderts zu rekonstruieren, begegnet man immer wieder Begriffen wie »Kämpfen-Ringen-Leiden«. Insbesondere die Autorin selbst assoziiert mit ihnen die bedeutungstragenden Aussagen in ihrem stark autobiographisch inspirierten Werk. Aber auch die wenigen Biographen, die ihr Leben und Schreiben für erwähnenswert hielten, orientierten sich am Leidens-Vokabular. Skizziert wird das Porträt einer begabten weiblichen Randexistenz, deren Scheitern an den bürgerlichen Prämissen einer erfolgverpflichteten Lebensführung jedoch nicht retuschierbar ist.

An dieser Stelle soll nun auch nicht der Versuch unternommen

werden, Leben und Werk der Augusta Bender in fadenscheinige Genialität umzufälschen. Nicht aus dem gelungenen Fazit gewinnt beides seine Bedeutung, sondern von der zugrunde liegenden Intention des Aufbruchs aus mehrfach fremdbestimmten Lebenszusammenhängen. Der Widerstand gegen die Zwänge des bauerlichen Milieus und die damit einhergehende Ablehnung der tradierten Geschlechterrolle hinterlassen Spuren einer in mancherlei Hinsicht von der Norm abweichenden Lebensweise, und sie zeugen von einem schwierigen Weg zwischen dem Scheitern an äußeren Umständen und inneren Ansprüchen und dem immer neuen Aufbegehren gegen eigene und fremde Widerstände.

In das Werk haben sich diese Lebens- und Leidenserfahrungen als fortgesetztes Thema eingeschrieben: radikal in der Subjektivität und fern aller poetologischen Reflexion. Leben und Schreiben sind untrennbar miteinander verbunden, und beides spiegelt sich in dem für die Autorin scheinbar unauflösbaren Widerspruch zwischen realitätsfernem Begehren und einschränkender Wirklichkeit. Der Enge der Heimat, der sie ruhelos reisend und schreibend zu entkommen sucht, bleibt sie lebenslang, gerade in ihrem Werk, ambivalent verpflichtet.

Oberschefflenz im Odenwald. Hügelige, heideähnliche Landschaft »mit einem Zug ins Ernste und Schwermutsvolle, auch wo blühende Felder und Wiesen sich dehnen.«³ Das Klima ist rau, der Boden verschenkt nichts. Die Realität des kleinbäuerlichen Alltags hat, auch in der Zeit nach der Bauernbefreiung, nichts mit den bürgerlich-idyllischen Phantasien vom freien Landleben gemein. Wie die meisten armen Bauern erwirtschaftet auch die Familie Christine und Johann Jakob Bender nur unter großen Strapazen das Existenzminimum. Christine Bender, geborene Spiegel, hatte sich mit ihrer Herzensentscheidung für J. J. Bender, den Sohn eines verarmten Vogts, gegen das Votum der Eltern gestellt. Aber »die Tragödien des Bauernlebens bewegen sich nicht um Herzens- sondern um Vermögensfragen«⁴ und die irrationale Eskapade wird ihr nicht verziehen. Christine Bender wird lebenslang an ihren finanziellen und emotionalen Folgen leiden.

Zwischen 1828 und 1846 werden vier Söhne und zwei Töchter geboren, die ebenso mitarbeiten müssen wie die Großeltern Spiegel und der völlig ruinierte Vater Bender. Eine große Haushaltsfamilie also – zeitweilig drei Generationen unter einem engen Dach. An Gesinde ist nicht zu denken, trotz der kaum zu bewältigenden Arbeit. Man schreibt das Jahr 1846, als am 20. März das jüngste Kind Augusta geboren wird. »Der rauhe Märzwind, der in meine Wiege hinein geblasen hat, ist für mein ganzes Leben Symbol geblieben.«⁵ Mit dem unglücklichen Gefühl, »von vornenherein ein überflüssiges Menschenkind . . . ein ungeladener Gast« (25) zu sein, wächst sie heran. Mit den

Geschwistern verbindet sie wenig, der älteste Bruder könnte ihr Vater sein und eben wie dieser ignoriert er den unnützen Esser am dürftig gedeckten Tisch. Augustas Erinnerungen an die Brüder, die eine Schwester, die keine Freundin wird, sind »schattenhaft und peinvoll« (53). Lediglich der jüngste Bruder Adolph nimmt sich der Kleinsten in der Rolle der Kindsmagd an. Er wird auch noch der erwachsenen Augusta aus manch beklemmender Situation helfen. Im Alter von vier bis fünf Jahren hat das Mädchen einen durch Pflichten reglementierten Tagesablauf. »Hühner versorgen, Küche mit Holz und Reisig versehen, Wasser holen, Steinablesen, Kartoffeln auflesen . . .« (45). Kindheit als strikte Vorbereitung auf den Status der Bäuerin – bestenfalls, kein zärtlich behütetes Moratorium.

Es fehlt an Zeit und den nötigen materiellen Mitteln. Das Kind ist ungestüm, hat mehr Temperament als den andern gut tut und einen eigenen Kopf. Sie ist neun Jahre alt und soll sich in ihr Schicksal krümmen, als sie in ihrem ersten Gedicht »der Aristokratie den Fehdehandschuh hinwirft« (105). Zwei Jahre später fordert sie von eben diesem Schicksal beghrlich:

»Wenn Du nicht kraftvoll in mein Leben greifest/Mich reißeest aus der Geistesuntätigkeit/Nicht schnell die Frühlingssaat zu Früchten reifest/So ist geschehen um mich für alle Zeit« (105).

Vom Vater sieht Augusta wenig. Wenn er nicht auf dem Feld steht, sitzt er, insbesondere seit er Gemeinderat ist, im Wirtshaus – trinkt zuviel, streitet sich besinnungslos herum. Die bewunderte Mutter ist von sechs Geburten und der Sisyphosarbeit im Haus und Hof erschöpft. Früh gealtert, gebraucht, verbraucht, lebt sie nur in ihren Kindern »verlorenes Leben« (102). Aus der Liebesehe ist eine den rauen Lebensumständen angepaßte Notgemeinschaft geworden. Augusta steht zwischen den Eltern, versteht sich als Agentin der leidenden Mutter und reflektiert resignativ: »Leben nicht alle in immerwährender Einsamkeit und Dunkelheit voreinander« (102).

Dies, ihr moralisches Fazit, sie wird es nicht revidieren, anspruchsvoll und isoliert nicht den Mut für eine Liebesbeziehung aufbringen. Sie wird grübeln über die »unlösbaren Rätsel der Geschlechterliebe, die auf einem absurden und perversen Geschmack beruhen« (218), und eingerichtet in melancholischer Selbstwahrnehmung den Status einer Abgesonderten entwickeln. Vorerst, in diesen Jahren um 1860, lebt sie in angespannter Erwartung auf zukunftsweisende Veränderungen im deprimierenden Einerlei bäuerlicher Pflichten.

Nach langen, bitteren Kontroversen mit dem Vater erringt sie dessen Einwilligung und finanzielle Unterstützung, um in Mannheim Schauspielunterricht zu nehmen. Johann Bender hatte andere Pläne mit der Siebzehnjährigen. Die Volksschulbildung hatte er toleriert,

nun aber sollte eine ordentliche Partie ihre Zukunft sichern und ihm die Kosten vom Halse schaffen. Die renitente Tochter wird ihm immer fremder, ihre Sehnsüchte, Dichterin oder Schauspielerin zu werden, sind dem pragmatischen Bauern ein unerklärliches Rätsel. Aber Augustas Emphase bleibt erhalten, auch als das Mannheimer Intermezzo ebenso kläglich scheitert wie ihre frühen literarischen Versuche: »Ihren Büchern fehlte die zugkräftige Note. Sie machte dem Geschmack des Publikums keine Zugeständnisse, sie verzichtete auf jede Schönfärberei, sie wollte bloß wahr und echt sein, dem Leben und der Erfahrung nachgezeichnet.«⁶ Getrennt von der »Heimat«, doch nie ambivalenzfrei abgelöst, spinnt sich Augusta in einen depressiven Kokon ein, dichtet »Klage- und Sterbelieder« (149) und ersehnt Konfliktauflösung im Tod.

Als die zwingende Notwendigkeit einer Existenzsicherung im Verein mit ihrer grundsätzlichen Vitalität siegt, entschließt sie sich zu einer Übersiedlung nach Mosbach. Das Jahr 1863 vergeht mit teuer bezahlten Privatstunden: Fremdsprachen, Geographie, Geschichte, Literatur und Klavierunterricht sollen ihr knappes Grundwissen komplettieren und eine Laufbahn als Lehrerin in Aussicht stellen. Neue Komplikationen eröffnen sich. Augusta kann sich in diesem Umfeld einer Privatschule nicht integrieren, ist ihren Mitschülerinnen an Wissen überlegen und ignoriert alle sozialen Konventionen. Schließlich bricht sie auch diesen Versuch ab, bereitet sich statt dessen auf das Examen in Telegraphie vor und wird 1865 im Karlsruher Depeschbüro als Telegraphengehilfin engagiert. Wenn ihr diese Stelle keine persönliche Befriedigung einbringt, so doch ein stabiles Einkommen, das es ihr ermöglicht, Bücher anzuschaffen⁷ und ihre schriftstellerischen Versuche fortzusetzen. Die finanzielle und moralische Unterstützung des Bruders Adolph, der mittlerweile Eisenbahnbeamter in Mosbach ist, erlaubt Augusta, sich in einem Heidelberger Institut auf die Prüfung für das Lehramt an höheren Töchterschulen vorzubereiten. Im März des Jahres 1868 hat sie ihr Examen – nur keine Anstellung. Desorientiert und verzweifelt, die Unmöglichkeit als inzwischen »alte Jungfer« auf den Hof der Eltern zurückzukehren vor Augen, reist Augusta noch im gleichen Jahr nach London in der Hoffnung, dort eine Stellung als Hauslehrerin zu finden. Diese Pläne sind, gemessen an der Realität, idealistisch illusionär, gehen nicht auf.

»Das englische Leben mit seinen kalten Umgangsformen legte sich mir wie ein eiserner Reif um Kopf und Herz . . .«⁸ Lediglich durch die erneute Hilfe des Bruders Adolph kann sie 1869 nach Deutschland zurückkehren. Ihrem Leben fehlt sowohl die pekuniäre Basis als auch die Lebensperspektive. Im Schreiben eröffnet sich Augusta, die nun vollends zwischen die Fronten von Herkunft und gefühlter Bestim-

mung geraten ist, immer wieder das Medium der notwendigen Selbstvergewisserung. Längst reagiert die junge Frau somatisch: Schwere Erschöpfungszustände, ein nicht zu kurierendes gastrisches Leiden reflektieren ihre innere Unruhe. Das Notwendigste kann sie sporadisch mit Privatunterricht in Schwetzingen und Ziegelhausen verdienen. Bauernkinder sitzen vor ihr, dumpf vom täglichen Müssen auf den winzigen Höfen, erinnern sie an eine Lebensweise, der sie zu entkommen sucht. Sie liest Schopenhauer, schreibt schwermütige Gedichte, isoliert sich zunehmend und versucht sich von Idealen zu trennen, die eben »nicht mit Pauken und Trompeten in unser Leben einziehen, sondern uns mit traurigen Augen nachsehen, bis wir einem Irrlicht nachjagend im Zeitenmeere untergetaucht sind« (83).

Die überraschende Bekanntschaft mit einer amerikanischen Familie befreit Augusta vorübergehend aus der unhaltbaren Situation. Als Gesellschafterin begleitet sie die Familie Louvren auf einer Europa-reise, erlebt Paris, Nizza, Genua als ein Kaleidoskop von Bildern, Stimmungen, Sprachen. Im Taumel der kaum zu bewältigenden Eindrücke versucht sie sich an der »philosophischen Verarbeitung ihrer eigenen Schicksale und Enttäuschungen« (99) in einem Roman, der nie publiziert wird. Während der Wintermonate ist der ohnedies schleppende Briefkontakt mit ihrer Familie abgerissen. Die hochsensible Augusta steigert sich zunehmend in bedrohliche Phantasien. Gefühle von Heimatlosigkeit und forcierter Vereinsamung treiben sie schließlich zur Kündigung. Längst hat sie im Ausland vergessen, daß sie auch in Oberschelfflenz eine Exilierte ist, der alle Grundlagen einer akzeptierten Lebensführung fehlen. Erneut macht sie weitgehend erfolglose Versuche, mit Privatstunden, Übersetzungsarbeiten und journalistisch-literarischen Arbeiten ihre Existenz zu stabilisieren. In rascher Folge entstehen mehrere Werke, die zu einem Kompendium pädagogischer Schriften erstarren. Endlos moralisierende Dialoge dokumentieren das Ringen der Autorin mit einer Form für die Überfülle des zu gestaltenden Stoffes. Ihre Hoffnungen, Verleger oder Redakteure interessieren zu können, erfüllen sich kaum. Von ihrem ehemaligen literarischen Vorbild Fanny Lewald hat sich Augusta ärgerlich distanziert. »Nüchternen gefühllosen Rationalismus« (121), Phantasielosigkeit und materialistische Lebensanschauung macht sie der Schriftstellerin zum Vorwurf und wendet sich statt dessen dem »größeren poetischen Talent« (122) Ida Hahn-Hahn zu. Mehr noch fühlt sich Augusta aber von den Werken der Ottilie Wildermuth angezogen. In der beruhigenden Erkenntnis, daß sich auch diese Schriftstellerin in autodidaktischer Energie entwickelt hat, beginnt Augusta eine ausführliche Korrespondenz, die letztlich zu einem längeren Besuch in Tübingen führt.

Es sind freundliche Tage, die sie hier verbringt. Gespräche über die Frauenfrage ermöglichen eine verbindende Übereinstimmung. Augusta fühlt sich vertraut und entspannt, als sie die Schriftstellerin verläßt. Dieser Zustand ist nicht haltbar. Schnell verdunkeln sich ihre Empfindungen.

»Ich saß grübelnd in einer Rebenlaube, allein im Weltall, ohne Hoffnung, ohne Glauben, ohne Sonne, ohne Blumen (...) nur ein unbefangenes Ohr vermag überall in der Schöpfung die schreiendsten Dissonanzen zu hören, nur ein starkes klares Auge in den furchtbaren Abgrund des menschlichen Jammers zu blicken« (156).

Wie eine Antizipation der unmittelbar bevorstehenden schweren Depression nehmen sich diese am 30. August 1870 notierten Sätze aus. Zwei Tage später stirbt der geliebte Bruder Adolph an einem Gehirnschlag. Für Augusta endet eine auch wahlverwandtschaftlich begründete Geschwisterbeziehung und darüber hinaus endgültig jede finanzielle Hilfe. Der Aussichtslosigkeit ihrer beruflichen Situation will sie nochmals mit einer Einstellung im Karlsruher Telegraphenbüro begegnen. Abermals aufgegeben von der Trostlosigkeit eines stereotypen Arbeitsalltags und im Gefühl völliger physischer Desolatheit scheidet sie endgültig 1871 aus. Noch im gleichen Jahr reist sie hin und her gerissen zwischen Zweifel und Hoffnung in die USA.

»O nur einen Weg, so dornenvoll er auch gewesen wäre, der nicht aus der Heimat fort und übers weite Meer geführt hätte! Allein es kam kein Engel, um es abzuwenden« (181).

Ein ehemaliger Dorfbewohner aus Oberschefflenz hatte mit einer der großen Auswanderungswellen den Odenwald verlassen und im »Land der unbegrenzten Möglichkeiten« sein Glück in Form eines bescheidenen Vermögens gemacht und stellte der desorientierten Augusta in Amerika Anerkennung und Wohlstand in Aussicht. Sie erlebt beides nicht, bleibt auch hier unbehaust. Die Bekanntschaft mit Bayard Taylor, dem »Faust«-Übersetzer (1825–1878), dessen Tochter sie kurzfristig unterrichtet, die Begegnungen mit Ludwig Büchner (1824–1899) und Friedrich Hecker (1811–1881) können ihr keine gangbare Richtung weisen. Versuche, ein dauerhaftes Engagement als Hauslehrerin zu finden, scheitern ebenso wie die Bemühungen, mit Vortragsreisen das nötige Auskommen zu sichern. Selbst die 1874 vollzogene Examinierung zur Deutschlehrerin an öffentlichen Schulen bringt keinen Erfolg. Zwischen 1871 und 1897 macht Augusta neunmal die beschwerliche Reise zwischen dem Odenwald und Amerika, getrieben von der Sorge um die kranke Mutter, die 1875 verstirbt, und sehnsüchtigen Heimatvisionen, die von der vorgefundenen Realität zunichte gemacht werden. 1881 zerstörte der Bankrott eines von ihr in Heidelberg gegründeten Ausländerpensionats nicht nur ihre wenigen

Ersparnisse, sondern endgültig die Hoffnung auf ein geregeltes Leben. Nach mehrfachen schweren Erkrankungen kehrt sie 1897 völlig verarmt zurück. Die Geschwister haben für die extravagante Jüngste mehr Verachtung als Toleranz. Wozu hatten all die hochfliegenden Ideen und die mühsam durchgesetzten Publikationen geführt?

Sie veröffentlicht 1882 die Briefnovelle »Deutsche Liebe in Amerika«, 1884 die Novelle »Mein Bruder«, 1887 die Gedichtsammlung »Heideblumen«, 1893 den Roman »Die Reiterkätthe«; alles literarisch blasse Gebilde, bemühte Zeugnisse einer Autodidaktin. In einem ihrer Werke zitiert Auguste die Ablehnung eines Redakteurs: »Und dann sind ihre Erlebnisse ja auch nicht solch außerordentlicher Art, wie sie glauben müssen. Autodidakten hat es zu allen Zeiten gegeben und gibt es noch heute. Das Schlimme ist nur, daß sie keine Fühlung miteinander haben, noch mit der Literatur im allgemeinen. Und das hat ihre Laufbahn in der Regel so hilflos wo nicht tragisch gestaltet.«⁹

Keines ihrer Werke hatte ihr Anerkennung, geschweige denn finanziellen Erfolg gebracht. Zwischen 1900 und 1902 gibt sie im Selbstverlag drei Bände »Die Hausfreundin – eine Festgabe für die gelehrte Frauenwelt« heraus. Doch auch diese kalenderartige Zusammenstellung von kleinen Heimaterzählungen und Kochrezepten findet keine Resonanz beim Publikum, ebensowenig wie die sorgfältig zusammengetragene und kommentierte Volksliedsammlung (1902) und die »Kulturbilder aus einem badischen Bauerndorfe« (1910). 1908 erscheint der Bendersche Versuch von Dichtung und Wahrheit: »Der Kampf ums höhere Dasein« und 1910 »Die Macht des Mitleids – ein Tierschützerroman«. Desillusioniert und bitter beginnt sie in diesen Jahren mit der Niederschrift ihrer Autobiographie, die in zwei Bänden 1913/14 unter dem evokativen Titel »Auf der Schattenseite des Lebens« erscheint. 1882 hat sie formuliert: »Man zahlt überall und immer mit Blut und Leben für etwas, das man nie erhalten hat – und das ist der tiefe, trostlose Schatten, der auf allen einsamen Existenzen liegt.«¹⁰

Jetzt, in diesen letzten Jahren, die sie isoliert und in jeder Hinsicht bedürftig noch vor sich hat, scheint diese Einsicht Vorschau und Quintessenz zugleich. Augusta schreibt weiter¹¹, korrespondiert, versucht sich an bewährten Überlebensstrategien, die nicht glücken wollen. Noch einige Male zieht sie um, jetzt jedoch deutlich auf das eingeschränkte Umfeld Baden verwiesen. Die lebenslang sehnsüchtig phantasierte Ruhe und Heimat findet sie nicht, und die Visionen vom kämpferischen Aufbruch verlieren ihre vitalisierende Kraft. Nahezu fatalistisch beginnt sie sich jetzt, mit ihrer Einsamkeit zu arrangieren. Auf literarischem Gebiet hat Augusta in den Jahren nach dem Ersten

Weltkrieg endgültig Anschluß und jede Chance auf öffentliche Anerkennung verloren. Das Lesepublikum verlangt nicht mehr und noch nicht nach Heimatliteratur.

Das Lehrerinnenheim in Lichtenthal bei Baden-Baden wird ihr zu Beginn der zwanziger Jahre vorübergehend ein Ort der lang erhofften Entspannung, bevor sie schließlich »vom Leben zermürbt, krank und zerbrochen«¹² in das Kreisaltersheim von Mosbach übersiedelt.

Augusta Bender verstirbt dort am 16. September 1924.

»Denn der Mensch muß hoffen, oder verzweifeln. Was dazwischen liegt ist unerträglich.«¹³

Anmerkungen

- 1 Aus dem Gedicht »Es ist zu lange her«, zitiert nach Bender, Augusta: Auf der Schattenseite des Lebens. Band II. Baden-Baden 1914, S. 239.
- 2 Wahrscheinlich um 1887, veröffentlicht in: Bender, Augusta: Heideblumen. Alte und neue Gedichte. New York 1887.
- 3 Bender, Augusta: Kulturbilder aus einem badischen Bauerndorfe (1650–1850). Frankfurt 1910, S. 5.
- 4 Ebenda S. 69–70.
- 5 Bender, Augusta: Auf der Schattenseite des Lebens. Jugendgeschichte einer Autodidaktin. Bd. I. Baden-Baden 1913, S. 25. Auch die folgenden Zitate sind diesem Band entnommen (Seitenzahl in Klammern).
- 6 Oeftering, Wilhelm E.: Die fränkische Dichterin Augusta Bender. In: Der Wartturm. Heimatblätter für das badische Frankenland. 5. Jahrgang, Nr. 2 Nov. 1929, S. 5.
- 7 Franz. Klassiker, einige Bände Shakespeare, Byrons Lebensgeschichte, zwei Atlanten, die Beckersche Weltgeschichte.
- 8 Schatten II, S. 48. Auch die folgenden Zitate sind diesem Band entnommen (Seitenzahl in Klammern).
- 9 Bender, Augusta: Der Kampf ums höhere Dasein. Jugendgeschichte einer Kleinbauerntochter. Karlsruhe 1907, S. 170.
- 10 Bender, Augusta: Deutsche Liebe in Amerika. Westermanns Monatshefte, 52. Bd. 1882.
- 11 Kleinere Artikel werden sporadisch in Lokalzeitungen veröffentlicht. Beispielsweise in der Pyramide, der Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.
- 12 Walter, Max: Ein Briefwechsel mit Augusta Bender. In: Der Wartturm a. a. O., S. 7 ff.
- 13 Bender, Augusta: Nachschrift zu Schatten II, S. 201.

Bibliographie

Werke von Augusta Bender

Deutsche Liebe in Amerika. Westermanns Monatshefte, 52. Bd. 1882

- Mein Bruder. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Philadelphia 1884
Heideblumen. Alte und neue Lieder. New York 1887
Die Reiterkätthe. Roman. Stuttgart 1883
Die Hausfreundin. Eine Festgabe für die Frauenwelt. Bd. 1–3, Eberbach (Bd. 3
Bühl) 1900–1902
Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge. Karlsruhe 1902
Der Kampf ums höhere Dasein, Jugendgeschichte einer Kleinbauerntochter.
Karlsruhe 1902
Kulturbilder aus einem badischen Bauerndorfe (von 1650–1850). Frankfurt am
Main 1910; später Eberbach a. N.
Die Macht des Mitleids. Ein Tierschutzroman. Jugenheim 1910
Auf der Schattenseite des Lebens. Jugendgeschichte einer Autodidaktin. Bd. I
und II. Baden-Baden 1913/14
Der umfangreiche Nachlaß der Autorin (ausführliche Korrespondenzen und
mehrere unveröffentlichte Prosastücke in englischer Sprache) ist in der
Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe zu finden

Weiterführende Literatur

- Oeftering, Wilhelm E.: Die fränkische Dichterin Augusta Bender. In: Der
Wartturm. Heimatblätter für das badische Frankenland, 5. Jahrgang, Nr. 2,
Nov. 1929
Walter, Max: Ein Briefwechsel mit Augusta Bender. In: Der Wartturm a. a. O.
Weber, Ulrich: Augusta Bender. In: BadBiNF Bd. I. Stuttgart 1982, S. 38 ff.

Isolde Kurz (1853–1944)

Aber alle Liebe ist grausam

Isolde Kurz gehört zu den wenigen Autorinnen, die zu ihren Lebzeiten berühmt wurden, und zwar nicht, weil sie Ehefrau, Geliebte oder Protegierte eines berühmten Mannes war, sondern weil ihre Werke gefielen. Da dieser Ruhm sich sofort mit dem Erscheinen ihrer ersten Gedichte (1888) und dann der »Florentiner Novellen« (1890) einstellte, konnte sie es sich leisten, gleich unter dem eigenen Namen zu veröffentlichen, und mußte nicht – wie viele ihrer Schreib-Kolleginnen – ein männliches Synonym wählen. Letzteres hätte nicht nur ihrem frauenemanzipatorischen Standpunkt widersprochen, sondern auch ihrem Familienstolz mißhagt; zeitlebens pflegte sie nämlich eine liebende Bewunderung für ihren Vater, den Dichter Hermann Kurz, dessen – wie sie glaubte – zu unrecht vergessenen Namen sie mit Stolz vorzeigen wollte.

Schon als Kind hatte Isolde Kurz angefangen, Gedichte zu schreiben, hatte diese Tätigkeit aber aufgrund des allzu großen und öffentlichen Interesses ihrer Familie an ihren poetischen Versuchen fallengelassen. Seit dem 12. Lebensjahr hat sie, die englisch, französisch, italienisch und russisch sprach, Übersetzungen angefertigt, zunächst um ihren Vater und Paul Heyse in den geplanten Novellensammlungen zu unterstützen, und dann, um schon als junges Mädchen den immer knappen Kurzschen Haushalt von Ausgaben für die Tochter zu entlasten. Erst mit 35 Jahren hat sie (nach langer Übersetzungstätigkeit) angefangen, eigene Werke zu veröffentlichen, schrieb aber seitdem mit unendlicher Energie bis ins hohe Alter (sie starb neunzigjährig in Tübingen) und hat so ein stattliches Werk hinterlassen: mehrere Gedichtbände, einen ganzen Komplex autobiographischer Texte und Erinnerungen, die alle um ihre Familie und enge Freunde kreisen, drei Romane, zwei Legendenbände und zahlreiche Erzählungen und Novellen. Diese reiche Produktion und deren Anerkennung durch die Zeitgenossen machten es ihr möglich, zeit ihres Lebens nicht nur selbst von ihrem Schreiben zu leben, sondern gelegentlich auch Familienmitglieder zu unterstützen.

Was ist das für eine Frau, die so erfolgreich gegen das männliche Verdikt der geistig unschöpferischen Frau anscrieb und die als Dichterin in ihrer Zeit relativ breite Resonanz fand? Warum ist sie heute so weitgehend vergessen, so wenig auch von der Frauenforschung gewürdigt, daß nur noch wenige ihrer Texte als Neudruck zu kaufen sind? Und schließlich: Wie erklärt sich die merkwürdige Mischung aus frauenemanzipatorischen Ansätzen und konservativem Grundhabitus in ihren Schriften?

Aufgrund des reichen autobiographischen Schrifttums von Isolde Kurz sind wir bestens über ihre Herkunft, ihre Erziehung und das Familienleben der schwäbischen Familie unterrichtet und können uns so zumindest einen Teil der Voraussetzungen verdeutlichen, die diese ungewöhnliche Karriere möglich machte. Ihrer Familie nämlich, deren besonderen Geist und Zusammenhalt, verdankte Isolde Kurz, wie sie in allen Lebensbeschreibungen deutlich macht, die Fähigkeit und Stärke, als Frau in einem männlich geprägten Kulturleben und Kulturmarkt ihren Weg zu gehen. Zugleich aber war es paradoxerweise der prägende Einfluß eben dieser Familie und ihre fast lebenslange Bindung an sie, die sie zu einer letzten Befreiung aus weiblichem Rollendenken und zu einem ganz selbständigen Leben und Schaffen nicht kommen ließen. Ein zunehmendes Bewußtsein dieser tragischen Doppelbindung prägt die Entwicklung ihrer autobiographischen Schriften: von den noch beinahe kritiklosen, nur von liebevoller Anhänglichkeit und Bewunderung diktierten Erinnerungen an Eltern und Brüder (»Herman Kurz«, 1906; »Florentinische Erinnerungen«, 1910; »Aus meinem Jugendland«, 1918; »Meine Mutter«, 1926) bis hin zur letzten Autobiographie, der »Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen« (1938), in der die Autorin die fürchterlichen Spannungen und Widersprüche, denen die Eltern (und insbesondere die Mutter) die sensible einzige Tochter zwischen den vier Brüdern aussetzen, ansatzweise benennen kann. Ganz erschließt sich diese lebensbestimmende Widersprüchlichkeit den Lesern aber erst im Spiegel der Gedichte, Erzählungen und Romane der Dichterin.

In älteren Literaturgeschichten wird uns im Sinne der patriarchalen Genealogie Isolde Kurz vor allem als Tochter des Hermann Kurz vorgestellt, des Autors schwäbisch-regionaler und historischer Erzählungen. Hermann Kurz wurde von vielen Zeitgenossen (v. a. Eduard Mörike, Paul Heyse, Friedrich Theodor Vischer) als *deutscher* Dichter, germanistischer Philologe und liberal-demokratischer Denker aus der 48er Revolution sehr geschätzt, hat es aber trotz vieler Würdigungen nie zu wirklichem Erfolg gebracht. Zweifellos beförderte die Freundschaft und Wertschätzung so prominenter Autoren nicht nur das verehrungsvolle Vaterbild der Tochter, sondern auch deren eige-

nes Schaffen. In der Familie jedoch war der spätverheiratete Dichter, der den Lärm der wilden Kinder nicht vertragen konnte, beinahe immer abwesend.

Nachhaltig präsent war dagegen die 13 Jahre jüngere Mutter, Marie Kurz, eine geborene Baroness von Brunow, die, selbst Schriftstellerin, als engagierte Demokratin und begeisterte Anhängerin der 48er Revolution ihre Adelstitel abgelegt, sich zur »Bürgerin Brunow« erklärt und den immer um seinen Lebenserhalt kämpfenden Journalisten und Dichter Hermann Kurz geheiratet hatte.

Diese Mutter, eine außerordentlich lebhaft, kompromißlose Frau, widersprach den meisten bürgerlich-biedermeierlichen Vorstellungen vom Mutter- und Hausfrauenberuf und bekräftigte sie doch zugleich auf einer tieferen Ebene. Die von einer guten Mutter geforderte Anspruchslosigkeit trieb sie bis zur Selbstaufgabe, sie verzichtete auf allen persönlichen Komfort, kleidete sich nur mit dem Notwendigsten, stellte jedes eigene Bedürfnis in pekuniär knapper Zeit zurück, diente ihrem Mann in unerschöpflicher Bewunderung und verausgabte und erneuerte sich zugleich in der geistigen Anregung ihrer Kinder. Ein zuckendes, rastloses Flämmchen¹ nennt sie die Tochter, eine Muse mit zerissenen Strümpfen² der Vater. Jede Haushaltsarbeit oder Besitzpflege schien dieser in geistigen Extremen lebenden Frau so gleichgültig und nebensächlich, daß sie Isolda sogar Handarbeiten und Reparaturen verbot: »Ich solle mein Herz nicht an solchen Kleinkram hängen, sondern froh sein, daß ich mich geistig beschäftigen dürfe.«³ Nur der Treue der alten Angestellten Josephine war es offenbar zu verdanken, daß nicht alles über der Familie zusammenbrach. Und doch war es gerade wieder die unkonventionelle Einstellung zu Ordnung und Sitte sowie die Improvisationskraft der Mutter, die es möglich machte, daß die Familie trotz finanzieller Krisen überlebte und daß alle Wohnungen in der Erinnerung der Tochter zum Kinderparadies wurden. Nach vier glücklichen Jahren bei Freunden in Obereßlingen wurden verschiedene Wohnungen in Kirchheim u. Teck bezogen, bis der Vater seiner Familie endlich durch eine Bibliothekarsstelle in Tübingen eine kleine ökonomische Sicherheit bieten konnte.

Erziehung und Unterweisung lagen ausschließlich in der Hand der Mutter, für Isolda beinahe der einzige Unterricht (nur für Latein, Griechisch und Russisch wurde zeitweise jemand angestellt), während die Brüder zur Schule gingen. Der mütterliche Unterricht erstreckte sich auf fast alle Disziplinen, bevorzugt jedoch auf Französisch und Italienisch sowie auf klassisch antike Stoffe. Er vollzog sich in unsystematischer, autodidaktischer, aber lebensnaher Weise. Die Tochter schreibt in der Lebensrückschau: »Sie besaß kein wirkliches Lehrta-

lent, weil alles Methodische ihrer Natur auf tiefste widerstrebte (. . .). Ihr natürliches Amt war einzig, höheres Leben entzünden, wachhalten und verbreiten. Keine Mühe war ihr dafür zu groß: neben unserem Unterricht und den häuslichen Geschäften führte sie noch begabte Dorfmadchen ins Französische und in die Literatur ein.«⁴ Isolde lernte schon mit drei Jahren mit ihrem Bruder Edgar lesen und schreiben, wurde sehr früh mit den Mythen und Erzählungen der klassischen Antike und der nordischen Mythologie sowie Schillers Antikentexten bekanntgemacht und lernte Sprachen im täglichen Umgang. Besonders die griechische Antike hat sich der Dichterin auf diese Weise unvergeßlich eingeprägt, weil sie ihr nicht als Bildungsgut, sondern als Lebensform nahegebracht wurde.

»Die frühesten Eindrücke kamen mir aus den Homerischen Gesängen, die uns Mama, sobald wir nur geläufig lesen konnten, zunächst in prosaischer Bearbeitung, in die Hände gegeben hatte. Die griechische Götter- und Heldensage verband sich blitzschnell und unauflöslich mit unserer Vorstellung. Der Olymp mit allen seinen Insassen thronte leibhaftig in unserem Garten. Wir selber übten uns fleißig im Speerwerfen und Bogenschießen (. . .) Ich trug wie die Brüder Helm und Schild und Lanze aus Pappdeckel und Goldpapier sowie ein mit dem Medusenhaupt geschmücktes Panzerhemd und warf den dicken Alfred, wenn er als Ares anstürmte, im Nahkampf nieder, wobei der vorschriftsmäßig brüllte ›wie zehntausend Männer‹.«⁵

Dieser freien unkonventionellen Erziehung ist es sicher zu verdanken, daß aus allen Kindern (außer dem immer kränklichen jüngsten Bruder Garibaldi) angesehene, selbstbewußte Künstler und Wissenschaftler wurden. Isolde wurde dank der umfassenden mütterlichen Erziehung vor Einengung durch äußerliches Geschlechtsrollen-Denken bewahrt. Ihr wurde der Weg in ein künstlerisch erfülltes, für ihre Zeit erstaunlich selbständiges Leben ermöglicht, und das gab ihr Kraft und Selbstbewußtsein, sich z. B. auch gegen diese Mutter und ihre verschiedenen Verheiratungsabsichten erfolgreich durchzusetzen.

Und doch hatte die unkonventionelle Erziehung der Mutter und ihre impulsive Dominanz für die Tochter und ihr Werden auch problematische Seiten. Indem den Kindern eine so andere Wertewelt und Lebensform als den ländlichen Mitbürgern angeboten wurde, mußten sie sich immer wieder als Außenseiter erfahren. »Sie erschwerte sogar ihren Kindern unbedenklich das ohnehin so schwierige bürgerliche Fortkommen, indem sie sie zur äußersten Unbeugsamkeit in allen grundsätzlichen Fragen erzog und sie damit von Anfang an mit der Welt, wie sie war, in Gegensatz brachte.«⁶ Weil z. B. Marie Kurz, die in ihrer Jugend an inneren religiösen Konflikten gelitten hatte, ihren Kindern jegliche christliche Unterweisung vorenthielt, wurden

diese – im Kontext auch ihrer wilden Antikenspiele – in allen Wohnorten als »Heidenkinder« verschrien, gemieden und gelegentlich bekämpft. Vor allem Isolde wurde früh zur Paria⁷ in der schwäbischen Provinz, da einem Mädchen eine so unbürgerliche Erziehung doppelt fatal anstehen mußte. Welche Demütigungen und Anfeindungen hatte sie zu bestehen, als sie in ihrer pruden, körperfeindlichen Landwelt auch noch reiten und schwimmen lernte! Die Erfahrung, etwas Besonderes und dadurch zugleich Außenseiterin in einer repressiven Gesellschaft zu sein, prägt sich der Autorin maßgeblich als Lebenseinstellung ein und spiegelt sich in beinahe allen großen Gestalten ihrer Dichtung, den Frauen vor allem und den Künstlern.

Noch nachhaltiger wirkte sich auf die Autorin die Übersensibilisierung aus, die aus dem engen im Gegensatz zur sozialen Umgebung lebenden Familienkreis entstand: »Dieser gemeinsame Gegensatz gegen eine noch lange nicht nachkommende Zeit war es dann auch, was uns Geschwister so enge zusammenband, daß wir eine eigene, ganz auf sich gestellte Welt bildeten, in der wir uns gegenseitig Wohl und Wehe bedeuteten und aus der wir uns die Maßstäbe für das Leben holten, wo aber auch die inneren Erschütterungen nie zur Ruhe kamen.«⁸ Als solche Erschütterungen sind ganz äußerlich zuerst einmal die vielen Kämpfe und Rivalitäten (inklusive dem »Geschlechterkampf« unter den eigenwilligen Geschwistern) sowie die ständigen (von Isolde sehr früh wahrgenommenen) Sorgen um das tägliche Brot und die Depressionen des glücklosen Vaters zu verstehen. Erschütterungen gingen auf einer tieferen Ebene vor allem von der Mutter aus, deren Rolle, wie die Tochter zunehmend erkennt, »auf der Bühne meines Lebens als Gegenspielerin, die bedeutsamste, geliebteste, edelste, aber auch in manchem Sinn die verhängnisvollste«⁹ gewesen ist. Marie Kurz, das »unbegreiflichste aller Frauenwesen«¹⁰, hat bei aller Aufopferungsbereitschaft und mütterlichen Omnipräsenz durch ihre »Überbeweglichkeit«, durch das »Irrationale und Plötzliche« in ihrem Temperament ein (zumindest für die Tochter) verunsicherndes Chaos in die Familie gebracht: »Hätte dies liebeblühende Herz nur einigen Sinn für den Wert einer fraulichen Heimstätte besessen, für die Wohltat der Ordnung und Harmonie, für ein wenig Maß- und Takthalten«!¹¹

Ihre einzige Tochter band sie in maßloser Liebe »schmerzhaft enge« an sich, so daß diese nur durch die Mutter, durch deren wilde Gefühlserschütterungen und Leidenschaften leben und erleben konnte; »alle Liebe ist grausam« – schreibt die Tochter –, »selbst die heiligste, die Mutterliebe. Um mehr und mehr geliebt zu sein, läßt sie sich auch die Pein des anderen Teils nicht reuen. Bei mir ging diese Pein auf die früheste Kindheit zurück.«¹² Die aus den Lehrsätzen der Französischen Revolution zehrende Mutter mutete der kleinen Toch-

ter früh die Einsicht in das schlimmste soziale Elend zu, ersparte ihr keine Gefühlserschütterung, machte sie zur Zeugin und Vertrauten ihrer Zweifel, Todesängste und nervösen Anfälle und bedachte dabei nicht, daß das noch völlig maßstablose Kind diese Anstürme und Einblicke nicht verarbeiten konnte und völlig verängstigt und über-sensibilisiert dauernde Katastrophen erwartete. »Mir aber blieb im tiefsten Grund eine Schicht unerlöster Bangigkeit zurück, auf die sich immerzu neue solche Schichten legten und die mich lange Zeit jeden Morgen wünschen ließ, daß die Sonne nicht mehr aufgehen möchte.«¹³

Durch diese enge, unbeherrschte Bindung an die Tochter und deren emotionale Ausbeutung vollzog sich so auf einer sehr tiefen Ebene – entgegen aller aufgeklärten Erziehung – eine Konditionierung zur bürgerlich gewünschten Weiblichkeit, die, da früh verinnerlicht, vermutlich noch schwerer abzustreifen war als Benachteiligungen im Sozialleben. So wurde es selbstverständlich, daß die Tochter zwischen den »vom Naturell grundverschiedenen«¹⁴ Eltern vermittelte, daß sie dem frustrierten Vater Freude und Trost spendete und lebenslang Schuldgefühle behielt, sich ihm nicht genügend gewidmet zu haben. Im Sinne des harmoniestiftenden Frauenideals war es selbstverständlich, daß nicht die Brüder, sondern sie die ständige Hochspannung in der Familie abfing: »Gewohnt, mit den Familiengliedern vorsichtig wie mit Sprengkörpern umzugehen, glückte es mir doch immer, daß sich die Sturmwellen unschädlich verliefen und daß die aufgeregten Vorgänge dem Vater, dessen erschöpfte Nervenkraft der Arbeitsruhe bedurfte, beinahe völlig unbekannt blieben. Ich selber aber wurde wie die Magnetnadel, die zwar stetig ihren Pol hält, aber immerzu leise zittert. Dieses Zittern, das niemand sah, wurde mit der Zeit zur heimlichen Marter meines Lebens.«¹⁵

Die Folgen dieser ambivalenten Eltern- und Mutterfixierung sowie der widersprüchlichen Wertvermittlung zeigen sich im weiteren Leben der Isolde Kurz ebenso wie in ihren Schriften als ständige Doppelbewegung von Flucht und Heimkehr, Aufbruch und Regression, Emanzipation und Festhalten.

Nach dem Tod des Vaters machte Isolde Kurz einen ersten Befreiungsversuch aus der provinziellen schwäbischen Heimat und der Enge der Mutterbindung: 1876 folgte sie ihrem Bruder Edwin nach München, der dort sein Kunststudium begonnen hatte. Dort fand sie Zugang zu Künstlerkreisen, wurde gefördert und wußte mit Geschick den richtigen Abstand zur vereinnahmenden Kunstpolitik des Dichturfürsten und Vaterfreundes Paul Heyse zu halten. Doch schon hier erreichten sie Hilferufe von ihrer Mutter wie »Ich weiß mir nicht zu helfen ohne mein junges Mütterlein«¹⁶, die deutlich machen, daß das Mutter-Tochter-Verhältnis längst zweiseitig geworden war und daß

hier eine Kraft wirkte, die stärker war als der eigene Emanzipationsdrang. Darum nimmt es nicht wunder, daß Isolde schon ein Jahr später dem Ruf ihres Lieblingsbruders Edgar nach Florenz folgte, der dort inzwischen eine erfolgreiche Arztpraxis führte und Mutter, Schwester und den jüngsten Bruder zu sich in den sonnigen Süden verpflanzen wollte.

Stellte der Umzug nach Italien für die von der italienischen Kunst- und Lebenswelt (als der einzig würdigen Nachfolge der griechischen Antike) träumende Dichterin durchaus einen weiteren Befreiungsschritt im Sinne ihrer künstlerischen Entwicklung dar, so bedeutete die Tatsache, daß mit ihr die Mutter und der pflegebedürftige Bruder nach Italien zogen, doch zugleich eine unabsehbare weitere Fessel. Das Frohlocken der Mutter wird von der Autorin im Lebensrückblick entsprechend als Auftrumpfen einer mutterrechtlichen »Schicksalsmacht« erkannt, die »das Leben alles von ihr Geborenen durchwaltet«¹⁷. »Daß die kleine, äußerlich so anspruchslose Frau nach dem Tode des Vaters und unserem Auszug aus dem Vaterland den ganzen Clan wieder so fest zusammenfaßte, daß keines sich weiter als auf die Entfernung einer Tagereise von ihr niederließ, erschien allen als das von selbst Gegebene.«¹⁸

Die stärkste Rücksichtnahme wurde natürlich von der einzigen, unverheirateten Tochter erwartet. Deren Entschluß, unverheiratet zu bleiben, war, wie sie schreibt, nicht zuletzt aufgrund der Einsicht in die Unvereinbarkeit von Ehe- und Mutterpflichten mit dem schriftstellerischen Beruf erfolgt. Auch hier klappte aber die Schere weiblicher Rollenzwänge zu: aufgrund eben des emanzipatorisch intendierten Unverheiratetseins handelt sich die Tochter den *status* der Ungebundenen ein, die sich »natürlich« in ständiger Fürsorgebereitschaft für die Verwandtschaft, die Brüder, deren Kinder und insbesondere die Mutter halten muß. Und diesen Erwartungen gemäß kümmerte sich Isolde Kurz während des ganzen folgenden Lebens von Marie Kurz in Italien und später in München mit großer Liebe und Einfühlungskraft um diese und stellte gegen die mütterlichen und brüderlichen Ansprüche immer die eigenen bezüglich Wohnraum und Lebensgestaltung zurück. Selbst die Zeit für ihre Arbeit, die doch Grundlage der eigenen (und wohl auch der Mutter) Lebenserhaltung war, mußte sie sich immer wieder erkämpfen. Daß ein Mann Zeit für seine Arbeit braucht, geschont werden muß, ist dieser Generation selbstverständlich. Eine Frau dagegen muß solche Dinge – aus der angeblichen Überfülle ihres Lebens heraus – nebenher erledigen können. Es ist bewunderswert, wie die Tochter Isolde Kurz, die ihr Leben »durch unbeugsame Willenskraft wie durch äußerste Hilflosigkeit«¹⁹ der Mutter beherrscht sah, es immer wieder schaffte, sich Freiraum für

ihre reiche Produktion und für die Pflege des Freundeskreises zu erkämpfen, und wie sie die Mutter einbezog in ein neues sinnenfreudiges, kunstzentriertes und zugleich naturnäheres Leben in der Renaissancestadt Florenz und im neu entstehenden Badeort Forte dei Marmi.

Als das Leben der greisen Mutter 1911 nach langer Krankheit in München seinem Ende zugeht, hat sich Isolde Kurz, die mit der Mutter den schmerzlichen Tod dreier Brüder durchlebt hatte, physisch und psychisch vollständig verausgabt. Sie brauchte lange Zeit, um einen neuen Lebensfaden, unabhängig von dem der Mutter, aufzunehmen, und es ist, folgt man ihren ergreifenden Erinnerungen an diese Lebensphase, erstaunlich, daß sie diesen Faden findet. In großer Nähe (und offenbar auch Distanz) zu ihrem (noch von der sterbenden Mutter herbeigerufenen!) Jugendfreund Ernst von Mohl erfüllte sie sich nun alte Wünsche mit Reisen nach Griechenland und durchs nördliche Deutschland. Sie überlebte den Krieg und die folgenden Hungerjahre, holte zu ihren großräumigeren Werken aus und zog am Ende ihres Lebens wieder zurück ins schwäbische Tübingen, wo sie am 15. 4. 1944 starb.

Zähigkeit und Kraft, die die Gestaltung dieses Lebens auszeichnen, beeindrucken noch heute und lassen sich wohl nur durch die zentrale Rolle, welche die Dichtkunst im Leben von Isolde Kurz spielte, erklären. Nur indem die Autorin – auch in den schlimmsten, angespanntesten und schmerzhaftesten Zeiten – sich einen Raum schuf, in dem sie Erlebtes verarbeitete oder in verschiedenen Projektionen kompensierte und neu bildete, konnte sie entgegen aller Vereinnahmung eine eigene Überlebenssubstanz erhalten. Schreiben wurde ihr eine andere Form von Leben, und so ist es nicht verwunderlich, daß ihr das »Leben Schreiben« (Christa Bürger), das Schreiben aus und von ihrem Leben letztlich am besten gelingt. Hier, in den autobiographischen Texten, kann sie ohne Rücksicht auf gängelnde Gattungstraditionen (nur gelegentlich Opfer ihres Idealisierungsdrangs in der Darstellung der Familie) ihr überfeinertes, im Spannungsfeld der immer brodelnden Familie herausgebildetes Sensorium produktiv machen. Vor unseren Augen erstehen in einer lebhaften, engagierten, realitätsgesättigten und dennoch distanznehmenden Sprache mit einem großen Gespür für manifeste und latente Konditionierungen verschiedene Einzel- und Gruppenportraits; es entsteht das Panorama ihres Lebens in der schwäbischen Heimat, in Florenz und Forte dei Marmi und wieder in Deutschland, und es konturiert sich die spannende Entwicklung einer außergewöhnlichen Frau im Kontext ihrer Familie und der Jahrhundertwendegesellschaft.

Die fiktionalen Texte zeigen andere Verarbeitungsformen. Wie die

Entscheidung für München und Italien als Flucht aus der väterlich-mütterlichen Heimat zu verstehen ist, so läßt sich die intensive Zuwendung der Autorin zur italienischen Renaissance als Sprung aus der regionalen, engen Heimatkunst des Vaters in eine andere, durch die überlieferten Werke in hohem Glanz sich präsentierende Blütezeit europäischer Bildung interpretieren. Im regen Austausch mit Freunden aus der Künstlerkolonie in Florenz (Karl Hillebrand, Adolf Hildebrand, Konrad Fiedler, Hans von Marées, Arnold Böcklin) und in Aufnahme vor allem von Jacob Burckhardt großem Werk »Die Kultur der Renaissance in Italien« glaubte Isolde Kurz, hier einen geistigen Ort für ihre Dichtung zu finden, in dessen poetischem Radius auch die Frau zu individueller Unabhängigkeit und zu großen Leistungen befähigt sei. Zusammen mit dem Maler Altenhofen plante sie einen illustrierten Führer zu Schönheit und Geschichte der Stadt Florenz. Als das Projekt durch den Tod Altenhofens scheiterte, benutzte sie die reichen Vorstudien zu Florenz und zur Renaissance für die Konzeption der »Florentiner Novellen«, dem Grundstock einer großen Reihe von Dichtungen aus dem italienischen Volksleben und dem Italien der Renaissance. Noch in diesen scheinbar so weit von der Autorin entfernten Texten findet sich die ihr eigene Prägung einer Verbindung emanzipatorisch neuer Entwürfe mit dem Verhaftetsein in traditionellen Formen und Inhalten.²⁰ In den Romanen »Nächte von Fondi. Eine Geschichte aus dem Cinquecento« (1922) und »Vanadis. Der Schicksalsweg einer Frau« (1931) projiziert sie in die Heldinnen weibliche Größenphantasien, die in mehr oder weniger geglückten Verschiebungen Variationen ihrer eigenen Wünsche, Hoffnungen, Erlebnisse und Dissonanzen darstellen.

Kritisch anzumerken ist, daß die von und mit den Eltern erlebte und erlernte Allgegenwart verschiedener historischer Kulturphasen die Autorin in keinem der in historischem Gewande dargestellten Stoffe zu einer Vermittlung mit einem wirklich eigenen historischen Ansatz kommen läßt. So gelangen ihre Texte (Gedichte wie Prosastücke) trotz großer handwerklicher Perfektion selten zu einer originären zeitgemäßen Form und handeln sich den Vorwurf des Epigonenhaften ein. Verhaftet im idealisierenden Ästhetizismus der Jahrhundertwende reduziert sie auch die in verschiedenen Texten geäußerte sehr pointierte Kritik an der Situation der Frau in der wilhelminischen Ära auf die Darstellung psychologisch-kultureller Phänomene. Eine Analyse sozio-historischer Unterdrückungsformen liegt ihr wie jede politische Urteilsfindung fern, so daß sie keinen Anschluß an die realen Aufbrüche von Frauen ihrer Zeit findet. Nur durch diese zutiefst unpolitische Haltung und die Bindung an ein väterlich geprägtes Heimatbild ist die Versuchbarkeit der Autorin in Sachen Nationalismus und

ihre gelegentliche Blindheit gegenüber nationalsozialistischer Vereinnahmung in Deutschland zu verstehen. Ihre humanistische europäische Bildung und ihre letztlich pazifistische Grundhaltung, die selbst den Mord an Tieren zu Ernährungszwecken ablehnte, stellt die »Deutsche Mutter«²¹ mit ihrer im Alter zunehmenden Liebe zur Heimat außerhalb jeden Verdachts faschistoider Gesinnung.

In den Texten von Isolde Kurz bleibt die Darstellung von Menschen, Geschichten und Schicksalen, schwäbischen wie italienischen, trotz verschiedener Regionalismen geprägt von einem humanen, grenzüberschreitenden, weltoffenen Geist. Kritik wird auch da, wo sie in pointierter Schärfe oder leichtem Sarkasmus formuliert wird, nicht am »Anderen« geübt, sondern an Schwächen, die wir immer und überall finden. Am schönsten verdeutlicht sich für mich diese liebevoll relativierende Grundhaltung in den humoristischen Texten der Autorin, in denen sie sich ganz offenbar ein Vatererbe anverwandelt, das sie auf eine spezifisch weibliche Weise transformiert. Wieder zu entdecken wäre hier z. B. die köstliche, von der Autorin in Stuttgart in der Hölderlinstraße komponierte Erzählung »Die Humanisten«, ein Schwank über verschiedene narzißtische Formen der Gelehrsamkeit zwischen Württemberg und Florenz; neu zu entdecken auch das bezaubernde Versepos »Die Kinder der Lilith«, in dem die Autorin im Rückgriff auf die Legendenfigur der Lilith (in der jüdischen Kabbala als erste Frau Adams dargestellt) mit einem heiter-ernsten neuen Schöpfungsbericht die Figur der Eva und damit alle christlich-patriarchalischen Frauenbilder relativiert.²² Vielleicht ist der Humor, den der humoristischste aller deutschen Dichter, Jean Paul, einmal sehr anschaulich mit dem Vogel Merops vergleicht, welcher, wie er sagt, »zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel auffliegt«²³, auch eine besonders adäquate Form, um einer in sich so zwiespältigen, immer zwischen Aufbruch und Heimkehr angespannten Seele Ausdruck zu verleihen.

Anmerkungen

1 Kurz, Isolde: Aus meinem Jugendland. S. 90.

2 ebd. S. 49.

3 ebd. S. 89.

4 ebd. S. 29.

5 ebd. S. 32.

6 Kurz, Isolde: Die Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen. Lebensrückschau, S. 47.

7 Der Begriff des Paria in Bezug auf die Autorin Isolde Kurz begegnet zuerst bei Elisabeth Lenk in ihrem Aufsatz: Pariabewußtsein und Gesellschaftskritik bei einigen Schriftstellerinnen der Romantik.

- 8 Kurz, Isolde: Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen, S. 38.
 9 ebd. S. 43.
 10 ebd. S. 42.
 11 ebd. S. 45.
 12 ebd. S. 48 f.
 13 ebd. S. 50.
 14 ebd. S. 38.
 15 ebd. S. 51 f.
 16 ebd. S. 51.
 17 ebd. S. 43.
 18 ebd. S. 48.
 19 ebd. S. 51.
 20 Zu den Florentiner Novellen s. den Aufsatz von Benett, Timothy A.: »Isolde Kurz's Florentiner Novellen: Renaissance, Feminist, and Bourgeois Mythologies«, in dem sehr deutlich aufgezeigt wird, wie durch Verschreibung an mythisch-historisierende Grundmuster alle tendenziell revolutionären Frauenentwürfe in orthodoxe Lebensläufe zurückgeführt werden.
 21 Isolde Kurz hat sich wie viele (auch emanzipierte) Frauen nicht ganz von den Begeisterungsströmen zu Beginn des Ersten Weltkriegs distanzieren können und hatte als Auftragsarbeit das Gedicht »Schwert aus der Scheide« geschrieben, das ebenso wie die spätere Auftragsarbeit »Die deutsche Mutter« in ganz Deutschland begeistert aufgenommen wurde, ihr den Titel »Deutsche Mutter« einbrachte und offenbar durch Verbreitung an der Front, in Schulbüchern, in Liedern und auf Postkarten zum nationalen Standardtext wurde. In ihrer »Lebensrückschau« äußert sich die Dichterin durchaus kritisch und ambivalent zum ungeahnten Erfolg dieser Dichtungen.
 22 S. dazu Roebing, Irmgard: Lilith oder die Umwertung aller Werte. Eine Untersuchung zum Frauen-Bilder-Sturz um die Jahrhundertwende am Beispiel von Isolde Kurz' Versepos »Die Kinder der Lilith«. Das Versepos wird 1993 vom Kore-Verlag Freiburg neu herausgegeben.
 23 Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 129.

Bibliographie

Werke von Isolde Kurz

- Aus meinem Jugendland (1918). Stuttgart und Berlin 1922
 Hermann Kurz (1906); später erschienen als: Das Leben meines Vaters. Tübingen 1929
 Meine Mutter. Tübingen 1926
 Florentinische Erinnerungen. München 1910
 Die Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen. Lebensrückschau. Tübingen 1938
 Gedichte. Leipzig 1898.
 Florentiner Novellen (1890). In: Gesammelte Werke im Georg Müller Verlag. München 1925, Bd. 2
 Italienische Erzählungen (1895). In: Gesammelte Werke im Georg Müller Verlag. München 1925, Bd. 2

- Von dazumal. Erzählungen. In: Gesammelte Werke im Georg Müller Verlag. München 1925, Bd. 5
 Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance (1902). Stuttgart und Berlin 1914
 Im Zeichen des Steinbocks. Aphorismen. München und Leipzig 1905
 Schwert aus der Scheide. Gedichte. Heilbronn 1916
 Die Kinder der Lilith (1908) In: Gesammelte Werke im Georg Müller Verlag. München 1925, Bd. 1
 Nächte von Fondi. Eine Geschichte aus dem Cinquecento. Nördlingen 1922
 Vanadis. Der Schicksalsweg einer Frau. Stuttgart 1931

Weiterführende Literatur

- Benett, Timothy A.: Isolde Kurz's Florentiner Novellen: Renaissance, Feminist, and Bourgeois Mythologies. In: German Quarterly 63.1 (1990), S. 92–106
 Bürger, Christa: Leben Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen. Stuttgart 1990
 Lenk, Elisabeth: Pariabewußtsein und Gesellschaftskritik bei einigen Schriftstellerinnen der Romantik. In: Dies.: Kritische Phantasien. Gesammelte Essays. München 1986, S. 199–222
 Ónodi, Marion: Isolde Kurz, Leben und Prosawerk als Ausdruck zeitgenössischer und menschlich-individueller Situation von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Würzburg 1987
 Roebbing, Irmgard: Lilith oder die Umwertung aller Werte. Eine Untersuchung zum Frauen-Bilder-Sturz um die Jahrhundertwende am Beispiel von Isolde Kurz' Versepos Die Kinder der Lilith. In: Dies. (Hrsg.): Lulu, Lilith, Mona Lisa . . . Frauenbilder der Jahrhundertwende. Pfaffenweiler 1989, S. 157–198

Agnes Günther (1863–1911)

Bestsellerautorin aus Hohenlohe

»Meine Mutter war eine außergewöhnliche Frau; keiner, der ihr begegnet ist, blieb ihr gegenüber gleichgültig. Sie hat ein einziges Buch geschrieben, das sie wenige Tage vor ihrem Tode vollendet hat. Es ist erst zwei Jahre nach ihrem Tode erschienen, wurde dann aber einer der ungewöhnlichen Bucherfolge und blieb es für viele Jahre.« Die Rede ist von Agnes Günther, der Autorin des Romans »Die Heilige und ihr Narr«, 1913 im Verlag J. F. Steinkopf in Stuttgart erschienen. Dieser Roman – man kann ihn getrost den ersten Bestseller des 20. Jahrhunderts nennen – hat Generationen von Mädchen und Frauen zu Tränen gerührt, und dies keineswegs nur in Süddeutschland. Im hohenlohischen Langenburg beobachtet man bis heute Besucherinnen aus ganz Deutschland, die auf den Spuren von Agnes Günther die Stätten besichtigen wollen, an denen sich die Liebesgeschichte von »Seelchen« und dem Grafen Harro von Thorstein zugetragen hat. Die Schilderung der »Waldweihnacht«, mit der das Buch beginnt, war Pflichtlektüre in den »Töchterabenden« der zwanziger Jahre, und noch im Jahre 1960 hatte ein Tübinger Professor Bedenken, eine schwäbische Studentin über diesen Roman arbeiten zu lassen, denn: »Die können diese Geschichte doch gar nicht objektiv betrachten, die haben doch vor Jahren alle darüber geweint.«

Man würde der Persönlichkeit der Autorin Agnes Günther unrecht tun, wollte man sie einfach abstempeln als »exaltierte Pfarrfrau aus Hohenlohe«, die gelegentlich Gesichte hatte und ihre Visionen zu einem nahe am Kitsch anzusiedelnden Roman zusammengefügt hat. Agnes Günther war eine höchst eigenständige und eigenwillige Persönlichkeit, und die Pfarrfrau war ihr keineswegs in die Wiege gelegt. Sie entstammte, am 21. Juli 1863 geboren, einem begüterten Stuttgarter Bank- und Handelshaus. Ihr Stammbaum verzeichnet angesehene württembergische Namen. In ihren Adern floß aber auch englisches und hugenottisches Blut. Ihr Großvater, der Hofrat Wilhelm Breuning, hatte unter seinen Vorfahren nicht nur einen 1740 verstorbenen Pliener Schultheißen, sondern auch den Tübinger Ratsherrn Con-

rad Breuning, der wegen seines Aufbegehrens gegen die Willkürherrschaft Herzog Ulrichs gefangen genommen und enthauptet worden war. Wilhelm Breuning heiratete in Stuttgart Rosalie Mohl, deren Mutter Rosalie d'Atrin von französischen Hugenotten abstammte. Ihr Sohn Hermann sollte gleich seinem Vater Kaufmann und Bankier werden. Während seiner Ausbildung in London lernte er die erst 17jährige Polly Barrell kennen, die seit dem Tod ihrer Eltern bei Verwandten, der Familie eines Großhändlers namens Richard Jarvis, lebte. Trotz aller anfänglichen Bedenken der Stuttgarter und der Londoner Familie wurde das junge Paar am 2. September 1862 in der Stuttgarter Hospitalkirche getraut. Zu Agnes, der Erstgeborenen, gesellten sich bald die Schwestern Polly, Emma und Alice und der Bruder Hermann. Man wohnte in der Königstraße, wo mittags mit klingendem Spiel die Wache vorbeizog, pflegte ein geselliges Leben, den Vater sah man hoch zu Roß durch Stuttgart reiten – ein Reitunfall führte auch zu seinem frühen Tod –, und die kapriziöse Frau Polly, die zeitlebens Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache hatte, war so liebenswürdig und charmant, daß ihr sogar der König verzieh, als sie auf einem Fest seine Majestät duzte. Die Sommer verbrachte man in einem Kavaliershäuschen auf der Solitude.

In einem Brief aus dem Jahre 1910 beschreibt Agnes Günther sich selbst im Rückblick: »Ich war ein sehr lebhaftes, menschenfreundliches, geschwätziges und vorlautes kleines Ding, mit einer liebevollen Mutter und fröhlichem Geschwisterkreis beglückt und bin in einem Stuttgarter Hause aufgewachsen.« Für die Kinder wurde eine Erzieherin engagiert, Maria Kretschmer, ein Glücksfall für Agnes und ihre Geschwister und ein Beweis mehr dafür, daß die Familie Breuning zum gehobenen Bürgertum der württembergischen Residenz zu zählen war. Der Onkel der Erzieherin war Eduard Mörikes »Urfreund« Wilhelm Hartlaub, zu jener Zeit Pfarrer auf der Stöckenburg nahe Vellberg. Er lud die Stuttgarter Breuningskinder gern in die »Sommervakanz« auf die Stöckenburg ein. Und dort, in der Laube im Pfarrgarten, hörte Agnes zum erstenmal Gedichte von Eduard Mörike und die Geschichte von der schönen Lau. In einem Brief erzählt die damals erst zwölfjährige Agnes Breuning: »Stöckenburg besteht aus einer alten Kirche aus der Zeit Karls des Großen, aus dem alten Pfarrhaus nebst Scheune und Stallung und aus dem Friedhof ... Jenseits des Tales liegt hoch und malerisch das Städtchen Vellberg, das Ziel so mancher Künstler ... Abends sitzen wir mit Herrn Pfarrers unter der mächtigen Linde hinter dem Pfarrhaus und sehen die Sonne hinabsteigen. Uns ist es wie im Märchenland. Er erzählt uns manchmal von Eduard Mörike. Das ist sein Freund.«

Nach dem frühen Tod des Vaters und dem Niedergang des Bank-

hauses zog die im Elternhaus ihres Mannes nie so recht gelittene »Engländerin« mit ihren jüngsten Kindern nach Korntal. Die Tochter Polly fand Aufnahme im Hause der Großeltern, Agnes' Erziehung aber wurde standesgemäß fortgesetzt. Sie war Schülerin im Stuttgarter Katharinenstift und durfte anschließend anderthalb Jahre lang eine Ecole supérieure in Neuchâtel besuchen. Dort lernte sie die französische Sprache ebenso flüssig beherrschen wie zuvor schon – dank der Mutter – die englische. In der Schweiz lernte Agnes Breuning eine wohlhabende Dame aus Schottland kennen, Miß Burdon-Sanderson; ihr verdankte sie Reisen nach Edinburgh, London und Paris.

Mit 23 Jahren kehrte die vielseitig gebildete und wohlbehütete Tochter aus gutem Hause nach Stuttgart zurück, wo sich Mutter Polly nach dem Korntaler Zwischenspiel wieder in der Urbanstraße eingerichtet hatte. Blumenmalerei, Wohltätigkeitsveranstaltungen, womöglich eine Stellung als Erzieherin – so hätte sich ihr weiteres Leben gestalten können. Da aber trat der Vikar Rudolf Günther auf den Plan. Der Pfarrerssohn aus Liebenzell hatte die klassische Laufbahn württembergischer Theologen eingeschlagen: Zögling in den Seminaren Maulbronn und Blaubeuren, Student im Tübinger Stift, Vikar an der Stuttgarter Hospitalkirche, Repetent im Tübinger Stift, zwischen-durch freilich auch für ein halbes Jahr Kurpfarrer in Menton. Im September 1887 wurde Hochzeit gefeiert. Und nun begann Agnes Günthers Leben als schwäbische Pfarrfrau.

Erste Station war Blaubeuren, wo Rudolf Günther das Amt eines Diakonus an der Stadtkirche übernahm. Ihre ersten Ehejahre erlebte Agnes Günther zum einen als eine köstliche Zeit gemeinsamen Natur- und Literaturgenusses, zum anderen aber auch als Jahre voller Geldsorgen und voller Ängste, bis endlich der erste Sohn Gerhard geboren war. Die gestrenge Schwiegermutter, Pfarrfrau in Heslach, wollte Rudolfs Kinderbettchen nicht herausrücken, statt der versprochenen »Gastleintücher« für Windeln mußte sich Günthers Erstgeborener mit »billigem Baumwollzeug« begnügen, und der Speiseplan verzeichnete: »Montag Bratwurst, Dienstag Fleischküchlein, Mittwoch etwa Linsen und Saitenwürste, Freitag russisches Beefsteak (sehr billig), einmal Suppe, Pfannkuchen und Gemüse einmal – Braten gibt's nur sonntags.« Der Schwester Emma klagte sie: »Ich spare an meiner eigenen Toilette, fürchterlich!!! Noch nie habe ich mir ein Kleid gekauft, seit ich verheiratet bin, ich lebe von abgelegten Gewändern und Mänteln meiner Schwiegermama.« Die junge Pfarrfrau unterstützte ihren Mann nach Kräften, scharte einen Kreis junger Arbeiterinnen um sich, spielte mit den Kinderschülern, gestand aber auch in einem Brief an die Schwester Emma, daß sie bei der »Sonntag-Vormittagstournee der

Blaubeurer Gesellschaft« den Leuten gern »die Zunge herausstrecken möchte«, die sie zum wiederholten Male fragten, wie es ihr denn in Blaubeuren und in ihrem Pfarrhaus gefalle.

An dem umfangreichen Briefwechsel Agnes Günthers mit ihren Schwestern und ihrer Mutter fällt zweierlei auf: zum einen der über die Jahre bewährte herzliche Zusammenhalt unter den Geschwistern und zum anderen Agnes Günthers Freude am Spiel mit der Sprache. Das zeigt sich allein schon an den Namen, die sie den Schwestern gibt. Polly ist einmal der liebe Pöller, dann wieder der Pöll, das Pölle und das Herzenspölle. Emma nennt sie Emmenkind und Immenkind, und sie selbst unterschreibt ihre Briefe an die Schwestern einmal mit »Deine Alte«, dann wieder mit ihrem Kindernamen Agadé. Und noch etwas verraten Agnes Günthers Briefe: die Schreiberin verwendet eine Vielzahl im Schwäbischen gebräuchlicher Namen und Redensarten. Da ist zu lesen, jemand habe lange »gebebbert« oder gar einen rechten »Bafel« geschwätzt, es habe nicht »gebattet«, einer sei einem andern »zum Verzwärzlen ähnlich«, ein anderer sei ein rechtes Mammenkind oder gar ein Drallewatsch. Solche Formulierungen sind ein wohlthuender Widerpart zu der präziösen Sprache ihres späteren Romans. Beides zusammen aber macht Agnes Günther aus, die Autorin und die Pfarrfrau.

Reisen führten die junge Pfarrfrau nun nicht mehr in die »große, weite Welt«, nach London, Paris und an den Genfer See. Nun reiste man in die Spielmannsau im Trettachtal hinter Oberstdorf oder – mit Umsteigen in Ulm, Aalen, Crailsheim, Mergentheim, Lauda, Erfurt, Sangerhausen – zur Schwester Emma in den Harz. Auf der Rückfahrt indes stieg Agnes Günther im »Frankfurter Hof« ab und speiste dort – wie sie an Schwester und Schwager in den Harz vermeldete – in Gesellschaft eines ihr bekannten Kommerzienrats »bei einem herrlichen Nachtessen Kaiserschnitzel und Moselwein. Ihr wißt, ich bin nicht ohne Organ für derlei Genüsse, so war ich denn in der allerbesten Stimmung.« Solche Sätze liest man gleichermaßen überrascht und erfreut, zeigen sie doch eine Agnes Günther aus Fleisch und Blut und keineswegs so esoterisch und »abgehoben«, wie diejenigen sie sehen, die nur ihren einzigen Roman, nicht aber ihr Leben und ihre Persönlichkeit kennen.

Das Jahr 1891 brachte eine wichtige und einschneidende Veränderung im Leben von Agnes Günther. Ihr Mann wurde als Dekan und Hofprediger nach Langenburg in Hohenlohe berufen. Die »Frau Dekan« nahm ihre neuen Pflichten gern und selbstverständlich an – den Pfarrkranz und die Nähnachmittage im Schloß zugunsten armer Kinder. Einfach angepaßt hat sie sich freilich nicht. Die Langenburger merkten sehr bald, daß »unsere Frau Dekan etwas Besonderes ist«.

Doch sie akzeptierten ihre wallenden Reformkleider und ihre Reformschuhe, und es war ihnen erstaunlicherweise auch kein Ärgernis, wenn »bei der Frau Dekan noch morgens um 11 Uhr der Staub dick auf dem Bufett« lag. Mit dem Charme ihrer Persönlichkeit, mit ihrer Phantasie, ihrem Einfallsreichtum und ihrer Liebenswürdigkeit gewann sie auch in Langenburg schnell die Herzen, und der Domänendirektor des Fürsten, Baron von Röder, bescheinigte ihr, die »Frau Dekan sei das vollendete Bild der charmanten Dame der guten Gesellschaft«. Agnes Günther holte sich spontan Kinder ins Haus und führte Märchenspiele mit ihnen auf. Sie scharte die jungen Mädchen um sich zu allerlei Reigenspielen, regte Theateraufführungen an und ersann Stücke für das Puppentheater ihrer Söhne. Angesichts so vieler Beiträge zum Vergnügen der Einwohner des Residenzstädtchens ließen es die Langenburger ihrer Frau Dekan auch durchgehen, daß sie in ihrem Garten an der alten Stadtmauer eine Schlangenzucht anlegte und dort ihre Ringelnattern nicht nur mit Milch fütterte, sondern auch mit ihnen plauderte.

Zehn Jahre währte das glückliche Leben im Langenburger Dekanat, da warf die Krankheit, die später zum Tode von Agnes Günther geführt hat, die ersten Schatten. Ein schweres Lungenleiden zwang sie vom Herbst 1901 bis in den Mai des darauffolgenden Jahres zu einem Aufenthalt im Tessin und später in Bordighera. Im Frühjahr 1905 erklärte die wieder genesene Agnes Günther sich bereit, »einer Wohltätigkeitsfeier für das Haller Diakonissenhaus auf die Beine zu helfen, indem ich der hiesigen Gesellschaft ein Stück einübe«. So schrieb die »gegenwärtige Regisseurin, Garderobiere, Friseurin, Bändigerin wilder Tiere Agnes« in einem Brief an ihre Schwestern. Das Drama, eine Episode aus der Belagerung Langenburgs im 30jährigen Krieg, hatte sie zuvor in wenigen Tagen zu Papier gebracht. Die Aufführung vor vielen hundert Zuschauern wurde ein voller Erfolg, und Agnes Günthers Sohn Gerhard erinnerte sich viele Jahre später: »Der Zauber, der von meiner Mutter ausging, erschien mir nie stärker als in dieser Zeit.« Kein Wunder, daß man die belesene, einfallsreiche und mit viel Sinn fürs Theater begabte Frau Dekan bald darauf bat, eine Schillerfeier auszurichten. Weitere Stücke für Theateraufführungen in Langenburg folgten.

Seit jener Zeit ließen die Gestalten der Dichtung und die ihrer eigenen Phantasie Agnes Günther nicht mehr los. Nun wollte sie selber schreiben und dichten. Die Begabung dafür hatte sie wohl früh schon gespürt. In einem Brief an ihren damaligen Verlobten Rudolf Günther schrieb sie im März 1887: »In mir ist noch gar nichts Fertiges, nur die Möglichkeit zu manchem ist da.« Im März 1900 klagte sie ihrer Schwester Emma: »Ich ließe ja auch gern mein kleines

Lichtlein leuchten, anstatt es hier immer unter den Scheffel zu stellen. Aber so ist's.« Im November 1903 schrieb sie ihrem Sohn Gerhard ins Seminar nach Maulbronn: »Es ist doch das Dichten in mich gefahren.« Und ihrer Mutter schrieb sie an Weihnachten 1905: »Einmal in meinem Leben will ich meinen Gedanken nachlaufen.« Als Agnes Günther sich entschloß, dem Stuttgarter Cotta-Verlag ein erstes Manuskript, ein Drama, anzubieten, geschah es auch in der Hoffnung, die Finanzen der Familie ein wenig aufzubessern. Das Manuskript wurde jedoch abgelehnt, wiewohl der Verlag die Zuversicht äußerte, »daß sich von der Dichterin noch Gutes und Schönes erwarten läßt«.

Die Langenburger Zeit ging zu Ende. Die Hoffnungen Rudolf Günthers auf eine Berufung an eine Universität oder als Hofprediger nach Stuttgart hatten sich zerschlagen.

Im Herbst 1907 zogen die Günthers nach Marburg an der Lahn. Der angesehene Hymnologe und Theologe Rudolf Günther war nun nicht mehr Hofprediger wie in Langenburg, sondern einer von vielen Privatdozenten. Und die »Frau Dekan« tat sich anfangs schwer, Eingang in die Marburger Gesellschaft zu finden. An Weihnachten 1908 aber verriet sie ihrer Mutter in einem Brief, sie wolle nun doch mit dem Schreiben eines Buches beginnen: »Ich habe große Freude daran, wenn ich mir auch die unsäglichen Schwierigkeiten, die es haben wird, ein Buch neben der turbulenten Haushaltung und einer kopflosen Sophie zu schreiben, nicht verhehlen kann. Einen letzten verzweifelten Versuch will ich noch machen. Schon um unserer Finanzen willen. Zwei große Söhne, das ist ein Ernst für einen Privatdozenten und Dekan außer Dienst.« Zeitgenossen erinnern sich, daß Agnes Günther scheinbar mühelos und ohne innezuhalten geschrieben hat, und doch scheint das Schreiben sie angestrengt zu haben. An Weihnachten 1909 schrieb sie ihrer Schwester Alice nach Berlin: »Ich muß überhaupt mit meiner Dichterei sehr viel ausstehen, es ist ein arges Geschäft . . . Gestern konnte ich nur den ganzen Tag ächzend in einem Stuhl sitzen, so hatte ich mich überdichtet.« Doch vom Erfolg, so scheint es, war sie überzeugt. Ihr Sohn Rudolf erinnert sich: »Die Prinzessin«, wie sie den Roman schlechthin nannte, »gefällt jedermann«. Auflage 100 000 hatte sie einmal fast übermütig im Scherz gesagt.« Daß der Roman am Ende weit mehr als 130 Auflagen mit über einer Million Exemplare erreichen und in zwölf Sprachen übersetzt werden sollte, hat Agnes Günther nicht mehr erlebt. Denn schon ein Jahr später schlug wieder die Krankheit zu. Im März 1910 reiste Agnes Günther nach Davos. Doch auf Heilung war nicht mehr zu hoffen.

Wieder in Marburg, schrieb Agnes Günther im September 1910 an Pfarrer Betz in Herrentierbach, einen alten Freund der Familie: »Ach, lieber Freund, sie kriegen mich unter, die Bestien, es ist kein Aufhalten

mehr.« Derselbe Pfarrer Betz trat im Februar 1911 auf dem Marburger Friedhof an das Grab von Agnes Günther mit den Worten: »Ich komme als ein Bote aus Langenburg.« Damit hatte sich der Kreis geschlossen. Das hohenlohische Langenburg und sein Schloß, die Wälder und Wiesen seiner Umgebung, die benachbarten Schlösser Morstein und Tierberg verbinden die Menschen noch heute mit dem Buch, das Agnes Günther über ihren Tod hinaus berühmt gemacht hat: »Die Heilige und ihr Narr«. Das Buch hat märchenhafte Züge. Im Mittelpunkt steht Rosmarie, das Seelchen, die »arme Kleine«, das Aschenputtel, das vom Grafen Harro von Thorstein wachgeküßt wird, ob seines Glückes verfolgt vom Neid der bösen Stiefmutter, die zur Mörderin wird und Rosmaries frühen Tod verschuldet. Das Buch ist aber auch geprägt von der tiefen Religiosität und Gläubigkeit seiner Verfasserin. Die eidetische Begabung, die ihr wohl zu eigen war, hat die Handlung des Romans um eine weitere Dimension – »Unter dem Schleier der Gisela« – erweitert.

Die Urteile über das Buch gehen seit seinem Erscheinen bis in unsere Tage weit auseinander. Von »warmer Innerlichkeit« sprach der Verleger Friedrich Weitbrecht, von »Seelen-Manna für altjüngferliche Leserinnen« rund fünfzig Jahre später Clara Menck in einer Sendereihe über »Hausgötter der deutschen Lesewelt«. Walther Killy rügte seine »preziosen Lyrismen«, Josef Hofmiller nannte das Buch »ein Glück und ein Geschenk«. Wie dem auch sei und wie der einzelne Leser empfinden und urteilen mag: »Die Heilige und ihr Narr« ist ein Buch, in das Lebens- und Leidenserfahrungen einer ungewöhnlichen Frau eingeflossen sind.

Bibliographie

- Bayer, Dorothee: Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert. Tübingen 1963
- Günther, Agnes: Die Heilige und ihr Narr. Stuttgart 1913
- Günther, Gerhard: Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre... Agnes Günther in Briefen, Erinnerungen, Berichten. Stuttgart 1972
- Schlauch, Rudolf: Agnes Günther. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken. Bd. VIII. Stuttgart 1962

Harriet Straub/Hedwig Mauthner (1872–1945)

Frauenleben zwischen Sahara und Bodensee

»Ich sehe«, heißt es in einer Sammlung »Zerrissener Briefe«, die erstmals 1913 im Münchener Verlag Georg Müller erschien, »... den Mann schon neben mir stehen und, mit dem unnatürlich langen Zeigefinger des Johannes auf dem Kreuzigungsbild von Grün(e)wald, auf die Gipfel deuten, auf einen Beethoven, auf einen Goethe, Spinoza, Kant, und ich höre seine einförmig wiederholte Frage: wo sind hier die Frauen? Der Fragende steht gewöhnlich auch nicht Schulter an Schulter mit den Riesen, aber immerhin, er ist Geschlechtsgenosse und ein Schein von all der Herrlichkeit fällt auch auf ihn.«

Fügt man, mit »unnatürlich langem Zeigefinger« auf weitere, wie-wohl kleinere Gipfel deutend, diesen Namen noch den von Fritz Mauthner hinzu – eines der bedeutendsten Sprachphilosophen vor Wittgenstein, nach Schopenhauer, nach Nietzsche einer der »Fürsten des Atheismus« –, dann scheint auch auf die Autorin dieser Briefe, die unter dem Pseudonym Harriet Straub schreibende zweite Gattin Mauthners, allenfalls ein indirekter Glanz und nicht einmal der einer »Geschlechtsgenossin« zu fallen. Doch *Harriet Straub ist nicht Hedwig Mauthner*. Hinter dem Pseudonym steht vielmehr eine Schriftstellerin, deren Selbständigkeit heute wiederzuentdecken ist. Und auch Hedwig Mauthners Leben sprengt das Vorstellungsinventar traditioneller Rollenhaushalte. Sie ist durchaus eine Schwester jener Isabelle Eberhardt, die derzeit in den Kinos und bei den Großverlagen soviel Furore macht.

Die Spannweite ihrer Biographie reicht lokalsymbolisch von ihrer badischen Heimat über Berlin, Zürich und Paris bis nach Tamanrasset. Und wenn sie schließlich nach ihrer – dritten – Eheschließung in die »Provinz« zurückkehrt, so in Wahrheit in einen eurobuddhistisch geweiteten Raum: der »Buddha vom Bodensee«, wie die »Neue Zürcher Zeitung« Fritz Mauthner in ihrem großen Nachruf vom 8. Juli 1923 nannte, hat im Gegensatz zur buddhistischen Legende auch *nach* seiner Erleuchtung eine Gattin gehabt.

Hedwig Luitgardis Straub wurde am 20. Januar 1872 in Emmen-

dingen bei Freiburg i. Br. geboren. Die scheinbar verbindende Erinnerung an eine andere bemerkenswerte Frau, die mit dem Namen Emmendingen verknüpft ist, verweist eher auf einen konträren Lebenslauf: Während die Oberamtmannsfrau Cornelia Schlosser, geborene Goethe, ihr bürgerliches Leben in Emmendingen zu Ende lebt, zu Ende stirbt, bricht die Notarstochter Hedwig Straub frühzeitig aus ihrer familiären, sozialen, religiösen und ideologischen Heimat aus.

Ein erster in die Ferne führender Ortswechsel signalisiert den Bruch mit der tradierten Identität: In Berlin besucht Hedwig Straub die Gymnasialkurse Helene Langes und wird hier mit der bürgerlichen Frauenbewegung bekannt. Die erste Eheschließung der Neunzehnjährigen bleibt buchstäblich eine Eintagsgeschichte. Das Studium der Medizin und der Philosophie, zuerst in Zürich (u. a. bei Richard Avenarius), dann in Paris, wird mit dem medizinischen Staatsexamen an der Sorbonne abgeschlossen – Hedwig Straub ist eine der ersten Medizinerinnen, die approbiert werden. Danach bricht sie zu einem vollends singulären Unternehmen auf: Etliche abenteuerliche Jahre lang arbeitet sie im Auftrag der französischen Regierung als Ärztin in der Sahara: bei Beduinen- und Negerstämmen; zwischen Timbuktu und Tunis, Algier und Tamanrasset. Dabei kümmert sie sich besonders um die Lebensverhältnisse der Frauen, deren kollektive Lebensformen hinter den Haremsgittern und -vorhängen oder auch den Klostermauern des Patriarchats sie zugleich erforscht und bestärkt.

Ihre Erzählungen (»Heiße Sonne«, 1914; »Aischa«, 1914; »Vom mystischen Weg und Irrweg«, 1925; »Die Araber in Algerien«, 1925; »Wüstenabenteuer«, 1932) und einer der »Zerrissenen Briefe« (»Aus der Wüste«, 1913) spiegeln diese Jahre später intensiv wider; ja, sie erreichen oft größere Authentizitätsgrade, als es den Texten Isabelle Eberhardts gelingt. »Madame Tahiba«, die junge Ärztin aus der Erzählung »Wüstenabenteuer«, die die arabischen Frauen im Auftrag der Kolonialregierung untersucht und dabei statt der unvermeidlichen »arabischen Weiberpuppen« selbstbewußte Geschlechtsgenossinnen bis hinauf zur »Marabuta« entdeckt, ist das leicht verfremdete Selbstporträt der couragierten deutsch-französischen Medizinerin.

In der Tat scheinen sich ihr alle Türen bereitwillig geöffnet zu haben: so weit, daß ihr auch jene Ehetragödien nicht verborgen bleiben, deren europäische Versionen sie bald daheim beobachtet und selber erfährt.

Dieses unabhängige Leben endet mit einer zweiten Heirat. Doch auch diese Ehe bleibt Episode. Nach der Trennung geht Hedwig Straub nach Stockholm und Kopenhagen. 1904 kehrt sie zur Vertiefung ihrer Medizin-Studien nach Freiburg i. Br. zurück. Und hier begegnet sie Fritz Mauthner.

Im Mai 1909 geht Mauthner auf Wohnungssuche und wird bei Meersburg, etliche Höhenmeter über dem Bodensee, fündig: Das überaus schön zwischen Wald und Reben gelegene »Glaserhäusle« wird im Juli 1909 zum neuen Domizil. Nicht zu verwechseln mit dem berühmteren »Fürstenhäusle«, aber womöglich eine noch intaktere Idylle, war »die Schenke am See« schon von der Droste besungen worden. Harriet Straubs Essays über die Droste lassen auch sonst Wahlverwandtschaftliches erkennen.

Die gemeinsame Arbeit gilt zunächst Fritz Mauthner »Wörterbuch der Philosophie«: Die stupenden Sprachkenntnisse seiner Frau kommen dem sprachkritischen »Wörterbuch« sehr zustatten. Daß Mauthner seiner Frau dann den »Zweiten Tod des Gautama Buddha« – sein schönstes und reifstes poetisches Werk – widmet, ist nur recht und billig.

Gleichzeitig publiziert Hedwig Mauthner als Harriet Straub indes ihre eigenen Texte. Neben den Reiseskizzen, Erzählungen, Phantasien, aus denen ihre Wüsten-Erfahrungen sprechen, und Essays über die Droste sind das vor allem die »Zerrissenen Briefe«. Aber auch ihre Frauengeschichten vom Dorf, betitelt »Rupertsweiler Leut«, sind bemerkenswert. Komplementär zur Sahara-Exotik bieten sie nichts weniger als »Heimatkunst« (im pejorativen Sinn des Wortes). Vielmehr fassen sie das traditionelle Genre der Schwarzwälder Dorfgeschichte mit dem Emanzipationsthema zusammen. Mit subversivem Witz schildern sie die zwischen Ökologie, Alternativmedikation und gelegentlichem Spiritismus oszillierenden Lebens- und Überlebenskünste von Frauen in einer von geistlichen, das heißt in der Regel: ungeistigen Würdenträgern beherrschten Welt. Alemannischer Dialekt und deutsche Hochsprache treffen aufeinander, und zwar so, daß sich die Hochsprache als gänzlich humorlose Herrschaftssprache, als permanenter klerikaler und männlicher Restaurationsversuch enttarnt. Der Dialekt hingegen ist »Sprache von unten«, Frauensprache, Emanzipationssprache – das Alemannische das »Alefrauische«. Hier wird ein rares literarisches Genre kultiviert, wenn nicht überhaupt erst geschaffen: eben die Frauen-Dorfgeschichte; die Synthese sozusagen von Berthold Auerbach und Ibsen, Nora und Barfußle: das Puppenheim, das unter dem Dach des Schwarzwaldhauses zwar nicht zerbricht, aber doch nach Kräften verändert wird.

Das gemeinsame Arbeitsleben wird zunächst durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen. Fritz Mauthner gibt seine skeptische und humane Philosophie zugunsten der Rolle eines nationalistischen Propagandisten preis. Die sonst nicht mehr praktizierende Medizinerin zieht es vor, in einem Konstanzer Lazarett zu arbeiten. Aber auch sie zollt als »Frau Unwichtig« (1916) der Vaterländerei ihren fatalen Tribut.

Die Feiern zum 70. Geburtstag Fritz Mauthner 1919 mit der Verleihung der Meersburger Ehrenbürgerschaft scheinen dann insgesamt wieder für harmonischere Verhältnisse zu sorgen, bis auch die Meersburger Idylle zerbricht. Es geht um einen rechtschaffenen lokalen Kirchenkampf, in dessen Folge Hedwig Mauthner aus der katholischen Kirche austritt.

Nach dem Tod Fritz Mauthners am 29. Juni 1923 arbeitet Hedwig Mauthner vor allem journalistisch noch eine Zeitlang weiter. Doch wie um den großen Namen ihres Mannes wird es auch um sie still. Überdies gerät sie 1925 nach dem vergeblichen, von einem Betrüger mißbrauchten Versuch, eine Fritz-Mauthner-Akademie zu gründen, in finanzielle Schwierigkeiten. Die Nazis streichen der Juden-Witwe die Rente. Für die »Vossische Zeitung« erhält sie außerdem Publikationsverbot.

Am 20. Juni 1945 stirbt Hedwig Mauthner. Auf dem Meersburger Friedhof liegt sie, in der Nähe der Gräber der Droste und Franz Anton Mesmer, neben Fritz Mauthner unter einem unbehauenen Findling begraben. Gemeinsame Grabschrift: »Vom Menschsein erlöst«. Wenigstens das.

Ein weit gespanntes, ein vielfältiges Leben also – mit einem langen, langen Abgesang, der melancholisch oder auch bitter stimmen könnte, wenn man schon Definitives darüber sagen könnte. In jedem Fall aber ein reiches, ein produktives Leben.

Die »Zerrissenen Briefe« sind so etwas wie seine literarische Summe. Mehr noch als die anderen Texte können sie den Grundzug dieses Lebens deutlich machen: eine unabhängige Identität, die sich gegen jede Vereinnahmung verwahrt.

Als Autorin zeichnet wie bei allen Publikationen Hedwig Mauthners »Harriet Straub«. Das Pseudonym reaktiviert den Mädchennamen; es beansprucht Selbständigkeit gegenüber dem seinerzeit allgegenwärtigen Namen des geliebten Mannes. Als Frau schreiben heißt, anders als für die Männer, sich wieder einen eigenen Namen erschreiben.

Es geht um Briefliteratur, fiktive Briefliteratur, Rollenprosa also, geschrieben von wechselnden Schreiberinnen (und Schreibern) für wechselnde EmpfängerInnen. Gelegentlich ergibt sich sogar ein Briefwechsel: unerachtet der »Zerrissenheit« der Briefe, auf die der mehrdeutige Titel verweist.

Der erste, »Aus der Wüste« geschrieben, bietet neben eindrucksvollsten Landschaftsbildern Dokumente einer vorurteilslosen Urteils- und Wahrnehmungskraft. Die »teilnehmende Beobachtung« der Ethnosoziologin Harriet Straub gilt einer Lebenswelt, die im Widerspruch zum eurozentrisch bösen Blick als eigene verstanden und

gewertet wird. Die Ärztin entwirft ein so skeptisches Bild der europäischen Schulmedizin, ein so positives von der autochthonen, daß ihr medizinischer Kulturrelativismus bemerkenswerten Formen der Anti-Psychiatrie ebenso wohlwollend begegnet wie fatalistischen oder magischen Praktiken, die über Leichen, auch über Frauenleichen, gehen. Das zentrale Interesse freilich gilt den arabischen Gegenbildern zum »verchristeten« Europa, das mit seiner Vergötzung des Nutzens, seinem Seelenglauben, seinem naturfernen Gott die belebte und die sogenannte »unbelebte« Natur zum Material selbstherrlicher Verfügung degradiert hat: Ökosophie vor 1900. Und weil die Frontstellung gegen das »verchristete« Europa dominiert, können auch schon in der Sahara, bei leerem und um so klarerem Himmel, die europäischen Fundamentalkritiker des theo- und anthropozentrischen Größenwahns zu Ehren kommen. »(. . .) so durchseucht sind wir Europäer vom Christentum« – das schreibt die Nochkatholikin! –, »daß wir fast keine Möglichkeit mehr haben, in ein richtiges Verhältnis zur Natur und zu unsern Mitgeschöpfen zu kommen.«

Hier schließt »Die Lüge« an. Eine »ruhige Gottlosigkeit«, die nicht mehr unter dem Verdacht eines allzu inständigen Atheismus steht, wird zum Inbegriff humanerer Tröstungen.

Am prägnantesten schließlich die »Zerrissenen Briefe«, die der »Frauen-Emanzipation« und – synonym – der »Befreiung« gewidmet sind. Hier ist das große Talent der Autorin zum ironischen, zum sarkastischen Schreiben am meisten spürbar. Der »Befreiungs«-Briefwechsel mit einem gleichermaßen gutwilligen wie schlecht verstehenden Heiratskandidaten räumt mit schönster Gnadenlosigkeit im Rollenhaushalt der Geschlechter auf; der nicht zustande kommende Polterabend findet wenigstens literarisch statt.

Der Brief »Frauen-Emanzipation« schließlich ist auch in Zeiten avancierter Frauenbewegung von unübertroffener Brisanz. Die Abrechnung mit dem Patriarchat erweitert sich zur Abrechnung mit dem eigenen Geschlecht, das sich die Definition durch die Männer, ihre Auffassung von Liebe, von Kreativität, von Kultur, von Staat hat gefallen lassen. Doch ist mit solcher Abrechnung nicht weniger als ein resigniertes Friedensfest im Geschlechterkampf angesagt.

»Die Minderwertigkeit der Frau ist wirklich eine gar nicht mehr zu bestreitende Tatsache . . . Ein Beweis für die wenigen, die vielleicht noch daran zweifeln, genügt; hätten charaktervolle, sinnbegabte Menschen sich soziale Einrichtungen, Gesetze gefallen lassen, wie sie von Männern nach Männermaß zurechtgeschnitten werden? . . .

Alle die Frauen, die jetzt einem Mann das Leben auspolstern, einem Vater, Bruder, Gatten oder Geliebten, hätten mit einem Schlag die »Arbeit niederlegen« sollen . . .

Der Mann hat bestimmt: so bist du, so kannst du handeln, so kannst du wachsen, so hoch streck' deine Zweige nicht aus, das stört deine Schönheit, so, so nur gefällst du mir. Und . . . die Frau empfing vom Mann nicht nur das Kind, sie empfing seine Werke und trug sie aus und brachte die Formen, die der Mann gefügt, zum Leben. Der Mann tat das Werk, die Frau setzte es in Wirklichkeit um. Und so ist die Frau geworden zu dem, was sie zu sein scheint: sie ist schwanger vom Mann und kann selbst nicht mehr zeugen.«

Als Harriet Straub hat Hedwig Mauthner diese Diagnose ein-drucksvoll widerlegt.

Bibliographie

Buchpublikationen:

- O'Cunningham, Hedwig: Beutter-Büchlein. Erinnerungen an unseren Katecheten. Als Manuskript gedruckt. Freiburg 1909
- Straub, Harriet: Rupertsweiler Leut'. München 1912. Neudruck mit einem Nachwort von Karin Walter und einer biographischen Notiz von Herbert J. Burkhardt. Freiburg/Basel/Wien 1988
- Straub, Harriet: Zerrissene Briefe. München 1913. Neuausgabe hrsg. von Lütkehaus, Ludger. Freiburg i. Br. 1990
- Straub, Harriet: Wüstenabenteuer. Frauenleben. Hrsg. von Lütkehaus, Ludger. Freiburg i. Br. 1991

Erzählungen, Feuilletons, Essays:

- Straub, Harriet: Aischa. In: *Simplicissimus*, Jg. 1914, Nr. 5, S. 72 f.
- dies.: Heiße Sonne. In: *Das Bodenseebuch*. Konstanz 1914, S. 125–130
- dies.: Der schwarze Panther. In: *Das Badische Buch*. Erster Band. *Erzählungen heimischer Dichter*. Hrsg. Walter Jerven. Konstanz 1916, S. 115–119
- dies.: Kämpfer daheim. Frau Unwichtig. Verschüttet. In: *Das Bodenseebuch*, Konstanz 1916, S. 114–119
- dies.: Aus Annette von Droste's Leiden. In: *Das Bodenseebuch*. Konstanz 1924, S. 93–97
- dies.: Vom mystischen Weg und Irrweg. In: *Das Bodenseebuch*. Konstanz 1925, S. 101–105
- dies.: Die Araber in Algerien. *Frauenleben*. Eine arabische Heilige. In: *Das Bodenseebuch*. Konstanz 1925, S. 106–115
- Mauthner, Hedwig: Fritz Mauthners Erbe. In: *Die Weltbühne*. Berlin 1926, S. 220–221
- Straub, Harriet: Die Droste in Meersburg. In: *Vossische Zeitung* vom 2. 12. 1930
- dies.: Tat twam asi. In: *Vossische Zeitung* vom 13. 9. 1931
- dies.: Wüstenabenteuer. In: *Vossische Zeitung* vom 4. 11. 1932
- dies.: Umbrische Legende. In: *Vossische Zeitung* vom 5. 7. 1933
- dies.: Das Wunderspiel. In: *Badische Zeitung* vom 18. 1. 1992

Weiterführende Literatur:

- Jerven, Walter: Eine literarische Bodenseewanderung. In: Das Bodenseebuch. Konstanz 1914, S. 149 ff.
- Ders.: Von unseren Bodenseedichtern. In: Das Bodenseebuch. Konstanz 1915, S. 180 ff.
- Federn-Schwarz, Helene: Zu Fritz Mauthners siebzigsten Geburtstag. In: Das Bodenseebuch. Konstanz 1920, S. 83–85
- Gulbransson, Grete: Das liebe Ich und die Zeitgenossen. Bodenseeverzauberung. In: Velhagen und Klasings Monatshefte. Braunschweig 1926, S. 338–344
- Restle, Wilhelm: Hedwig Mauthner. In: Das Bodenseebuch. Konstanz 1946, S. 97 f.
- Andersen-Nexö, Martin: Die verlorene Generation. Berlin 1950, S. 184 f.
- Kühn, Joachim: Gescheiterte Sprachkritik. Fritz Mauthners Leben und Werk. Berlin/New York 1975, bes. S. 244 ff., 268 ff.
- Burkhardt, Herbert: Harriet Straub. Ärztin und Schriftstellerin – eine ungewöhnliche Frau. In: Emmendinger Heimatkalender, Emmendingen 1986, S. 33 f.
- Lütkehaus, Ludger: Zwischen Emmendingen und Tamanrasset. Über Hedwig Mauthner/Harriet Straub. In: Allmende, Bd. 28/9, Jg. 1990, S. 141–162
- Bosch, Manfred: Der Trug hinter den Werten. In: Bodensee-Hefte 2/91, S. 28–31
- Kühnert, Hanno: In den Fängen ihres »Liebhabers«. »Warum das faszinierende kleine Werk der Harriet Straub eingestampft werden soll.« In: Die Zeit, Nr. 39 vom 19. 9. 1991, S. 94

Jella Lepman (1891–1970)

Gebt uns Bücher – gebt uns Flügel

Beschäftigt man sich mit Jella Lepman, der Gründerin der Internationalen Jugendbibliothek, so hat man es nicht nur mit einem Leben zu tun, sondern man steht einem Menschen gegenüber, dessen Zeit sich – wie sie es selbst einmal schrieb – in mehreren Leben gestaltete. Gerade aus dieser Lebensteilung in verschiedene Abschnitte lassen sich wohl ihr großes Selbstvertrauen, ihr starkes Selbstbewußtsein, ihr Mut und ihre immer wieder gezeigte Zuversicht erklären. Sie vermochte es, Dinge und Tatsachen, angenehme wie bittere Erfahrungen, ja ganze Zeitabschnitte und Orte hinter sich zu lassen. Aufbauend auf einer liberalen Grundeinstellung und getragen von hohem Verantwortungsbewußtsein, verstand sie es mehrfach, mit dem, was jeweils geblieben war, von neuem anzufangen.

Jella Lehmann, ein kleines grünäugiges Mädchen. Sie wächst in einem jüdisch-liberalen und großzügig ausgestatteten Elternhaus an der Alten Weinsteige in Stuttgart auf. Von drei Schwestern ist sie die älteste. Ihre Mutter Flora, geborene Lauchheimer (1867–1940), ist den Töchtern – unterstützt von Hausmädchen – eine gute und liebevolle Mutter. Deren Schwester Babette ist mit Kommerzienrat Horkheimer verheiratet. Ihr Sohn, Jellas Vetter, ist Max Horkheimer (1895–1973), der bekannte Soziologe. Auch sie leben in Stuttgart. Jellas Vater Josef Lehmann (1853–1911) ist Fabrikant. Er unterhält einen Betrieb für Herrenbekleidung. Seine weitsichtige und weltoffene Gesinnung Uhlandscher Art prägt das Haus und die Familie, gibt ihr Sicherheit und Impulse. Jella orientiert sich ganz an ihm. Sie interessiert sich schon früh für das außerhäusliche Geschehen. Sie besucht das Königliche Katharinenstift. Im Alter von 16 Jahren werden ihr die sozialen Unterschiede innerhalb der Gesellschaft deutlich. Sie beteiligt sich an der Einrichtung einer Lesehalle für Kinder ausländischer Arbeiter einer Zigarettenfabrik in Ostheim. Bücher und Lesen sind für sie Anregung und ständige Beschäftigung. Sie möchte gerne Medizin studieren, läßt sich dann jedoch am Stuttgarter Konservatorium zur Pianistin ausbilden. Danach studiert sie ein Jahr in der Schweiz allge-

meine Bildung und Französisch. Wieder in Stuttgart heiratet sie im November 1913. Ihr Mann, Gustav Horace Lepman (1877–1922), dessen deutschstämmiger Vater aus Amerika zurückgekehrt war, hatte sich – patriotisch gesinnt – im Alter von 21 Jahren für die deutsche Staatsangehörigkeit entschieden. Er ist Teilhaber der Bettfedernfabrik seines Vaters Lewis Lepman in Feuerbach. Während des ganzen Ersten Weltkriegs kämpft er als Offizier in Frankreich. Für seine Verdienste wird ihm das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen. Jella wird Mutter von Anne-Marie (*1918) und Günther (*1921). Ihr Mann ist wieder daheim, sie führen eine gute Ehe. Er ist ausgeglichen, liebt Musik wie sie und hat Sinn für Humor. Er ist ihr Mann, zeitlebens ihr einziger Mann. 1922 stirbt er an den Folgen seiner Kriegsverletzungen. Sie ist mit den Kindern allein. Die folgenden Jahre betätigt sie sich als Journalistin. Beim »Stuttgarter Neuen Tagblatt« ist sie die erste weibliche Redakteurin, schreibt gesellschaftspolitische Beiträge und gründet 1927 die Beilage »Die Frau in Haus, Beruf und Gesellschaft«. Auch ein Kinderbuch (»Der verschlafene Sonntag«, 1927) und ein Theaterstück für Kinder (»Der singende Pfennig«, 1929) erscheinen. Als freie Mitarbeiterin verfaßt sie für die »Württembergische Zeitung« und für andere Zeitschriften auch Filmkritiken. Diese Arbeit ermöglicht gemeinsame Kinobesuche mit den Kindern, denen sie trotz aller Beschäftigung stets das Gefühl der Nähe vermittelt. Sonntags werden Ausflüge in die Natur, in die Umgebung und auf die Schwäbische Alb unternommen. Während der Woche sind sogenannte »Nachmittagsfräulein« für die beiden da. Jella ist der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) beigetreten und Vorsitzende der Landesgruppe Württemberg geworden. Gemeinsam mit Theodor Heuss (1884–1963), dem späteren Bundespräsidenten, und mit Reinhold Maier (1889–1971), dem späteren Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, kandidiert sie 1929 für den Deutschen Reichstag.

1933 kam Adolf Hitler an die Macht, »die nie zu begreifende Katastrophe«, wie Jella diese Tatsache kennzeichnete. Als Jüdin kann sie ihrer Arbeit nicht mehr nachgehen, ihr Vertrag wird aufgelöst. Bis 1935 beschäftigt man sie noch als freie Mitarbeiterin. Im Jahr 1936 verläßt sie mit ihren Kindern Deutschland. »In Worten nicht auszudrücken war der Schmerz der Auswanderung, die Ohnmacht, die Kinder vor solchem Leid zu bewahren . . . sie werden das nie vergessen«, schrieb sie zu dieser Situation. Sie reisen über Italien schließlich getrennt nach England. Die Tochter wird in einer Boarding School in Tunbridge Wells Assistentin für Deutschunterricht. Der Sohn geht in ein Internat in Bournemouth. Jella ist allein. So gut es geht, schlägt sie sich mit journalistischer und schriftstellerischer Arbeit durch. In London findet sie Gleichgesinnte, auch Emigranten. 1938 sieht sie den

geretteten Nachlaß von Arthur Schnitzler für die Universität Cambridge durch. Danach arbeitet sie für die deutsche Abteilung der British Broadcasting Corporation (BBC) und 1941 erhält sie eine leitende Stelle bei der American Broadcasting Station in Europe (ABSIE), von der sie später an die US-Botschaft in London versetzt wird. Unter dem Pseudonym Katherine Thomas veröffentlicht sie mehrere Bücher. 1943 erscheint »Women in Nazi Germany« in englischer Sprache. Jella verbringt den ganzen Zweiten Weltkrieg in London, sie erlebt dort die Bomben der deutschen Flugzeuge. Ihr Sohn ist von der britischen Armee eingezogen worden.

Der Zweite Weltkrieg ist zu Ende. Grausame Erinnerungen vermischen sich mit Gedanken für einen Neubeginn »dieser so gänzlich aus den Fugen geratenen Welt«. In London wird Jella Lepman von den Amerikanern gefragt, ob sie als »adviser« für Frauen- und Jugendfragen im »Re-education Program« nach Deutschland gehen wolle. Sie überlegt, berät sich mit Freunden und kommt schließlich – im Alter von 54 Jahren – zu dem unglaublichen Entschluß, das Mandat für eine begrenzte Zeit anzunehmen. »Wäre es um Erwachsene gegangen, hätte ich keinen Augenblick gezögert, nein zu sagen . . . Die Kinder aber, lag der Fall hier nicht anders? . . . Waren die Kinder Deutschlands nicht genauso schuldlos wie die Kinder überall auf der Welt, wehrlose Opfer furchtbarer Ereignisse?«.

Von Bad Homburg, dem damaligen Hauptquartier aller amerikanischen Besatzungsaktivitäten, geht Jellas Odyssee im US-Jeep durch das zerstörte Deutschland. Sie macht sich ein Bild, sie trifft alte Bekannte wieder, sie will etwas tun, etwas tun für die Frauen und für die Kinder. Dafür schlägt sie den Amerikanern Bücher vor, Kinderbücher aus aller Welt, eine »Kinderbuchbrücke« zur internationalen Verständigung. Nur mit ihrer Unterstützung wird sie sie für Deutschland bekommen können, und mit ihnen wird den deutschen Kindern ein Stück Zukunft, ein Stück Welt und eine Idee zum Frieden vermittelt werden. Sie sieht die Kinder als Hoffnungsträger und die Literatur als Mittel dazu. Sie wird nach München versetzt, wo alles seinen Lauf nehmen soll. Gekleidet in die khakifarbene Uniform eines US-Offiziers und Englisch sprechend, legt sie großen Wert darauf, mit Mrs. Lepman angesprochen zu werden. Sie beginnt zunächst als Journalistin im amerikanischen Verlag der »Neuen Zeitung«. Die Amerikaner unterstützen sie, Kontakte zu deutschen Stellen entwickeln sich vorsichtig. Aufgrund der Aufrufe nach Büchern kommen 1946 bereits Kinderbücher aus über 20 Ländern. Jella organisiert, sie ist besessen und fasziniert, arbeitet Tag und Nacht, gewinnt Mitstreiter aus Politik und Kultur. Ludwig Held (1885–1954) und Erich Kästner (1899–1974) sind zwei von ihnen. In Anwesenheit amerika-

nischer, bayerischer und Münchner Repräsentanten und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens wird am 3. Juli 1946 im notdürftig hergerichteten Haus der Kunst die 1. Internationale Kinder- und Jugendbuchausstellung eröffnet! Inmitten der zerbombten Münchner Innenstadt ist dies eine Oase des Friedens und der freudigen Entdeckungen. Hunderttausende drängen sich einen Monat lang um die wundervollen Bücher. Danach wandert die Ausstellung nach Stuttgart, Frankfurt, Berlin und Hamburg. Jella ist bei den Eröffnungen dabei. Schließlich kommen die Bücher nach München zurück. Durch ihr großes Verhandlungsgeschick, durch ihr enormes Beharrungsvermögen und durch die Ergebnisse ihrer ersten Amerika-Reise (Frühjahr 1948) ist inzwischen schon vieles in die Wege geleitet. Jella Lepmans Vision, ihre phantastische Idee wird Wirklichkeit: Am 15. Dezember 1948 wird in München die Internationale Jugendbibliothek gegründet! Sie lebt für diese Bibliothek, sie begeistert andere und sie verlangt ihnen alles ab, sie ist äußerst liebenswürdig und knallhart zugleich. Inzwischen erwacht auch die deutsche Bürokratie wieder, Hindernisse bauen sich auf. Sie jedoch versteht es glänzend, sich hier einzumischen oder da herauszuhalten. Auch ihre Lebensart und ihre äußere Erscheinung – der Austin mit Chauffeur, Essenseinladungen in exklusiven Restaurants, Kleidung von höchster Eleganz, imposante Hüte, feine Seidenschals und Schmuck – tragen zum weiteren Erfolg ihrer völkerverbindenden Idee bei. Groß, schlank, mit einer unverkennbar hohen, manchmal schrillen Stimme und dem schwäbischen Zungenschlag ausgestattet – so kommt sie daher, Mrs. Lepman! Sie versammelt einflußreiche Personen um sich, mag Kinder und hat ein Ohr für die sogenannten »kleinen Leute«, sie hält ihre Freundschaften und pflegt den Kontakt zu ihren Kindern und Enkelkindern. Sie beschäftigt sich mit den Klassikern der Weltliteratur. In der Internationalen Jugendbibliothek werden erste Konferenzen zu Fragen der internationalen Kinder- und Jugendliteratur veranstaltet und Kontakte mit Fachleuten aus verschiedenen Ländern angebahnt. Diese Treffen und weitere aufregende Vorbereitungen führen schließlich 1953 in Zürich zur Gründung des Internationalen Kuratoriums für das Jugendbuch/International Board on Books for Young People (IBBY). Die »Kinderbuchbrücke« zur internationalen Verständigung mit ihrer Keimzelle in Deutschland nimmt mehr und mehr Gestalt an. 1956 ruft sie den Hans Christian Andersen-Preis ins Leben. Er ist der sogenannte »Kleine Nobelpreis« und wird alle zwei Jahre während der IBBY-Kongresse an einen Autor und an einen Illustrator verliehen. 1957 wird die Fachzeitschrift »Bookbird« aus der Taufe gehoben, Jella schreibt das erste Editorial. In zweijährigem Turnus finden nun in verschiedenen Ländern die Kongresse zur Kinder- und Jugendlitera-

tur statt. Autoren und Illustratoren, Verleger und Bibliothekare, Übersetzer und Wissenschaftler und viele andere mit dem Kinderbuch befaßte Personen aus allen Kontinenten kommen einander näher – Jella ist zufrieden, sie genießt das alles sehr. Sie hat es erdacht, vorangetrieben und erreicht. Viele mit ihr.

1957 zieht sie sich aus der Direktionsarbeit der Internationalen Jugendbibliothek zurück. In Zürich nimmt sie sich an der Englischviertel Straße eine Wohnung. In ihr richtet sie sich angenehm und schön ein. Sie hält weiterhin streng an der Arbeit für die Kinderliteratur fest, sitzt täglich am Schreibtisch und an der Schreibmaschine. Aber sie besucht nach wie vor auch die Kongresse, sie fährt zu den Präsidiumssitzungen der Internationalen Jugendbibliothek nach München und unternimmt Reisen in der Schweiz und nach Italien. Sie geht regelmäßig in Theater und Buchhandlungen, trifft sich mit Bekannten und Freunden und mit den Mitgliedern des Zonta-Clubs, dem sie in München schon angehörte. In ihrer Wohnung empfängt sie Kollegen aus aller Welt, die ihr Gespräch und ihren Rat suchen. 1964 erscheint ihr Erinnerungsbuch »Die Kinderbuchbrücke«, ein Zeitdokument, eine Autobiographie des wichtigsten Teils ihres Lebens. Für Kinder gibt sie Gute-Nacht-Geschichten in mehreren Bänden heraus. Außerdem gelingt es ihr, daß der Internationale Kinderbuchtag eingerichtet wird. Es ist alljährlich der 2. April, der Tag, an dem 1805 Hans Christian Andersen geboren wurde. Die Universität Frankfurt/Main und das Land Hessen ehren Jella Lepman im Jahr 1969 für ihre Verdienste. 1971 erscheint ihre Sammlung, in der Kinder aus vielen Ländern selbst über ihr Leben schreiben und malen: »Kinder sehen unsere Welt.« Der Kreis schließt sich. Sie stirbt allein in ihrer Wohnung und wird im Friedhof Zürich/Enzenbühl beigesetzt. »Gebt uns Bücher – Gebt uns Flügel«, diesen Satz hatte der französische Schriftsteller Paul Hazard (1878–1944) den Kindern in den Mund gelegt. Er war ihre Maxime, er ist auf ihrem Grabstein eingemeißelt.

Bibliographie

Betten, Lioba (Hrsg.): Mrs. Lepman. München 1992

Doderer, Klaus: Jella Lepman. In: Doderer, Klaus (Hrsg.): Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur. Bd. II, Weinheim/Basel 1977, S. 343–344

Ledig, Eva-Maria: Eine Idee für die Kinder. München 1988

Lepman, Jella: Die Kinderbuchbrücke. Frankfurt/M. 1964. Limitierte Neuausgabe der Arbeitsgemeinschaft von Jugendbuchverlegern der Bundesrepublik Deutschland 1991

Maria Müller-Gögler (1900–1987)

Frauenromane aus Oberschwaben

Auch Literatur, Kunst und Wissenschaft haben ihre Produktionsbedingungen. An erster Stelle steht Zeit: Wer keine Zeit hat, kann auch nicht forschen, malen, bildhauern oder dichten. Frauen im traditionellen Rollenkontext, in den Haushalt eingespannt, mit der Aufzucht von Kindern betraut, haben keine Zeit. Man(n) läßt sie ihnen nicht. Da darf die im Vergleich quantitativ geringe künstlerische Produktion von Frauen nicht wundern, die vielfach mangelnde Qualität auch nicht, denn was blieb zumeist übrig als ein liebenswerter Dilettantismus, wenn die Arbeit getan oder die Kinder aus dem Haus waren? Statt Zweit- oder Drittrangiges hochzujubeln, ist es angebrachter, sich diese Produktionsbedingungen zu vergegenwärtigen. Dem künstlerisch produktiven Mann hielt eben die treusorgende Hausfrau den Kopf, die Hände und den Schreibtisch frei für die »höherwertigen« Beschäftigungen.

Maria Müller-Gögler, die Dichterin aus Oberschwaben, war da in vergleichsweise guter Lage. Für sie gab es 25 Jahre lang Anni (mit Familiennamen Wenninger), die Hausgehilfin, die das Haus in Ordnung hielt, kochte, die Kinder versorgte, ja in eigentlichem Sinne die Hausmutter war, nach der man in der Eile rief, wenn man etwas suchte, die an alles dachte, die sich für die Familie aufopferte. Eigentlich hätte Anni Lehrerin werden wollen, aufgrund ihrer Begabung gab es für sie einen Freiplatz im Seminar, doch die Eltern – in wirtschaftlichen Nöten – brauchten den Zusatzverdienst der Tochter; wichtiger war, daß der Bruder Priester werden konnte. Ein typisches Frauenschicksal also, aber diesmal – weil eine andere Frau davon profitierte – in einem anderen Kontext.

Die Frau des Hauses, Maria Müller-Gögler, war demgegenüber ungeheuer selbstbewußt, willensstark, kämpferisch und durchsetzungsfähig. Sie hat erreicht, was sie wollte, ist das Musterbeispiel einer Frau, die sich emanzipiert hat, nachahmenswert, ermutigend bis heute. Sie fühlte sich schon als Kind zur Dichterin berufen und hat ein umfangreiches Lebenswerk hinterlassen: zehn Romane, zahlreiche

Erzählungen und Gedichte, von Theaterstücken als Auftragsarbeiten ganz zu schweigen. Sie hat sich auch nicht entmutigen lassen, als der Erfolg sich nicht einstellte, hat unbeirrt für die Schublade geschrieben; als der Durchbruch kam – von Martin Walser gefördert –, war sie schon längst siebzig.

Geboren wurde sie am 28. Mai 1900 in Leutkirch im Allgäu; ihr Vater war ein mittlerer Finanzbeamter, zog nach Weingarten, verlor früh (1906) seine Frau, heiratete zwei Jahre später eine Siebzehnjährige. Hier kam es schon bald zu einem Kräfteressen des kleinen Schulmädchens mit der »neuen Mutter«. In deren Augen wurde sie zur »bösen Marie«, die zum Trotz sich anstrenge, nun auch wirklich böse zu sein. Ihr lebenslanger Hang, ihre Umwelt zu provozieren, mag hier begründet sein. Erzogen und auf den Beruf einer Lehrerin vorbereitet wurde sie im »Klösterle« der Nachbarstadt Ravensburg, »Hinter blinden Fenstern«, wie sie autobiographisch die Internatserziehung bei den Franziskanerinnen später (1971/72) charakterisiert hat: weltfern-bigott, mit fromm verbrämter Herrschsucht in einer reinen Frauengesellschaft.

Der »Praxischock« einer jungen Lehrerin fiel damals kräftiger aus: »Das arme Fräulein« – so hat sie später (1974/75), die Perspektive ihrer Umgebung aufnehmend, diesen Teil ihrer Autobiographie genannt – wohnte quasi unter Kuratel im Schulhaus mit der Familie des Hauptlehrers, mitten hineingezogen in den Interessenkonflikt zwischen Schulmeister und Pfarrer, von »wohlmeinenden« alten Jungfern zu vereinnahmen gesucht; für das Wegbleiben über Nacht aus dem Dienstort gar benötigte sie die Genehmigung des Schulamtes. Maria Müller-Gögler hat in ihren »Erinnerungen« (1980 zusammengefaßt erschienen) ein spannendes Stück württembergischer Schulgeschichte aus der noch gar nicht so weit entfernten Weimarer Zeit geschrieben. Aus diesen beengenden Verhältnissen »flüchtet« sie mittellos an die Universität, zunächst nach München, dann Tübingen, wo sie 1927 mit einer Arbeit über »Die pädagogischen Anschauungen der Marie von Ebner-Eschenbach« promoviert. Am Seminar in Schwäbisch Gmünd lernt sie den drei Jahre jüngeren Volkswirt Paul Müller kennen, der sich auf den Beruf des Handelsschullehrers vorbereitet: einen bildschönen Mann, blond und blauäugig, den sie sich als Vater ihrer Kinder wünscht; nach einem halben Jahr Bekanntschaft heiraten sie (1930). Zuvor muß die Schulbehörde ausgetrickst werden: Maria Müller-Gögler will im Staatsdienst bleiben, doch für Lehrerinnen gilt der Zölibat (bis 1932)! Die schwangere Lehrerin bringt die vorgesetzten Behörden in Verlegenheit: Haben auch Lehrerinnen Anspruch auf Mutterschaftsurlaub (eigentlich kann es den Fall ja nicht geben)? Doch eine Lehrerin mit Bauch vor der Klasse? Manche Eltern in

Laupheim beschwerten sich, sehen ihre Kinder sittlich gefährdet. Das zweite Kind, 1932 geboren, macht es erforderlich, Anni zu engagieren, höhere Beamte können sich das damals leisten. Paul Müller geht in die Schule, Maria Müller-Gögler an den Schreibtisch und schreibt, in der Nazizeit dann, weniger verhänglich, historische Romane. Als der Mann in den Krieg muß, kehrt Maria Müller-Gögler 1941 zurück in die Schule, ans Kepler-Gymnasium in Ulm. Wenn die Männer als Soldaten gebraucht werden, sind dem Dritten Reich die Frauen gut genug, deren Stelle im Berufsleben einzunehmen. Maria Müller-Gögler tut das gerne, denn so kann ihr Anni erhalten bleiben (die sonst, bei einer Nur-Hausfrau, in die Kriegsproduktion gemußt hätte). Zu ihren Schülern gehört auch Manfred Rommel. Die Müllers werden 1944 ausgebombt, Anni hat unter Gefährdung ihres Lebens auch die Manuskripte und die Schreibmaschine gerettet. Sie ziehen in die Heimat nach Weingarten, wo der Vater Adolf Gögler noch lebt. Die Frau mit ihren zwei Kindern schlägt sich durch im Hause einer befreundeten Ravensburger Kaufmannsfamilie, sie unterrichtet deren fünf Kinder, der achtzehnjährige Sohn, den sie in die Literatur einführt, verehrt sie und wird ihr zeitlebens nahestehen. Der Ehemann gilt seit dem Krieg als vermißt, kehrt aber 1946 aus der Gefangenschaft zurück. Maria Müller-Gögler, zeitlebens skeptisch gegenüber der bürgerlichen Ehe und der darin der Frau zugeteilten Rolle, lebt fortan als Ehepartnerin auf Distanz.

Im Mittelpunkt aller ihrer Romane stehen Schicksale von Frauen, die gegen vielfältige Widerstände zu sich selbst zu finden suchen, manchen gelingt das erst nach dem Tode des Ehemanns. Die Festlegungen, die ihnen Umwelt und Erziehung aufzwingen wollen, akzeptieren sie nicht fraglos. Mit den Fremddefinitionen ihrer Persönlichkeit versuchen sie, fertig zu werden – Definitionen durch ihre äußere Gestalt (besonders in »Athalie«, 1980–1982 geschrieben, 1983 erschienen), durch ihre Rolle als Hausfrau und Mutter. Den Forderungen des großen Weltgeschehens, von Männern in Szene gesetzt, entziehen sie sich, indem sie – wie in »Der heimliche Friede« (1945–1947 geschrieben, 1955 erschienen) – mit dem gefangenen französischen Offizier eine Liebesbeziehung eingehen und so auf höchst private und unspektakuläre, wenngleich gefährliche Weise ihren Frieden schließen. Die Frau des »Bauernjörg« läßt die Autorin in dem historischen Roman »Die Truchsessin« (1938–1940 geschrieben, erstmals 1969 erschienen) sagen:

»Wir Frauen sind die Zuschauer bei den gefährlichen Spielen der Männer. Vielleicht wäre es gut, darüber zu lächeln. Aber sie sorgen dafür, daß wir häufiger darüber weinen müssen.«

Viele ihrer Frauengestalten zeichnet ein ausgeprägter Aufstiegs-wille

aus: aus einengenden Verhältnissen zu »Höherem«. Im Idealfall entdecken sie, daß das »Höhere« nicht im sozialen Aufstieg liegt – vermittelt durch den Mann, sein Einkommen, sein Sozialprestige oder vermittelt durch die Kinder, für deren Weiterkommen man sich aufopfert –, sondern in der gewonnenen eigenen inneren Souveränität. Ein Musterbeispiel dafür liefert der Roman, der bezeichnenderweise »Hanna und das Höhere« heißt (1983 geschrieben, 1984 erschienen), das literaturgeschichtlich seltene Beispiel eines weiblichen Entwicklungsromans: Zuletzt lehnt Hanna dann doch den Glanz ab, der von ihrem zum Weihbischof aufgestiegenen Sohn abfällt, nachdem sie zeitlebens nach dem Ansehen als Priester Mutter gestrebt und es dann auch genossen hatte. Denn Bischofsmutter zu sein, bedeutet doch auch Rollenfixierung, die sie in ihrer Persönlichkeit einschränkt: dezente Kleidung, keinen Umgang mit Gottlosen, keine Beteiligung an einer Bürgerinitiative z. B. – Zurückhaltung also. Mit diesem Roman ist Maria Müller-Gögler zudem eine besonders scharfsichtige und feinfühlige Studie des katholischen Milieus gelungen.

Bemerkenswert ist ihr Roman »Der Pavillon« (1977–1979 geschrieben, 1980 erschienen), in dem sie Alter und Altern, Lebensbilanz und Aussicht auf den nahen Tod mutig thematisiert. Auch hier stehen Frauen im Mittelpunkt, sieben gleichaltrige, die sich aus der Schulzeit kennen und nun im Altersheim – eben dem Pavillon – sich ihr Leben erzählen.

Sexualität gehört für Maria Müller-Gögler ganz selbstverständlich zum menschlichen Leben, für den Mann wie für die Frau. Entsprechend freimütig stellt sie sie dar, auch in ihren Alterswerken, wie im »Pavillon« und »Hanna und das Höhere«, in dem der Theologie studierende Sohn – der spätere Weihbischof – es mit der Nachbars-tochter treibt. Manchmal hat sie damit schockiert, so daß z. B. der Ravensburger Oberbürgermeister ihren Roman »Täubchen, ihr Täubchen« (geschrieben 1956/57, erschienen 1963), der von der allzu großen Liebe eines Lehrers zu seinen Schülerinnen handelt, aus der Stadtbücherei entfernen ließ.

Schon der zeitliche Vergleich von Produktion und Veröffentlichung zeigt an den wenigen genannten Beispielen, daß der Erfolg sich für die Dichterin erst im Alter einstellte. Dabei ist anzumerken, daß die verspäteten Ersterscheinungen durchweg in unbedeutenden, kleinen, wenig leistungsfähigen Verlagen herauskamen und damit faktisch kaum greifbar waren. Auch heute ist Maria Müller-Gögler nicht für jeden literarisch Interessierten ein Begriff. Warum? Sieht man einmal von den Umständen Drittes Reich und Krieg ab, dann könnte Winfried Wild, der Maria Müller-Gögler besonders gut gekannt hat, mit seiner Vermutung recht haben:

»Für die überregionalen Verlage in der Landeshauptstadt Stuttgart war die aus der oberschwäbischen Provinz stammende Jung-Autorin damals zum Teil schon wegen ihrer katholischen Konfession suspekt. Um von ihrer Kirche protegiert zu werden, war sie aber zu selbständig, zu wenig linientreu.«

Ihre neunbändige Werkausgabe erschien erst 1980. Danach hat sie noch drei weitere Romane veröffentlicht, den letzten – »Sieben Schwerter« – im Jahr ihres Todes, 1987. Das Land Baden-Württemberg hatte sie noch kurze Zeit zuvor, 1986, mit der Verleihung des Professoren-Titels geehrt.

Hier ist nicht der Ort, Maria Müller-Gögler literarhistorisch zu würdigen. Sie imponiert als Frau, die ihren eigenen Weg gegangen ist, unbeirrt, trotzig, es ihrer Umgebung nicht immer leicht machend: Was als bittere Notwendigkeit begonnen hatte, war zuletzt zum Lebensstil geworden. Maria Müller-Gögler lebte im katholischen Milieu Oberschwabens, für die protestantischen, sich liberal dünkenden Altwürttemberger der »schwarze Erdteil«: unaufgeklärt, mit farbigen, exotisch anmutenden Riten, die katholische Partei wählend. Da scheint es überraschend, daß die bedeutendsten dichterischen Repräsentanten dieser Landschaft Frauen sind: neben Maria Müller-Gögler die stille Lyrikerin Maria Menz (geboren 1903) und Maria Beig (geboren 1920), deren Romane bevorzugt Frauenschicksale im ländlich geprägten Oberschwaben erzählen, auf eine realistisch-unpräzise, doch um so eindrucksvollere Weise: Frauen, eher hinnehmend und erleidend, die den Männern nachzustehen haben, nicht nur, wenn es um die Hofnachfolge geht, am ausgeprägtesten in »Rabenkrächzen« (erstmalig 1982 erschienen) und in der schon programmatisch klingenden Erzählungssammlung »Hochzeitslose« (erstmalig 1983 erschienen). Mehr als Maria Müller-Gögler verdankt Maria Beig ihre Entdeckung Martin Walser. Erst nach ihrer Pensionierung fing die verheiratete Handarbeitslehrerin an zu schreiben. Eine Anni gab es für ihre Generation nicht mehr.

Möglicherweise ist Oberschwaben eben eng genug, um Widerstand zu provozieren, der reifen läßt, andererseits aber auch in ausreichender Weise nachgiebig und liberal, um nicht zu zerstören. Vielleicht ist es doch, bezogen auf Leben und Lebensstil Maria Müller-Göglers, die Einzelhof-Mentalität dieses reichen Bauernlandes: auf seinem Anwesen darf jeder (und jede) tun und lassen, was ihm und ihr gefällt, die Nachbarn geht es nichts an.

Bibliographie

- Müller-Gögler, Maria: Werkausgabe in neun Bänden. Mit einem Beiheft. Sigmaringen 1980
- Dies.: Athalie. Sigmaringen 1983
- Dies.: Hanna und das Höhere. Sigmaringen 1984
- Dies.: Sieben Schwerter. Sigmaringen 1987
- Linder, Gisela; Wild, Manfred (Hrsg.): Maria Müller-Gögler. Die Autorin und ihr Werk. Einführung – Stimmen der Freude. Beiheft zur Werkausgabe. Sigmaringen 1980
- Linder, Gisela; Wild, Winfried (Hrsg.): Maria Müller-Gögler. Gegen die Zeit singen. Ein Lesebuch. Sigmaringen 1980

Marie Luise Kaschnitz (1901–1974)

Teilnahme an der Welt und an den Menschen

»Als eine ewige Autobiographin, eine im eigenen Umkreis befangene Schreiberin, werde ich, wenn überhaupt, in die Literaturgeschichte eingehen, und mit Recht. Denn meine Erfindungsgabe ist gering. Ich sehe und höre, reiße die Augen auf und spitze die Ohren, versuche, was ich sehe und höre, zu deuten, hänge es an die große Glocke, bim bam.« (III, 827)¹ Und an anderer Stelle, weniger selbstironisch: »Aber auch aus meinen Gedichten kann man mein Leben eigentlich einfach ablesen.« (VII, 937)

Die unaufdringliche Selbstbeurteilung von Marie Luise Kaschnitz trifft zu. Sie hat die Entwicklungslinien ihres Daseins literarisch verarbeitet. Werden ihre Erinnerungstexte chronologisch geordnet, fügen sie sich zur Lebensgeschichte einer Schriftstellerin, die mit radikaler Redlichkeit und konzentrierter Strenge und vor allem mit »Teilnahme an der Welt und an den Menschen« (VII, 937) ihr bleibendes Lebenswerk schuf.

Am 31. Januar 1901 wurde Marie Luise von Holzling-Berstett in Karlsruhe geboren. Der Vater, ein aufgeklärter Idealist, der Voltaire mehr verehrte als Bismarck (s. II, 353 f.), war Militär, zuerst in badischem, dann in preußischem Dienst. Er zog mit seiner Familie 1902 nach Potsdam, 1913 nach Berlin. Die Holzling-Berstetts waren von Adel, gerierten sich in ihren soliden materiellen Verhältnissen aber gut bürgerlich. Marie Luise genoss eine dogmenfreie, protestantisch-aufgeklärte Erziehung und eine humanistische Bildung. Milieubedingt und emotionsarm hielten ihre Eltern sie auf Distanz, so daß sie als schüchternes »dickes Kind« (VII, 743) von Ängsten geplagt war. Aber natürlich erfuhr sie nicht nur Kinderqualen wie den verbalen Erziehungsprügel »Nimm dich zusammen«. Sie hatte in den »recht angenehmen Umstände(n) meines Elternhauses« (VII, 743) auch viele lebenslustige Stunden. Die schöne Mutter spielte herrlich Klavier und sang mit ihren Kindern Heines »Grenadiere« und, badisch-frankophil, die Marseillaise (s. II, 353). Ihre beiden älteren Schwestern formten »eine Einheit«, sie ihrerseits bildete mit ihrem jüngeren Bruder Adolf

Max auch »eine Einheit« (III, 31). Dennoch berichtete sie über ihre Kindheit aus der Tiefe der Trauer. Es ist jene Trauer, die auch aus den Kindergesichtern in den Gemälden ihres Landsmanns Hans Thoma spricht: sie sind nicht vom Glanz der Heiterkeit erhellt, auch nicht bei fröhlichem Tun. Ihr Bruder gab ihr Halt – auch später, als er Hausherr des Familienbesitzes in Bollschweil bei Freiburg wurde, ihrer eigentlichen »alten Familienheimat« (VII, 933). Hierher zog sich die Familie 1917 zurück. »... das ganze Herz der Erde glüht, / je suis là-bas, béatitude –« (II, 327), schrieb Marie Luise Kaschnitz im »Haus der Kindheit« ihren frühen Kindervers über Bollschweil nochmals auf. 1918 kam der Vater, der preußische Generalmajor, geschlagen und niedergedrückt aus dem Ersten Weltkrieg heim. Er schlug zunächst sein Zelt im Garten auf, wollte nicht zu Hause, sondern in Berlin bei seinen Kameraden begraben werden. Nur langsam kam er zur Raison.

Marie Luise ging nach Weimar. Sie wurde Buchhändlerin, die ihre »Kunden erziehen« (VII, 933), d. h. ihnen bessere Bücher verkaufen wollte als die zunächst erfragten. Über München gelangte sie 1924 nach Rom. »Man lernt dort Geschichte und lernt, sich gegen die Geschichte zu wehren.« (VII, 741) Sie arbeitete in einem Buchantiquariat, dann als Sekretärin im Deutschen Archäologischen Institut. Der Wiener Archäologe Guido von Kaschnitz-Weinberg war hier Assistent. Die beiden heirateten 1925 (die ev.-kath. Mischehe war für sie problemlos). Die Tochter Iris Constanza wurde 1928 geboren. Wegen der Universitätskarriere von Guido zog die Familie mehrfach um: 1932 nach Freiburg, 1933 nach Königsberg, 1937 nach Marburg, 1941 nach Frankfurt, 1945 zurück nach Bollschweil, 1946 erneut nach Frankfurt, 1953 nach Rom.

Gefördert von Max Tau, erschienen 1930 zwei Erzählungen von Marie Luise Kaschnitz in einem Sammelwerk bei Bruno Cassirer, dem angesehenen Berliner Verleger. Zudem publizierte sie Gedichte in der Frankfurter Zeitung. 1933 und 1937 folgten zwei Romane, konventionell-typische Frauen- und Liebesromane (die man nicht mehr lesen muß). Bis 1941 arbeitete sie an der Biographie des genialen Franzosen »Gustave Courbet. Roman eines Malerlebens« (veröffentlicht 1949), dem bisher unterschätzten, wohl besten Werk der frühen Kaschnitz. Courbets Sehweise der Natur wurde für sie ebenso zur großen Kunsterfahrung wie 80 Jahre vorher für Hans Thoma.

Ganz selbstverständlich nahm Marie Luise Kaschnitz, auch als Schriftstellerin, den Namen ihres Mannes an. Er zog sie, die nicht studiert hatte, in seine Universitätszirkel, er öffnete ihr auf ihren vielen Reisen – vor allem in der Mediterranea – die Welt. Die beiden waren sich Partner, ließen sich gegenseitig Freiraum. Ihr »Hauptberuf war, verheiratet zu sein ... Trotzdem habe ich auch damals immer gear-

beitet und meine eigenen Gedanken- und Ideenwelt gehabt. Ich glaube, daß mein Mann eher froh darüber war. Eine Frau, die auf dem Diwan sitzt und auf den Mann wartet, hätte ihn verrückt gemacht.« (VII, 752 f.) Er war ihr erster und damit wichtigster Kritiker, und sie hat gewiß das nicht versäumt, was man »Emanzipation in der Ehe« nennt.

Das Ehepaar war gegen das Hitler-Regime. Aber Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten hatte es nicht. Als Schriftstellerin lebte Marie Luise Kaschnitz auch nicht in der inneren Emigration. Dazu war sie literarisch noch zu unbedeutend. Ihre »Art von Widerstand« (III, 519) bestand darin, gelungene Verse zu schreiben . . . »in dem glühenden Wunsche, eine Welt aufrechtzuerhalten, die außerhalb« ihrer »selbst nahezu untergegangen war« (VII, 73). Freilich lastete das »Bild dieses seltsamen tatenlosen Zuschauers« mit seiner »erschreckenden Passivität« (VII, 22 ff.) wie ein Alp auf ihrer Brust. »Das einzige, was wir zu unseren Gunsten in die Waagschale legen können, ist unser Leiden und unsere Hoffnung auf den kommenden Tag.« (VII, 69)

Nicht der Krieg, das Kriegsende wurde die erste entscheidende Zäsur im schriftstellerischen Werk von Marie Luise Kaschnitz. Sie begriff ihr Schweigen bis 1945 als Schuld, auch wenn es zwangsbedingt war. Sie hatte viel erlebt, gesehen, gehört, ohne es auszusagen. Jetzt erfolgte ein radikaler Umschwung. Sie sah den Zusammenbruch von 1945 als Chance. Jetzt nahm sie teil. Diese Haltung nannte sie »Partizipation«. Sie beobachtete ihre Mit- und Umwelt mit aller Schärfe und antwortete literarisch darauf – mit »Kalkül und Spontaneität.«² Damit wurde sie als Schriftstellerin eine Größe.

1946 erschienen die 12 Essays »Menschen und Dinge«, 1947 die »Gedichte«, 1948 »Totentanz und Gedichte zur Zeit«, darin der Zyklus »Rückkehr nach Frankfurt«, mit dem sie sich in die erste Garnitur der »Trümmerdichtung« hineinschrieb. 1949 folgte der »Courbet«, 1952 »Das dicke Kind und andere Erzählungen« – und 1955 die »Engelsbrücke«.

Eine politisch aktive Intellektuelle, die gleich einem Volkstribun den andren die Richtung wies, wurde Marie Luise Kaschnitz nicht. » . . . was den Inhalt anbetrifft, . . . kommt mir fast immer, wenn ich richtig zuschlagen will, mein Erbarmen mit den Menschen in die Quere. Auf die Gefahr hin, daß Sie mich verachten, möchte ich mich da auf die weibliche Position zurückziehen. Ich möchte sogar Sophokles zitieren. Nicht mitzuhassen, mitzulieben sind wir da.« (VII, 779) An den Kämpfen der Zeit über innere und äußere Emigration nahm sie nicht teil, die »Gruppe 47« beobachtete sie lieber aus der Ferne.

Das Angebot an Formen in der Nachkriegsliteratur war groß. Die

beachtlichen Publikumserfolge, die die Epiker und die Dramatiker der Nachkriegszeit erzielten, blieben ihr versagt. Sie verfaßte keine Romane mehr und schrieb keine Theaterstücke. In schonungsloser Selbsterkenntnis erklärte sie das in »Die Schwierigkeit, unerbittlich zu sein«: sie fühle sich »zum Stückeschreiben nicht fähig«; ihr fehle »genug Stoff für einen ganzen Roman« (VII, 780). Sie bevorzugte die feinen, die stilleren Töne: Sie schrieb Gedichte, kleine Erzählungen und Hörspiele, in der Nachfolge von Wolfgang Borchert Kurzgeschichten und in der Nachfolge von Max Frisch Tagebücher. Freilich entwickelte Marie Luise Kaschnitz die Form des Tagebuchs zu ihren »Merkbüchern«: Vorratsspeichern an allgemeinen und an persönlichen Themen, an Tatsachen und an Erfindungen, an Tag- und echten Träumen. Das Tagebuch war ihr »Gedächtnis, Zuchtrute und Kunstform«: »Die Rute Tagebuch macht hell wach, aber auch hell träumerisch.« (VII, 290 f.)

Als wohl wichtigster Preis in ihrem Leben wurde Marie Luise Kaschnitz 1955 der Georg-Büchner-Preis zugesprochen. Frei gestand sie in ihrer Dankesrede, daß »ich, im Gegensatz zu Büchner, nie eine ganz bestimmte Vorstellung davon gehabt hatte, wie man die Weltordnung ändern müßte« (VII, 682). Deshalb würdigte sie an Büchner, am »Woyzeck«, insbesondere das, was sie auch sich selbst permanent auferlegte: »härteste innere Wahrheit« und »äußerste Bemühung um die Form. Es handelte sich vor allem um das Erbarmen, das ja nichts anderes als ein Mitlieben und Mitleiden, ein Offensein und Offenbleiben ist.« (VII, 685) Damit formulierte sie wieder ihre weibliche Position, die sie an anderer Stelle – auch im Gegensatz zu Bertolt Brecht verdeutlichte: nur wenig älter als sie, sei er wie sie in einem bürgerlich wohlhabenden Elternhaus groß geworden und habe seit 1914 »als Jüngling dieselben Eindrücke ... wie ich als Kind ... [erfahren]. Aber wo es bei mir nur zu einem ratlosen Mitgefühl reichte, war er sofort auf Kampf eingestellt, auf den Klassenkampf.« (III, 834)

Das erfreulichste an diesem Büchner-Preis: Marie Luise Kaschnitz steigerte nach der Preisverleihung ihre Qualität als Schriftstellerin ganz erheblich. Das fiktive Tagebuch »Das Haus der Kindheit« erschien 1956, von Vertreterinnen der Frauenliteratur oft als ihr bestes Werk gefeiert.

1956 erkrankte Guido, Leiter des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, an einem Gehirntumor. Marie Luise Kaschnitz kehrte mit ihm ins Frankfurter Westend zurück. Er starb 1958. Der Tod des Ehepartners bedeutete den tiefsten Einschnitt in ihrem Dasein. Von ihrer stoischen Grundhaltung her war ihr immer vertraut, daß der Tod der ständige Begleiter des Lebens ist. Jetzt war er Wirklichkeit. Sie mußte lernen, daß sie das Leben nicht nur wegen der Augenblicke des

Eheglücks schätzen durfte, sondern auch wegen der Momente der Witwenrauer. Sie erfuhr, daß Trauer das Leben erhebt. Ihre Bände »Wohin denn ich«, 1963, und »Dein Schweigen – meine Stimme«, 1962, zählen zu den stärksten und ergreifendsten Liebes- und Todesklagen in der deutschen Literatur. Für Marie Luise Kaschnitz bedeuten beide Bände zugleich eine Katharsis.

Mit den Sammlungen »Überallnie« und »Ein Wort weiter«, beide 1965, begründete sie endgültig ihren Ruhm als Lyrikerin, mit »Lange Schatten«, 1960, und »Ferngespräche«, 1966, endgültig ihren bleibenden Rang als Erzählerin von Kurzgeschichten. Mit »Tage, Tage, Jahre«, 1968, gelang ihr der souveräne Wurf in der Tagebuchform, mit der »Beschreibung eines Dorfes«, 1966, ein einmaliger und unwiederholbarer, episch-lyrischer Text über ihren Heimatort Bollschweil. Der Mikrokosmos des alemannisch-badischen Dorfes wird hier zur Allgemeingültigkeit erhoben. Das erinnert in der Gesamtkomposition, und ästhetisch in seinem Ewigkeitszug, an das Werk von Johann Peter Hebel, und ebenso auch in formalen Details – etwa die berühmte »Weltgeschichte im Zeitraffer« im 2. Kapitel (s. II, 560) an dessen Faluner Bergwerk-Erzählung »Unverhofftes Wiedersehen«. Mit den Prosa-Aufzeichnungen »Steht noch dahin«, 1970, und »Orte«, 1973, stand Marie Luise Kaschnitz dann auf dem Höhenkamm ihres Schaffens.

Kritik und Lesepublikum, die deutsche literarische Welt, schätzten und verehrten sie, die mit vielen Literaturpreisen und Ehrungen ausgezeichnete Schriftstellerin. Sie hörte es nicht gern, aber sie galt als »eine grand old lady der Literatur« (III, 821). Ein Witwendasein in der Isolation des Alters wurde ihr erspart. Sie blieb in der Gesellschaft, war Gesprächspartnerin oder Freundin von Schriftstellern, Wissenschaftlern und Kritikern. Nur von vorlauten Vorkämpferinnen der Emanzipation wurde sie, die von der Pension ihres Mannes lebte, aber auch von den Honorarausschüttungen ihrer Verlage hätte leben können, nach 1968 etwas überrollt. »... ich war nie eine Vorkämpferin der Emanzipation gewesen, ... und jetzt schämte ich mich, obwohl ich doch eigentlich keinen Grund dazu hatte. Denn es können dieselben Dinge in einer Generation Unschuld und bereits in der nächsten oder übernächsten Schuld bedeuten.« (III, 811) Ihr ging es in Wahrheit auch um größeres: »Das Prinzip der Achtung vor dem Nebenmenschen, das ich in meinem persönlichen Leben anzuwenden versuche, ist meiner Ansicht nach das einzige, mit dem man der immer wachsenden Aggressionslust in der Welt begegnen kann.« (III, 822) Während ihrer letzten Reise nach Rom, wohin sie ihr Bruder begleitete, starb Marie Luise Kaschnitz am 10. Oktober 1974. Aufrechter Gang und »zahllose Arbeitsstunden, Bemühung um die Form, Worte ab-

gehört, Sätze gedreht, gewendet ...« (III, 211) waren die Summe ihres Lebens.

Auf die literarhistorische Einordnung: ihr Werk stehe »in der Tradition, die in der Klassik wurzelt«, es vollziehe »den heute modischen Zwang zum Traditionsbruch nicht mit«, antwortete Marie Luise Kaschnitz in einem Interview: »Ich denke aber, wenn Sie mich nach Tradition fragen, daß meine Herkunft aus dem deutschen Südwesten daran schuld ist, daß meine jeweils »modernsten« Arbeiten noch in der Tradition stehen, wie das zum Beispiel bei den Franzosen immer der Fall ist.« (VII, 983) Mit zunehmender Entfernung von der Tradition, die ihr vor allem nach 1945 gelang, siedelte sie ihr Werk immer mehr zwischen Klassik und Moderne an. Es ist konservativ und fortschrittlich zugleich. Gültig bleibt es vor allem deshalb, weil Marie Luise Kaschnitz mit ihrer »Sprache von klassischer Schönheit« (Walter Jens)³ in ihren Erzählungen nicht nur die Realitätsebene beschreibt, sondern auch die Grenzzonen, die Schichten unter und über der Wirklichkeit, den Traum und die Phantasie, das Rätselhafte und das Verborgene, das Irreale und Surreale, kurz das, was sich der Rationalität entzieht.

Zudem nahm sie, auch wenn sie nie eine Kämpferin war, Anteil an der gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit. »Hiroshima«, 1951, und der Zyklus »Zoon Politikon«, 1964, ihre Auseinandersetzung mit dem Auschwitz-Prozeß, zählen zu ihren wichtigsten politischen Gedichten. Sie wußte von der Wolfsnatur des Menschen, erwartete aber nicht – wie etwa ihr katholischer Zeitgenosse Reinhold Schneider – Erlösung aus der Transzendenz. Sie suchte sie im Menschen selbst. Ihr großes Ziel war die Wahrhaftigkeit und der Versöhnungswille der humanen Mitte. Ihre Kernthemen kreisten um Kindheit und Liebe, um Alter und Tod, um die Natur und die Orte, wo sie gewesen war. Heimat bedeutete ihr keine Sache der Ideologie, sondern des angenehmen Aufgehobenseins. Immer nahm sie am Menschlichen teil. »So hat sich das Autobiographische«, sagt Werner Ross, »unwillkürlich zur Menschenwelt erweitert ... Es spricht die Klugheit der Frau, die aus dem Herzen kommt und die den Kopf nicht verliert.«⁴

Anmerkungen

- 1 Alle Kaschnitzzitate aus: Kaschnitz, Marie Luise: Gesammelte Werke. Herausgegeben von Büttrich, Christian, und Miller, Norbert. Sieben Bände. Frankfurt am Main 1981–1989.
- 2 Kaschnitz, Marie Luise: Orte und Menschen. Aufzeichnungen. Mit einem Nachwort von Marcel Reich-Ranicki. Frankfurt 1986, S. 231.
- 3 Walter Jens, in: Die Zeit, 7. 10. 1960.

- 4 Ross, Werner: Zarter Zeichenstift in fester Hand. Die Erzählerin Marie Luise Kaschnitz. In: Merkur, 1967, S. 493.

Weiterführende Literatur

- Linpinsel, Elsbet: Kaschnitz-Bibliographie. Hamburg und Düsseldorf 1971; sowie im Literaturverzeichnis in:
- Suhr, Ulrike: Poesie als Sprache des Glaubens. Eine theologische Untersuchung des literarischen Werkes von Marie Luise Kaschnitz. Stuttgart 1992. Verwiesen sei noch auf den biographischen Essay von:
- Lohner, Marlene (Hrsg.): Was willst du, du lebst. Trauer und Selbstfindung in Texten von Marie Luise Kaschnitz. Frankfurt 1991.
- Sowie auf:
- Marie Luise Kaschnitz: Zeiten des Lebens. Mit einer Einleitung, herausgegeben von Ulrike Suhr. Freiburg 1991.

Frauen in bildender Kunst und Musik

Im 19. Jahrhundert bekam die Kunst einen neuen und zentralen Stellenwert. Die Kunst, speziell die Musik und die Malerei, lösten sich endgültig aus ihrer Zu- und Unterordnung in die kirchliche Liturgie und die höfische und kirchliche Repräsentation. Spätestens mit der Romantik setzte sich – zunächst vor allem im gebildeten Bürgertum – die Vorstellung durch, daß die Kunst Ausdruck des Göttlichen, des Unendlichen und »Eigentlichen« sei. Man »weihte« sich der Kunst, man »versenkte« sich in sie, die Kunst offenbarte das »Schöne, Wahre und Gute«. Sie erhielt so in einer zunehmend säkularisierten Welt die Funktion einer (Ersatz-)Religion, sie wurde für viele Menschen sinnstiftende Instanz. Diese neue, quasi-sakrale Bedeutung von Kunst hatte auch Rückwirkung auf das Selbstverständnis des Künstlers und seine Bewertung durch die Gesellschaft. Der Künstler seinerseits beanspruchte für sich die Rolle eines Sehers und Künders ewig-gültiger Wahrheit, er stellte sich – nur seiner »Kunst« verpflichtet – außerhalb der gesellschaftlichen Regeln und Normen. Der Bürger andererseits war in gewissem Maße bereit, dem künstlerischen »Genie«, dem »Schöpfer unvergänglicher Werke« diese Ausnahmerolle zuzugestehen (auch und gerade im Gegensatz zum eigenen, in die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zwänge eingebundenen Leben). Doch Frauen wurde diese Sonderstellung nicht erlaubt. Eine Künstlerin, die mit derselben Professionalität und vor allem mit demselben Sendungsanspruch wie ein Künstler in die Öffentlichkeit getreten wäre, hätte die Hierarchie und die Rollenverteilung der Geschlechter insgesamt in Frage gestellt. Es galt deshalb, die Tätigkeit künstlerisch begabter Frauen zu begrenzen, möglichst auf das Maß des liebenswerten Dilettierens. Das konnte am einfachsten dadurch geschehen, daß man ihnen – auch bei herausragender Begabung – eine zur Professionalität führende künstlerische Ausbildung verwehrte oder sie mit Familienpflichten beschäftigte, ihnen damit Zeit und Kraft für die künstlerische Arbeit nahm und sie an das Haus fesselte. Die Erziehung und Sozialisation der Frauen war einer Geschlechteran-

thropologie verpflichtet, die allein dem Mann die schöpferische Kraft (im Gestalten wie im Zerstören) zusprach, der Frau dagegen hingebende Einfühlung, Bewunderung und Bewahrung der von Männern geschaffenen Werke. All dies mag mit zur Erklärung beitragen, daß wir keine Künstlerin finden, die dem – männlich geprägten – Anspruch auf Originalität, Genialität und Kreativität genügen konnte. Man muß aber noch einen weiteren Faktor nennen, der bedeutsam für den Südwesten, besonders aber für Württemberg ist. In der Musik und der Malerei konnten die Residenzstädte, vor allem Stuttgart, keinen Vergleich aushalten mit den Residenzen anderer Mittelstaaten, z. B. München oder Dresden. Man mag viel über die Ursachen spekulieren, Tatsache ist, daß der Südwesten im 19. Jahrhundert generell arm an Komponisten war; auch das Schaffen der Männer (z. B. Konradin Kreutzer und Friedrich Silcher) überstieg selten das Biedermeierliche. Vergleichbares gilt auch – zumindest bis zur Jahrhundertwende – für die Malerei. Es fehlten im Südwesten ein Zentrum, Mäzene und ein Publikum, das der Entwicklung von Kunst – und vielleicht auch der Kunst von Frauen – förderlich gewesen wäre. Es fehlten die Salons. In bescheidenerem Umfang finden wir in den Jahrzehnten vor dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 ein kulturelles Zentrum in Baden-Baden. Dort traf sich um 1860 in den Häusern der Komponistin und Pianistin Clara Schumann (1819–1896) und der Sängerin Pauline Viardot (1821–1910) musikalische, literarische, gesellschaftliche und politische Prominenz.

Trotz dieser Einschränkung gehörte es auch im Südwesten zum Selbstverständnis des Bürgertums, Kunst zu genießen, Kunst zu sammeln und in gewissem Umfang auch selbst auszuüben. In den Residenzen wurden Hofoper und -theater für die Bürger geöffnet; anderswo gründeten und förderten Bürger selbst Theater (z. B. 1839 in Mannheim), bauten Konzertsäle und Museen. In den Städten trafen sich die Bürger in den Museumsvereinen (einer Art literarischen Geselligkeitsvereinen), sie gründeten Liedertafeln, Liederkränze und Theatervereine. In diesem Rahmen wurde auch Frauen eine dilettierende, mäzenatische oder sogar (halb-)professionelle Beschäftigung mit der Kunst gestattet. Emilie Zumsteeg (1796–1857) aktivierte das brachliegende Musikleben ihrer Heimatstadt Stuttgart, indem sie bekannte Künstler zu Konzerten einlud und einen Frauenliederkranz ins Leben rief. Sie selbst machte sich als Sängerin, Pianistin und Komponistin einen Namen. Als Anerkennung für ihre Verdienste um die musikalische Bildung erhielt sie höchste Auszeichnungen. Die Biographie von *Josephine Köstlin* zeigt, daß zwar eine professionelle Tätigkeit als Pianistin und Privatmusiklehrerin – zumindest vor der Ehe und als Existenzsicherung für eine unverheiratete Frau oder Witwe – gesellschaftlich akzeptiert war, kaum

aber die kreativ künstlerische Arbeit als Komponistin. Auch die Heidelberger Professorentochter und -frau Viktoria Gervinus (1820–1893) war eine anerkannte Musikpädagogin. Sie unterrichtete nicht nur Klavier, sondern verfaßte auch eine »Klavierschule«. Sie edierte das Werk Händels, das sie zudem für Klavier adaptierte. (Der Nachlaß ihres Mannes, der zu den »Göttinger Sieben« gehört hatte, wurde ebenfalls von ihr veröffentlicht.) Mit *Josephine LeBeau* haben wir allerdings auch ein Beispiel, wie trotz Förderung und Anerkennung eine kompositorische Begabung verkümmerte.

Als Schauspielerin, Tänzerin und Sängerin waren Frauen nicht zu ersetzen. Standen Tänzerinnen und Schauspielerinnen noch fast bis in unser Jahrhundert im Rufe der »Unmoral«, so hatten die Sängerinnen, vor allem aber die Konzertsängerinnen, durchaus auch bürgerliche Reputation. Die badische Fabrikantentochter *Helene Siegfried* war eine zu ihrer Zeit gefeierte Sängerin, uns heute aber erscheint als ihr eigentliches Lebenswerk das »Hüsli«-Museum im Schwarzwald.

In der Malerei war die große – und die großformatige – Kunst den Frauen weitgehend verwehrt. Frauen überließ man die kleinen, kleinformatigen und noch eher handwerklichen Bereiche, den Scherenschnitt (wie *Luise Duttenhofer*), die Genre- und Porträtmalerei. Ludowike Simanowitz (1759–1827) aus Schorndorf studierte mit einem herzoglichen Stipendium Porträtmalerei in Paris. Mit ihrem Verdienst konnte und mußte sie – wie auch Luise Duttenhofer – ihre Familie ernähren. Die Stuttgarterin Louise Henriette v. Martens (1828–1894) hat über vierhundert Porträts gemalt. Sie macht deutlich, mit welcher Art von Bildern und Bildinhalten Malerinnen Erfolg haben und Geld verdienen konnten. Auch Marie Ellenrieder (1791–1863) hat als Malerin von (Miniatur-)Porträts begonnen. Sie wurde, gefördert von Ignaz von Wessenberg, dem Bischofsverweser von Konstanz, als erste Frau an der Akademie in München zur Ausbildung aufgenommen, allerdings war sie aus moralischen Gründen nicht zur Aktmalerei zugelassen. Bei ihrem Aufenthalt in Rom wurde sie – außergewöhnlich für ihre Zeit – Mitglied in einem privaten Arbeitskreis der »Nazarener«. Diese Maler sahen in der Darstellung von religiösen Inhalten das höchste Ziel ihrer Kunst. Ihr Einfluß erklärt wohl, warum Marie Ellenrieder – ungewöhnlich für eine Frau – nach ihrer Rückkehr in die Heimat großformatige Altarblätter malte. Sie erhielt öffentliche Anerkennung und wurde sogar mit dem Titel einer Hofmalerin geehrt. Einige ihrer Bilder sind noch in badischen Kirchen zu sehen.

Frauen blieb bis zum Ende des Ersten Weltkriegs die reguläre Ausbildung an fast allen deutschen Kunstakademien verwehrt. In Karlsruhe durften sie jedoch ab 1885, in Stuttgart erst ab 1906 am Unterricht teilnehmen, allerdings mit erheblichen Einschränkungen.

Alice Haarbuerger (1894–1942) besuchte zunächst die Stuttgarter »Malschule für Damen« und dann die Kunstakademie. Als Jüdin durfte sie während der nationalsozialistischen Diktatur nur noch innerhalb der jüdischen Kulturorganisation ausstellen. Sie wurde deportiert und ermordet. Dieses Schicksal teilte sie mit der Malerin Käthe Löwenthal (1877–1942) und anderen jüdischen Künstlerinnen.

Lily Hildebrandt-Uhlmann (1887–1974) und ihre Freundin Ida Kerkovius (1879–1970) waren beide Schülerinnen von Adolf Hölzel. In den zwanziger Jahren wie nochmals nach 1945 war das Haus des Kunstprofessors Hildebrandt ein künstlerischer Treffpunkt in Stuttgart. Mit dem für ihren Sohn entworfenen Buch »Klein-Rainers Weltreise« hat Lily Hildebrandt eines der ersten modernen illustrierten Kinderbücher geschaffen. Neben Ida Kerkovius hat sich auch die in Riedlingen/Donau geborene Maria Caspar-Filser (1878–1968) über die Region hinaus einen Namen gemacht. Sie war als einzige Frau Gründungsmitglied der »Münchner Neuen Sezession«, erhielt 1925 als erste deutsche Malerin den Professorentitel. Die Nationalsozialisten erklärten ihre Werke als »entartete Kunst«. Wie auch Ida Kerkovius durfte sie nicht mehr ausstellen und malen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden beide Malerinnen als Repräsentantinnen einer »klassischen Moderne« geschätzt und geehrt.

Nach dem Ersten Weltkrieg eröffneten sich für Frauen neue künstlerisch-gestalterische Berufsfelder in der (Innen-)Architektur, dem Design, der (Gebrauchs-)Graphik, der Fotografie. Beispiele hierfür sind *Mia Seeger*, die »grande dame« des Industrie-Design, die Illustratorin Hanna Nagel (1907–1975) und die Goldschmiedin Paula Straus (1894–1943), die für Metallwarenfirmen in Württemberg arbeitete. Wie Alice Haarbuerger war sie Jüdin und wollte ihre Heimat nicht verlassen, sie starb im Vernichtungslager. Die Fotografin Gerta Pohorylle, mit dem Künstlernamen Gerta Taro (1910–1937), stammt aus dem jüdischen Kleinbürgertum Stuttgart. Sie kam während einer Reportage im Spanischen Bürgerkrieg ums Leben. Zusammen mit ihrem Kollegen und Lebensgefährten Robert Capa, der bald weltberühmt werden sollte, zeigte diese politisch engagierte, mutige junge Frau in ihren Fotografien die Realität des Krieges.

Literaturhinweise

- Arbeitsgemeinschaft interdisziplinäre Frauenforschung und Studien (Hrsg.):
Frauenforschung und Kunst von Frauen. 2 Bde. Pfaffenweiler 1989
Berger, Renate: Malerinnen auf dem Weg ins 20. Jahrhundert. Kunstgeschichte
als Sozialgeschichte. Köln 1982

Literatur zu den im Text genannten Frauen

- Ellenrieder, Marie: Ausstellungskatalog Angelika Kauffmann, Marie Ellenrieder. Städtisches Museum Konstanz 1992
- Haarburger, Alice/Löwenthal, Käthe/Straus, Paula; Zelzer, Maria: Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden. Ein Gedenkbuch, herausgegeben von der Stadt Stuttgart. Stuttgart 1964
- Caspar-Filser, Maria; Kerkovius Ida; Hildebrandt-Uhlmann, Lily: In: Nagel, Gert K.: Schwäbisches Künstlerlexikon vom Barock bis zur Gegenwart. München 1986
- Martens, Luise H.: In: Schwaben sehen Schwaben. A. a. O.
- Nagel, Hanna: Fischer-Nagel, Irene (Hrsg): Ich zeichne, weil es mein Leben ist. Karlsruhe 1977
- Schumann, Clara: Borchardt Beatrix: Clara Schumann. Ihr Leben. Berlin 1991
- Nancy B. Reich: Clara Schumann. Romantik als Schicksal. Hamburg 1991
- Simanowitz, Ludovike: Fiege, Gerhard: Ludovike Simanowitz. Eine schwäbische Malerin zwischen Revolution und Restauration. Marbach 1991
- Viardot-Garcia, Pauline: Fitzlyon, A.: The price of a Genius. A life of Pauline Viardot. London 1964
- Zumsteeg, Emilie: Riepl-Schmidt, a. a. O.

Luise Duttenhofer (1776–1829)

Schwarzweiße Eindeutigkeit

Das Silhouettieren betrieb die gute Gesellschaft des 18. Jahrhunderts so beiläufig, wie die armen Leute das Singen bei der Arbeit. Der Scherenschnitt ist nie zu einer Kunstgattung von Rang erhoben worden, und wenn man nicht, wie Adele Schopenhauer, im Umkreis eines bedeutenden Mannes wie Goethe lebte, war die Chance gering, mit Werken dieses Genres auf die Nachwelt zu kommen.

Mit wenigen Ausnahmen – der eleganten und lasziven Porträtkunst etwa des Genfer Scherschneiders Jean Huber – zeigt die Geschichte dieser Kunst verspielte Ornamente, idyllische Fabelszenen, karikierende Profile und Illustrationen zu literarischen Werken. Im 18. Jahrhundert allerdings hatten die physiognomischen Studien Lavaters jedermann dazu bevollmächtigt, das Konterfei seines Nachbarn zu taxieren. Mit allerlei technischen Hilfsmitteln ausgerüstet, mit Silhouettierstuhl, Storchenschnabel und Lampe, profilierte sich die dilettierende Gesellschaft als Schatten gegenseitig und unablässig vor der weißen Wand.

Diese Kunst der Physiognomie beherrschte die Stuttgarter Scherschneiderin Luise Duttenhofer vollkommen; kaum eine namhafte Persönlichkeit Deutschlands, wann irgend sie einmal Stuttgart passierte, die nicht ihre Schere geschnappt hätte. Doch stehen die Großen, die sie porträtierte: Goethe, Schiller, J. H. Voß, J. Ch. F. Haug, Friedrich Rückert, Uhland, Schelling, Dannecker, Angelika Kauffmann, Sulpiz Boisserée und immer wieder Matthisson nie einsam und heroisch vor dem weißen Himmel des Papiers. Sie bewegen sich vielmehr in einem Ambiente, das sie auf ein menschliches Maß zurückbringt. Das Milieu umgibt die Figuren als das Gewand der Zeit, in der sie leben und die sie bedingt.

Denn Luise Duttenhofers Kunstvermögen erprobt sich vor allem auch an den Situationen des bürgerlichen Familienlebens, die einen breiten Raum in ihrem Schaffen einnehmen. Die Tätigkeit des Mannes, der Tod der Kinder (von sieben überlebten nur drei die frühe Kindheit), das Spiel von Mutter und Kind variiert sie so häufig wie alles

übrige banale Treiben im und ums Haus; das Bügeln und Flickeln, das Waschen und Sticken, das Kehren, Schaufeln und Lastentragen, die Tante, die Nachbarin, die Diener, ihre Herren, der Pfarrer, die Feste – das alles sind Themen der über tausend Scherenschnitte, die von der außerordentlich produktiven Künstlerin erhalten geblieben sind.

Malerin zu werden, war der erste Traum der Luise Duttenhofer gewesen, der Tochter einer wenig begüterten Familie aus dem württembergischen Waiblingen, wo sie am 5. April 1776 geboren wurde. Nachdem ihr der Wunsch nach einer Ausbildung an der Kunstakademie in Stuttgart, wo zu Beginn des 19. Jahrhunderts Danneckers Klassizismus dominierte, als eine Ungeheuerlichkeit verwiesen worden war, mußte sie ihr Talent an jener unscheinbarsten aller Kunstgattungen, dem Scherenschnitt, üben.

Aus der Resignation erwachsen ihr Fähigkeiten, die selbst bei klugen Frauen sonst selten anzutreffen sind: Sinn für den Witz, Gespür fürs Komische, Mut zur Satire. Die wenigen, die bislang über sie geschrieben haben, waren denn auch stets bemüht, den Zynismus als die unweiblichste aller den Frauen zugestandenen Unarten hinwegzudisputieren, indem sie die Lieblichkeit ihrer Motive und die Zierlichkeit ihrer Linien lobten. So verhalten sich noch heute die Kenner gegen diese Künstlerin wie schon Mörikes Tante Neuffer, die die Schönheit der Scherenschnitte zwar zugab, »aber später nicht mehr gut auf sie [die Duttenhofer] zu sprechen war; allem nach wurde sie durch den satyrischen Humor der Frau verletzt«.

Die Scherenschnitte der Luise Duttenhofer sind die sprechenden Glossen zu einer allerdings nur alltäglichen Biographie. In ihnen erscheinen ebenso die trivialen Freuden und Leiden einer Mutter von sieben Kindern wie die amüsierte Anteilnahme am beruflichen Erfolg des mäßig begabten Ehemannes, den sie in ihren Briefen wohlwollend leidenschaftslos den »Hausfreund« nennt. Den Kupferstecher Christian Duttenhofer hatte die Fünfundzwanzigjährige 1804 geheiratet und sogleich nach der Hochzeit mit ihm die für Künstler obligate einjährige Bildungsreise nach Rom unternommen. Der Kunst des Gatten hat der Anblick der Antike wenig genutzt; er blieb der Handwerker, der seine Familie mit Serien von Stadtpanoramen, mit Illustrationen zu Cottas »Taschenbuch für Gartenfreunde«, mit Abbildungen zu Humboldts Reisebüchern ernährte, und der den Höhepunkt seines Erfolges darin erblicken durfte, Stiche der Pläne Boissereés für den Kölner Dom zu liefern.

Luise Duttenhofer aber hat in Rom erst ihre Sprache gefunden. Die häuslichen Szenen nämlich wären ohne die Erfahrungen der Antike Genrebilder des biedermeierlichen Bürgertums geblieben, deren elegante Geste, deren karikierender Trotz wohl einmal einen Kunst-

freund hätten entzücken können. Zu einem zu Unrecht vergessenen Kommentar des privaten und kulturellen Lebens der Zeit aber konnten sie erst werden, als Luise Duttenhofer sich der antiken Mythologie zu bedienen wußte.

In den wenigen erhaltenen Briefen befließigt sich Luise Duttenhofer gegenüber dem Ehemann einer gewissen resignierten Willfährigkeit. Diese Haltung mag aus der Unzufriedenheit darüber entstanden sein, daß ihr selbst die Ausübung eines künstlerischen Berufes verwehrt worden war. Stellvertretend lastet sie nun dem Gatten die Schuld für eine Benachteiligung an, die damals nur allzu normal war. Immerhin vermochte das beschränkte Talent des Mannes ihr die Notwendigkeit einer Bevorzugung nicht recht sinnfällig zu machen. In den Scherenschnitten, die – ein nicht seltenes Motiv in ihrem Werk – den Gatten porträtieren, behandelt ihn die Künstlerin dennoch stets mit gelassenem Humor. Lediglich einige mythologische Szenen mögen versteckt ihren Groll über die Ungleichheit des Paares ausdrücken: etwa jene Szene, in der Amor der Psyche, als welche sich Luise Duttenhofer gern selbst darstellt, die Flügel stutzt, ihr also Freiheit und Beweglichkeit rauben will. Verräterisch wird das kleine Werk vor allem, wenn man es einem anderen gegenüberstellt, auf dem Psyche einem Mann mit den Zügen und den Zeichenutensilien Christian Duttenhofers Flügel an die Fersen heftet, um ihn, einem Merkur gleich, in die Welt hinauszusenden.

Jedenfalls hat Luise Duttenhofer die Zurücksetzung nie ganz verwunden und keine Möglichkeit vorübergehen lassen, ihr Talent zu üben. Noch kurz vor ihrem Tode am 16. Mai 1829 schreibt sie von einer Reise nach München an eine Freundin: »In der Akademie, wo ich nach Antiken zeichnen wollte – denn in der Gerumpel Kammer von Danekers Parterre, kann man es nicht ordentlich, ist es (. . .) nur Künstlerinnen von Profession erlaubt, aber ich zweifle ob es einem Thadädl wie ich, zu hospizieren vergönnt ist. Da ich nun, was meine Zwecke sind das meiste selbst ausmitteln muß und ich mein Terrein noch nicht kenne so dürfte ich wohl, trotz der Männer ihrer Galanterie, die um kein Haar anders ist als bey uns, wohl noch ein schön Stük Arbeit vor mir haben.«

Die Münchener Reise war nach der Hochzeitsreise nach Rom die erste größere Fahrt in eine Kunststadt, die die über Fünfzigjährige mit Herzklopfen und Neugier antrat. Bis dorthin mußte sie, wie der Brief berichtet, in der »Gerumpel Kammer« Danneckers ihre Studien treiben.

Johann Heinrich Dannecker (1758–1841), als Schüler der Stuttgarter Karlsschule Freund Schillers, dessen Büste er 1794 schuf, war bei einem Aufenthalt in Rom unter den Einfluß Canovas geraten. Von

ihm übernimmt Luise Duttenhofer für manche Figuren die gelängte, schwere, müde Linienführung, wie sie der Klassizismus liebt. Dannecker mag der einzige Umgang der Künstlerin gewesen sein, der ihrem Schönheitssinn, der für ihre Umgebung nichts als einen weiblichen Spieltrieb zu befriedigen schien, Stoff und Formgefühl vermitteln konnte. Es kennzeichnet den Anspruch, den Luise Duttenhofer an sich selbst stellt, wenn sie ihr bescheidenes Metier, das jedermann sonst für eine Liebhaberei nahm, an den Ambitionen eines Bildhauers von europäischem Rang maß.

Dannecker wird die Tendenz ihrer Kunst, die sich in dem einen frühen Jahr in Rom entwickelt hatte, nämlich vor allem sich im Formenschatz der antiken Mythologie zu bewegen, sicherlich bekräftigt haben. Doch ist Luise Duttenhofer keine Illustratrin abgelebter und abgestandener Bildungsgüter. Die Motive der Antike dienen ihr als Zeichen, mit denen sie den bürgerlichen Szenen ihres Alltags Bedeutung verleiht. Aus ihm fließt ihr die Energie der Arbeit zu, er liefert den Stoff, die Antike ist, neben einer anspielungsreichen Komposition, lediglich die Sprache, in der sie die Erfahrungen formuliert.

Als Stern in der Gesellschaft, die bei Rapp und Hartmann verkehrte, durfte sich der Modedichter Friedrich Matthisson (1761–1831) fühlen, an dem, wie an keinem anderen, Luise Duttenhofer ihren Spott ausläßt. Matthissons Ruhm fällt in die Zeit der Jugend der Künstlerin. Damals war die dritte Auflage seiner Jugendgedichte von Schiller, mit dem er sich in Ludwigsburg 1794 angefreundet und den er bald darauf in Jena wieder besucht hatte, in einer emphatischen Rezension gefeiert worden.

Solcher Autorität konnte ein junges Mädchen nicht widerstehen; Luise Duttenhofer bewunderte den Dichter, solange sie ihn nicht kannte, und widmete ihm ein eigenes Album mit Scherenschnitten. Hier sah Matthisson die Initiale seines Namens in barocker und zugleich mädchenhafter Manier schön gezogen, von Schmetterlingen geziert und von Puttos und Genien getragen. Als der eitle Poet sich jedoch in Stuttgart niederließ und sich durch Schmeicheleien allerlei Hofämter und Ehren erwarb – 1809 erhielt er Adelstitel und Wappen, 1811 wurde er Mitglied der Hoftheaterintendanz und Vorstand der Hof- und Staatsbibliothek –, wehrte sich der gerade Sinn der Duttenhofer gegen soviel Liebedienerei. In einem ihrer berühmtesten Scherenschnitte charakterisiert Luise Duttenhofer Matthissons epigonales Verhältnis zu Schiller. Auf dem Bild, das ihn zusammen mit dem großen Dichter zeigt, rückt er sich Auge in Auge mit dem großen Geist und bildet gar sein spitznasiges Profil mit dem Doppelkinn dem Adlerprofil des Meisters nach. Danneckers Schillerbüste verbindet sich mit einem hohen Schrank zur Hermensäule, die seit alters die

Weggabelung zwischen Verkennung und höchstem Ruhm symbolisch markierte. Das realistische Detail der Schlüssel bereichert die kunsthistorische Anspielung, darf man doch im Schrank den Tresor, wenn nicht gar den Sarg der Poesie des großen Dramatikers vermuten. Das schmale Bildchen an der Wand, das sich zunächst wie eine schulmädchenhafte Zutat ausnimmt, zeigt die mächtige Katze, von Mäusen zu Grabe getragen, die nun ihren Tanz beginnen können. Daß er sich nicht zu den ästhetischen Höhen des Vorbildes erheben wird, zeigen die Utensilien des bürgerlichen Wohllebens auf Matthissons Arbeitstisch und sein gemütlicher Pudel unter ihm.

Die geistreichen Scherenschnitte von Luise Duttenhofer, als sogenannte »Psaligraphien« aus der freien Hand, und zwar mit gefaltetem Papier spiegelbildlich geschnitten, wurden unter den Freunden von Hand zu Hand gegeben, ihr Ruhm von Mund zu Mund verbreitet. Öffentliche Bedeutung hatten sie kaum. Die Besprechung zweier Ausstellungen, an denen sie 1812 und 1824 teilnahm, im »Morgenblatt für gebildete Stände« erwähnen sie am Rande. Auch Goethe, zu dessen Übersetzung des Gedichtes »Charon« sie eine Illustration schnitt, bedachte sie nur mit einem gutmütigen Kompliment. Scherenschnitte gehörten zum geselligen Vergnügen des privaten Daseins, sie zählten nicht zu den anerkannten Werken der öffentlichen Kunst. Für diese allein waren die ernsten und großen Werke aufgespart. Die Statuen waren aus Marmor oder Gips, in denen das Jahrhundert sich verherrlichte, und sie mochten sich nicht umsehen nach den Schatten, die ihrer spotteten.

Bibliographie

- Scherenschnitte von Luise Duttenhofer. Faksimile-Druck von 147 Tafeln aus der Sammlung im Schiller-Nationalmuseum-Deutsches Literaturarchiv in Marbach. Hrsg. von Fiege, Gertrud, und Rühl, Hans. Aarau, Stuttgart 1978
- Koschlig, Manfred: Die Schatten der Luise Duttenhofer. Eine Auswahl von 147 Scherenschnitten. Schiller-Nationalmuseum. Marbach 1968
- Schlaffer, Hannelore: Luise Duttenhofer. Scherenschnitte. Frankfurt (Insel-Tb) 1986

Josephine Lang (1815–1880)

Liederkomponistin und Professorengattin

Josephine Langs Künstlerbiographie ist zugleich außergewöhnlich und exemplarisch für eine komponierende Frau im 19. Jahrhundert. Einen ersten Hinweis darauf bietet die Inschrift auf ihrem und ihres Gatten Grabstein auf dem Tübinger Stadtfriedhof: »Christian Reinhold/KÖSTLIN/Doctor der Rechte/o. ö. Professor an der Universität Tübingen/geb. 29. Jan. 1813. gest. 14. Sept. 1856./zu Tübingen / – / Josefine Caroline/geb. LANG/Liedercomponistin/geb. 14. März 1815. zu München/gest. 2. Dez. 1880. zu Tübingen.«

Josephine ist hier eine eigene Berufsbezeichnung zugestanden worden. Aber was ist eine Liederkomponistin? Hat sie denn ausschließlich Lieder komponiert? Wenn ja, warum? Doch von vorn . . .

Josephine Lang ist die Musik in die Wiege gelegt worden. Ihre Mutter, Regina Hitzelberger (1788–1824), war Sängerin, ihr Vater, Theobald Lang (1783–1839), Geiger und Hofmusikdirektor. Ihre sechs Tanten und ihre Großmutter mütterlicherseits waren Sängerinnen, ihre Großväter und ein Großonkel Instrumentalisten. Von ihren beiden Brüdern wurde einer, Ferdinand, Schauspieler wie die Großmutter väterlicherseits, der andere, Anton, Pianist. Daß Josephine ebenfalls Musikerin wurde, scheint also beinahe selbstverständlich; eine andere Berufswahl hätte eher überrascht. Aber was sie unter diesen Voraussetzungen mit ihrer offenbar überreichen Begabung anfang, verdient eine nähere Betrachtung.

Regina Hitzelberger hatte vor ihrer Heirat eine große Karriere gemacht. Napoleon I. und Ludwig XVI. wollten sie an die Pariser Oper holen. Aber Theobald Lang verhinderte das, und »sie entsagte auf Wunsch des sorglichen Gatten dem Bühnenleben, dessen Aufregungen ihre zarte Konstitution und ihr weiches, feinführendes Gemüt nicht gewachsen waren«.¹ Dies Zeugnis ihres Enkels Heinrich Anton Köstlin mutet seltsam an, denn vor ihrer Ehe war sie dem Bühnenleben ja offenbar durchaus gewachsen gewesen.

Regina gebar ihr drittes Kind, Josephine, am 14. März 1815 in München. Es soll die »zarte Konstitution« der Mutter geerbt haben

und wurde von Anfang an nur das »Angstkind« genannt. Theobald Lang verbot ihr sogar den Schulbesuch und engagierte einen Hauslehrer, dessen Unterricht aber wohl eher mangelhaft war. 1824 starb Josephines Mutter, und die Neunjährige kam vorübergehend zu ihrer Großmutter. Bald heiratete der Vater wieder. Seine zweite Frau Therese Seligmann kümmerte sich darum, daß Josephine Privatunterricht in Zeichnen, Tanzen, Französisch und Klavierspiel erhielt. Der Klavierlehrer war offenbar mit dem Unterrichten dieses hochbegabten Kindes völlig überfordert. Er zog es vor, während der Stunden zu schlafen, und überließ seine Schülerin sich selbst. Ihre nächste Lehrerin, die Hofpianistin Berlinghoff, muß ihr immerhin eine solide Klaviertechnik vermittelt haben, wenn das Repertoire sich auch auf Virtuosennummern und Bravourstückchen beschränkte. Josephine debütierte 1827 in der Münchner Gesellschaft »Das Museum«, wurde schlagartig bekannt in der Stadt und galt fortan als Wunderkind. Ihr frischer Ruhm bescherte ihr die Bekanntschaft einer Reihe Münchner Intellektueller und Künstler, die ihren Vater drängten, er solle seine Tochter doch endlich ernsthaft studieren lassen. Johann Nepomuk Hummel, der in Weimar lebte und noch Schüler Mozarts gewesen war, wurde in Betracht gezogen. Aber es wurde nichts daraus, nicht nur wegen der Kosten, sondern auch weil der Vater die Tochter nicht gehen lassen wollte.

Der so zärtlich besorgte Vater fand aber offensichtlich nichts dabei, daß sein nunmehr zwölfjähriges »Angstkind« fortan bis zu acht Stunden täglich Klavier- und Gesangsunterricht gab, ein Pensum, das selbst Erwachsenen zu schaffen macht. In jener Zeit fing sie auch zu komponieren an. Angesichts ihrer mangelhaften Allgemeinbildung und ihres frühen Eintritts in ein zehrendes Berufsleben weckt Erstaunen, welch sicheres Gespür sie für Qualität und Eignung eines Gedichtes besaß. »Wenn sie ein Gedicht las, das sie ansprach, gestaltete es sich schon . . . zu Musik in ihr . . . Sie sang diese Sachen ihren begeistertsten Schülerinnen vor und von allen Seiten wurde sie nun ermuntert, angeregt, gedrängt, getrieben. So war schon eine ganze Sammlung zustande gekommen, aber nur auf fliegenden Blättern höchst mangelhaft notiert. Ihre Zeit war an Fremde verkauft – aber ihre musikalische Seele schaffte und wirkte unbekümmert um alles, was um sie her vorging.«² Und die Lieder dieses Kindes fanden bei Fachleuten hohe Anerkennung!

Mit fünfzehn Jahren lernte Josephine Lang Felix Mendelssohn-Bartholdy kennen, der sich auf der Rückreise von Italien für einige Monate in München aufhielt. Er gab ihr, solange er da war, täglich Unterricht in Generalbaß, einer der Grundtechniken des kompositorischen Handwerks, und machte sie mit den Werken von Bach,

Mozart und Beethoven bekannt, aber auch den Werken der großen Literaten der Zeit: Goethe, Heine, Brentano, Lenau, Uhland – für seine Schülerin eine Offenbarung. »Sein Geist brachte mir Licht, sein Schaffen gab mir ein Ideal«, stellte sie fest.³ Wie muß sie danach gehungert haben! Aber auch Mendelssohn war seinerseits von seiner jungen Schülerin beeindruckt und bot ihr an, sie in sein Elternhaus nach Berlin zu bringen, wo sie bei seiner Schwester Fanny Klavier und bei Carl Friedrich Zelter Komposition hätte studieren können – und zwar unentgeltlich. Aber die Besitzansprüche des Vaters verhinderten wiederum, daß Josephine ihre Chance wahrnehmen konnte, ebenso einige Jahre später eine bereits bis in alle Einzelheiten vorbereitete Übersiedlung nach Wien. So blieb Josephines Ausbildung Stückwerk; als Sängerin gar war sie wohl gänzlich Autodidaktin. Ihre Lieder fanden viel Anerkennung; selbst Robert Schumann kommentierte ihre Heine-Vertonung »Das Traumbild« sehr beifällig. Die Gesellschaft wollte auch nichts als Lieder von ihr. In diesem Genre kannte sie sich als Sängerin und Pianistin aus; und so hat sie sich damals nicht an anderen Kompositionsformen versucht. Dazu kommt, daß ihre Lieder für sie eine Art Tagebuch waren, in denen sie alles verarbeitete, was sie bewegte und umtrieb. Sie waren also mit ihrem persönlichen Leben eng verknüpft und erfüllten eine unverzichtbare Funktion für sie, ihr Leben lang.

1835 bewarb sich Josephine Lang um eine feste Anstellung als Kirchensängerin bei Hofe. Dabei ging es ihr ebenso darum, mehr über Musikgeschichte, Harmonielehre und Instrumentationskunde zu lernen, wie darum, ein festes Einkommen zu haben. Die Existenz einer freischaffenden Komponistin und Pianistin war allzu unsicher. Josephine war nun zwanzig Jahre alt; ihre Attraktivität als Wunderkind war verblaßt, und sie bekam nun die Bigotterie der Gesellschaft des Biedermeier zu spüren. War sie als klavierspielendes und singendes Mädchen einem romantischen Ideal entgegengekommen und entsprechend in den Himmel gehoben worden, so galt die selbständige Tätigkeit der jungen Frau im heiratsfähigen Alter auf einmal als anstößig und zog alle Vorurteile auf sich, die damals (wie heute) en vogue waren. Diese Geringschätzung drückte sich auch in der Tatsache aus, daß sie die Anstellung zwar erhielt, aber zunächst und auf fünf Jahre ohne Bezahlung. Erst 1840 wurde sie »Wirkliche königliche Hofsängerin«! Und ob wenigstens ihr Wissensdurst gestillt wurde, ist nicht bezeugt.

Theobald Lang starb 1839. Von da an mußte Josephine für den Unterhalt ihrer Stiefmutter und Stiefgeschwister aufkommen. 1840 lernte sie den Tübinger Juristen Christian Reinhold Köstlin kennen. Die beiden verliebten sich ineinander und heirateten 1842, obwohl des

Bräutigams viel höheres gesellschaftliches Ansehen und beider unterschiedliche Konfession ihn zunächst zögern ließen. Aber Köstlin senior, evangelischer Pfarrer und Theologieprofessor, war beweglich genug, die nicht ganz standesgemäße Schwiegertochter und eine ökumenische Trauung zu akzeptieren. So zog Josephine nach Tübingen. Die Zeit der aufblühenden Liebe war auch eine reicher kompositorischer Produktion. Köstlin verlieh seinen Gefühlen in Gedichten in bester schwäbischer Poetenmanier Ausdruck, die Josephine vertonte. Eine Auswahl davon widmete sie Felix Mendelssohn-Bartholdy, der sich enthusiastisch bedankte. Er, der der musikalischen Produktivität seiner eigenen Schwester so ambivalent und eifersüchtig gegenüberstand, beschwor Köstlin, seine Braut nur ja zum Komponieren anzuhalten. Aber daraus wurde nichts.

Als Professorengattin hatte sie andere Aufgaben. Köstlins führten ein offenes Haus; in ihrem Gartenhäuschen traf sich das ganze intellektuelle Tübingen. Josephine gebar sechs Kinder, von denen eines schwerbehindert war und ständiger Pflege bedurfte. So wurden ihre musikalischen Aktivitäten radikal beschnitten; und sie sang, spielte und komponierte nur mehr zur Erbauung der Familie, die in dieser Reduktion freilich keinen Verlust erblickte. Berufsmäßiges Komponieren wäre nun ohnehin nicht mehr standesgemäß gewesen. Erst die Not erzwang wieder eine Wende.

Christian Köstlin zog sich ein Halsleiden zu, mußte seine Professur aufgeben und starb bereits 1856. Josephine blieb mit den unmündigen Kindern und der Notwendigkeit, die Familie zu ernähren, zurück; die Witwenpension reichte bei weitem nicht aus. Sie begann wieder zu unterrichten und wurde rasch eine der gefragtesten Klavierlehrerinnen Württembergs; selbst zwei herzogliche Prinzen fanden sich unter ihren Schülern. Sie begann auch wieder zu komponieren. Allerdings wollte sich zunächst kein Verleger finden.

Nach fünfzehn Jahren »Familienpause« hatte die musikalische Welt sie vergessen. Lieder waren überhaupt nicht mehr so gefragt; andere Komponisten hatten diese Gattung nach 1848 allmählich aufgegeben. Und dann schrieb Josephine – ihrer Gewohnheit treu, ihre Kompositionen als Tagebuchblätter anzusehen – nun auch andere Lieder, die nicht mehr von jungem Liebesglück handelten und in hellen Farben sprühten; jetzt redeten sie von Leid, und die Moll-Tonarten kamen häufig vor. Erst nach 1860 scheint sie mit dem Verlag Kistner in Leipzig, mit Simrock in Bonn und Eber und Zumsteeg in Stuttgart ins Geschäft gekommen zu sein. Sie veröffentlichte neue Lieder vermischt mit alten, denn es fiel ihr schwer, wieder zur früheren Produktivität und zum gewohnten Niveau zurückzufinden. Als 1862 einer ihrer besten Freunde, Ludwig Uhland, starb, schrieb sie erstmals eine

Komposition, die kein Lied war: ein Phantasiestück für Klavier, »Elegie auf den Tod Ludwig Uhlands« op. 31. Um die gleiche Zeit mußte sie ihren Sohn Felix, der seit drei Jahren vermutlich an paranoider Schizophrenie litt, in eine Heilanstalt geben. Dort kam er 1868 bei einem Brand als einziger ums Leben; möglicherweise hatte er selbst den Brand in selbstmörderischer Absicht gelegt. Danach hat Josephine zwei Jahre lang nichts produziert. Und als sie das Komponieren wieder aufnahm, hatte es seine Tagebuchfunktion und damit seine Kraft eingebüßt. 1873 und 1880 starben ihr noch zwei Söhne weg, Theobald und Eugen. Das war zuviel. Am 2. Dezember 1880 ging auch sie, 65 Jahre alt, in die andere Welt hinüber.

Josephine Lang bewegte sich durchaus im Rahmen des Terrains, das die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts ihr zugestand. Der Beruf der Sängerin war ohnehin – seit die Kastraten aus der Mode gekommen waren – unumstritten, und auch das Klavierspielen galt als weiblich. Heikler war es schon mit dem Komponieren. Ihre öffentliche Tätigkeit gab sie mit der Ehe auf und begann erst als Witwe wieder. Man könnte nun Josephines Beschränkung auf das Klavierlied und wenige Kompositionen für Klavier ebenfalls als Zugeständnis an den Zeitgeist auffassen. Möglicherweise ist sie aber doch auch auf ihre rudimentäre Ausbildung zurückzuführen. Zwar bescheinigte ihr Mendelssohn, dessen Urteil in diesem Punkt Gewicht hat, solide Kenntnisse in Satztechnik. Doch hatte sie nie Gelegenheit, unter Anleitung mit größeren Formen zu experimentieren. Daß sie selbst da einen Mangel empfand, dafür spricht ihr Verlangen nach Weiterbildung, das im Zusammenhang ihrer Bewerbung als Hofsängerin zum Ausdruck kam. Clara Wieck-Schumann, deren Lebensweg verblüffende Parallelen zu dem Josephines aufweist, hat zwar durchaus auch großformatige Kammer- und Orchestermusik geschrieben; allerdings produzierte auch sie vorrangig zum eigenen Gebrauch. Darin drückt sich sicherlich auch eine der gesellschaftlichen Beschränkungen aus, denen das kompositorische Schaffen von Frauen damals (und nicht nur damals) unterworfen war.

Dennoch und trotz aller Begrenzungen war Josephine in ihrer ureigenen Gattung, dem Klavierlied, eine Meisterin. Sie emanzipierte sich früh vom Primat des Textes über die Musik, und die musikalische Komponente ihrer Lieder kommentiert, präzisiert und definiert die poetische so gut wie in Schuberts oder Mendelssohns Liedern. 1841 erschien in der als konservativ geltenden Allgemeinen Musikalischen Zeitung eine Besprechung ihrer Lieder op. 9 und op. 18, in der es heißt: »Die Musik ist in neuer Gesangesart, in dieser gewandt und erfüllt von jener leidenschaftlichen Drängnis, welche die Umdämmerung liebt. Es ist ein Ringen zwischen Natur und Gesuchtheit darin

fühlbar, das an den alten Kampf Neptun's mit der Minerva erinnert.«⁴ Mag also aus heutiger Sicht Josephines Kompositionsweise Experimenten eher abhold erscheinen, so war sie doch in der Sicht des Rezensenten die einer Vertreterin der Avantgarde, einer »neuen Gesangsart«, einer »Pionierin der Liedgeschichte«.⁵ Josephine Langs künstlerische Verdienste werden allmählich von der Musikwissenschaft (einer der konservativsten und patriarchalischsten Disziplinen) anerkannt. Aber so kühn und unbekümmert sie als Komponistin war, so angepaßt verhielt sie sich in der Gestaltung ihres Lebensweges. Sie ist bis an die ihr vorgegebenen Grenzen gegangen, aber nie darüber hinaus. Es ließe sich darüber spekulieren, was die Apostrophierung als »Angstkind«, der Rückzug der Mutter vom Bühnenleben, ihr früher Tod und die geradezu verantwortungslos besitzergreifende »Liebe« des Vaters (heute würde man das Overprotection nennen) für die Ausprägung ihres Selbstbildes bedeuteten. Bei Betrachtung ihres Lebensweges stellt sich ein Gefühl des Scheiterns ein. Das stimmt traurig. Auch die ungewöhnliche Anerkennung, die ihr in gewissen Phasen ihres Lebens zuteil wurde, wie die Verbreitung, die ihre Lieder, die größtenteils gedruckt wurden, fanden, löschen das nicht aus.

Anmerkungen

- 1 Köstlin, Heinrich Anton: Josephine Lang. Leipzig 1881, S. 53.
- 2 Hiller, Ferdinand: Aus dem Tonleben unserer Zeit II. Leipzig 1868, S. 124.
- 3 Köstlin, a. a. O. S. 58.
- 4 Allgemeine Musikalische Zeitung, Jahrgang 43/1841, Spalte 1042. Leipzig (Breitkopf & Härtel) 1841.
- 5 Dürr, Walther: Josephine Lang – Leben und Werk. Ms. (Referat, gehalten auf dem Symposium »Frau und Musik« in Tübingen am 18. Mai 1991).

Bibliographie

- Blume, Friedrich (Hrsg.): Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Band 8. Kassel 1960, Sp. 179
- Lustnauer, Katrin: Komponistinnen im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Aachen 1983
- Olivier, Antje und Weingart-Perschel, Karin: Komponistinnen von A-Z. Düsseldorf 1981
- Schumacher, Bettina: Die Situation der komponierenden Frau im deutschen Biedermeier. Frankfurt 1983
- Weissweiler, Eva: Komponistinnen aus 500 Jahren. Frankfurt 1981

Luise Adolpha LeBeau (1850–1927)

Von der hochbegabten Komponistin zur alten Jungfer

Gegen Ende ihrer Autobiographie, die im Jahre 1910 in Baden-Baden erschien, schrieb die 60jährige Komponistin über ihre Gegenwart: »Wer weiß, ob das, was jetzt so bejubelt wird, in fünfzig Jahren noch irgend etwas gilt! Es sind Erzeugnisse ruheloser Menschen, die keine Befriedigung in sich haben und die musikalischen Gourmands, die gestachelt und gezwickt sein wollen, weil ihrem verdorbenen Magen der Appetit für gesunde Kost fehlt, finden in den Äußerlichkeiten und der Klangduselei eine ihrem Lebenskatzenjammer verwandte Stimmung! – Das Neue in der Musik ist es nicht, was mich abstößt, sondern das Äußerliche. Ich verlange Innerlichkeit von der Musik; mehr Tiefe und Ernst auch in der Lebensauffassung, als heute von der Mehrzahl der Menschen angestrebt wird. Mit Schmerz denke ich oft an die Zukunft meines deutschen Vaterlandes, in dem der Luxus so sehr überhand nimmt; denn die Geschichte lehrt, daß er der Anfang ist vom Ende! Ja, ich fürchte, daß schwere Zeiten kommen müssen, um die Menschen wieder auf idealere Bahnen zu führen.«¹ Die Vermischung von Klarsichtigkeit mit Hochmut und einem altväterlichen Moralismus macht betroffen. Wer war diese Frau, Komponistin, die der Welt, in der sie lebte, so fremd gegenüberstand, daß sie sich bereits mit 53 Jahren aus ihr zurückzog, gleichwohl aber doch sich genötigt fühlte, diesen Schritt zu rechtfertigen, wovon ihre Lebensdarstellung beredtes Zeugnis ablegt.

Luise war das einzige Kind ihrer Eltern. Ihr Vater stammte aus einer alten Offiziersfamilie französisch-protestantischer Herkunft, war selbst Offizier und Abteilungsleiter im Badischen Kriegsministerium. Vor allem aber war er ein leidenschaftlicher Hobby-Musiker, komponierte, spielte Klavier, betätigte sich als Dirigent. Auch in der Familie seiner Frau gab es mehrere Musizierende. Die beiden lernten sich im Singverein in Karlsruhe kennen, heirateten und ließen sich in Rastatt nieder, wo Luise am 25. April 1850 zur Welt kam. Unabhängig von allen vorgegebenen Rollenmustern bestimmten die Eltern sie von Anfang an für die Laufbahn einer Musikerin.

Ebenso wie Josephine Lang ging auch Luise zunächst nicht zur Schule, sondern wurde ab Neujahr 1856 von ihren Eltern unterrichtet. Ihr Vater lehrte sie die Anfänge des Klavierspiels und der Harmonielehre. 1857 zog die Familie nach Mannheim um, wo Luise ab 1858 Geigenunterricht bei Carl Ripfel, einem Mitglied des Mannheimer Orchesters, erhielt. 1859 wohnte die Familie wieder in Rastatt, zog jedoch schon Ende des Jahres infolge Versetzung des Vaters wieder um, diesmal nach Karlsruhe. Dort erhielt Luise Geigenunterricht beim Hofmusikus Mittermayr. Ab Herbst 1863 schickten die Eltern Luise in eine Privatschule, damit sie Kenntnisse in Literatur und Sprachen erwerbe. Alle anderen Fächer unterrichtete weiterhin der Vater. 1865 wurde Luise konfirmiert, 1866 legte sie in der Schule ihr Examen ab.

Ab 1866 übernahm der Konzertpianist und Hofkapellmeister Wilhelm Kalliwoda ihre Ausbildung auf dem Klavier. Im Winter 1868/69 gab sie ihr erstes öffentliches Konzert: Mendelssohns Klavierkonzert in g-moll. Hierzu holte ihr Vater vorsichtshalber die Erlaubnis des Landesherrn ein, da sein unmittelbarer Vorgesetzter, der Kriegsminister, in bezug auf öffentliches Auftreten von Damen der Gesellschaft wenig tolerant war. Zu jener Zeit gab Luise auch auswärts hin und wieder Konzerte – so in Heidelberg, Rastatt, Augsburg, Basel –, wohin ihre Mutter sie stets begleitete. Im Sommer 1873 machte sie durch Vermittlung von Hermann Lewi Clara Schumann Bekanntschaft und begann, Unterricht bei ihr zu nehmen, wozu Luisens Eltern eigens eine Sommerwohnung in Baden-Baden mieteten. Clara und Luise kamen aber persönlich gar nicht miteinander zurecht. Enttäuscht brach Luise den Unterricht nach wenigen Stunden ab.

Im Winter 1873/74 hielt sich Luise mit ihrer Mutter eine zeitlang in München auf und lernte durch Hans von Bülow Melchior Ernst Sachs und Joseph Gabriel Rheinberger kennen, unternahm im Februar 1874 eine Tournee durch die Niederlande, und noch im gleichen Jahr zog die Familie – nach des Vaters Pensionierung – nach München um, um Luise weitere Ausbildung zu ermöglichen. 1876 wurde sie Schülerin Rheinbergers. Der nahm sonst keine weiblichen Schüler. Aber Luise erkannte er an. Sie hatte bereits im Winter 1866/67 zu komponieren begonnen und konnte dieser Begabung nun endlich ein solides Fundament zu ihrer Entwicklung geben. Ihre Münchner Kompositionen wurden meist sehr anerkennend beurteilt, voll Verwunderung, daß sie von einer Dame stammen. Im Mai 1882 gewann sie als einzige teilnehmende Frau den 1. Preis bei einem Wettbewerb für Cello-Kompositionen. Sie unternahm viele Konzertreisen, u. a. nach Karlsruhe und Rastatt, nach Weimar, Berlin, Leipzig, Salzburg (wo sie überrascht feststellte, daß es Frauen im sie begleitenden Orchester gab: nie sonst habe sie sich so einfühlsam begleitet gefühlt). In Wien schrieb

das Fremdenblatt (in seiner Ausgabe vom 27. November 1884) über sie: »Es ist merkwürdig, welche Logik in diesem Mädchenkopf steckt, über welche Hilfsmittel sie verfügt, wie männlich sie die musikalischen Formen beherrscht. Frl. LeBeau ist eine der besten Pianistinnen und ohne Zweifel die erste Komponistin unserer Zeit!« Der Mädchenkopf war inzwischen 34 Jahre alt und hatte längst begonnen, sich kritische Gedanken über das Verhältnis der Musikwelt zu musizierenden und komponierenden Frauen zu machen, angefangen bei dem Stoßseufzer: »Sopran können die Herren der Schöpfung freilich nicht singen. Darum legen sie einer Sängerin auch keine Steine in den Weg . . .«² Sie lamentierte jedoch nicht nur, sondern handelte. In der Ausgabe der »Deutschen Allgemeinen Musikzeitung« vom 1. November 1878 veröffentlichte sie einen Aufsatz »Über die musikalische Erziehung der weiblichen Jugend«. In München gründete sie eine Musikschule, wo sie Mädchen des gehobenen Bürgertums eine umfassende musikalische Bildung zu geben versuchte. Dabei konnte sie auf Erfahrungen aufbauen, die sie seit ihrem 18. Lebensjahr unterrichtend gesammelt hatte. Und sie beschäftigte sich mit den Werken anderer Komponistinnen und schrieb über »Komponistinnen des 18. Jahrhunderts« einen Aufsatz, der in der »Neuen Zeitschrift für Musik« erschien. Mit den Schattenseiten des Musiklebens – dem Klinkenputzen, Briefeschreiben, Leuten-die-Aufwartung-Machen, Besuche-Empfangen, Gesellschaften-Geben und -Besuchen, Zwängen, denen sie aufgrund ihrer Herkunft sich unterwerfen zu müssen glaubte, der Abhängigkeit von irgendwelchen Komitees, mit Heuchelei und Konkurrenz – kämpfte sie zeitlebens mit zunehmender Verbitterung, obwohl sie ungewöhnliche Erfolge zu verzeichnen hatte – nicht nur für eine Frau ungewöhnliche. Dessen ungeachtet fühlte sie sich immer mehr unverstanden und mochte deshalb nirgends bleiben. 1885 zog sie mit ihren Eltern nach Wiesbaden um, 1890 nach Berlin.

Die Möglichkeiten des Lernens, die ihr München bot, hatte sie genutzt. Sie hatte sich mit Wagner beschäftigt und – hinter Rheinbergers Rücken – Berlioz' Instrumentationslehre studiert. 1886 gab sie bei der Münchner Autorin Luise Hitz das Libretto zu einem Oratorium »Hadumoth« nach Viktor von Scheffel Roman »Ekkehard« in Auftrag. Die Komposition daran – in der sich nach Umfang der Besetzung und Kompositionstechnik Berlioz' Einfluß niederschlug – nahm die ganzen Wiesbadener Jahre in Anspruch.

1888 gab sie in Wiesbaden ein Konzert, das sie auch selbst veranstaltete – zugunsten eines Kaiser-Wilhelm-Denkmal (Wilhelm I. war 1887 gestorben).

In Berlin komponierte sie nichts. Sie stellte zusammen mit ihren Eltern in mühsamer Eigenarbeit mit Hilfe eines Tachographen das

Aufführungsmaterial zu »Hadumoth« her, da sie hierfür keinen Verleger fand. Sie hörte viele Konzerte und studierte die Werke verschiedener Komponisten in den Berliner Bibliotheken, sie ging in die Oper. Aber sie selbst gab immer weniger Konzerte. Es gelang ihr nicht, in Berlin Fuß zu fassen. (Unklar bleibt, warum sie überhaupt dorthin ziehen wollte, nachdem ihr Berlin schon beim ersten Aufenthalt sehr unsympathisch gewesen war.) Und Tourneen, auch anspruchsvolle und ehrenvolle Angebote, lehnte sie stets ab.

Sie hatte es nicht nötig, Geld zu verdienen, da sie ja immer noch mit ihren Eltern zusammenlebte und ihres Vaters Pension die Familie ernährte. Mit ihren Eltern unternahm sie Jahr für Jahr große Reisen, schon seit ihrer Kindheit, und lernte halb Europa kennen. Ihre Mutter führte ihr den Haushalt. Ihre Eltern unterstützten sie organisatorisch wie moralisch. Ihre Eltern gewährleisteten ihre finanzielle Unabhängigkeit. Luise blieb zeit ihres Lebens von ihnen abhängig. Und diese Abhängigkeit ging tief.

Im September 1893 zogen Luise und ihre Eltern wieder in die Heimat, nach Baden-Baden. Dort wurde endlich »Hadumoth« aufgeführt, am 19. November 1894, mit triumphalem Erfolg, am 29. März 1895 dann auch ihre Sinfonie op. 41, die viel Erstaunen auslöste: eine Sinfonie, diese klassische Großform, traute man einer Frau nun wirklich nicht zu! Am 24. November 1895 wurde »Hadumoth« in Konstanz aufgeführt; diese Aufführung wurde überregional beachtet und auch z. B. von den »Berliner Neuesten Nachrichten« besprochen – eine Genugtuung für Luise. Am 25. Februar 1898 wurde dann in Baden-Baden ihre sinfonische Dichtung »Hohenbaden« aufgeführt, weitere Aufführungen folgten; auch »Hadumoth« erfuhr weitere Aufführungen. In Baden-Baden wirkte Luise auch wieder in Kammermusikkonzerten mit und schrieb Rezensionen fürs »Badeblatt«. 1896 übernahm Luise die Haushaltsführung, da ihre Mutter zu hilflos wurde. Am 14. Oktober 1896 starb ihr Vater, am 17. Februar 1900 ihre Mutter. Danach zog sie sich aus dem Konzertwesen völlig zurück; sie begründete den Rückzug in ihrer Autobiographie damit, daß sie nicht in Gefälligkeitshandel und Intrigen verstrickt werden wollte.

1901 bis 1903 komponierte sie eine Märchenoper, »Der verzauberte Kalif« op. 55 nach Wilhelm Hauff; es gelang ihr aber nicht, eine Aufführung zu erwirken, was sie sehr kränkte. Danach komponierte sie so gut wie nichts mehr. 53jährig gab sie ihr musikalisches Schaffen auf. Eine Dozentenstelle für Harmonielehre lehnte sie ebenso ab wie die Gelegenheit, einige ihrer Werke zur Weltausstellung nach Chicago zu schicken, da sie niemandem mehr vertraute. Sie starb am 2. Juli 1927.

Kompositionstechnisch war sie voll und ganz auf der Höhe ihrer

Zeit. Sie hat in ihrer Münchner Zeit Berlioz' Instrumentation und Wagners Harmonik und Leitmotivtechnik studiert – damals revolutionäre Techniken – und wußte damit umzugehen. Sie arbeitete ebenso mit dem Konzept der Programmmusik und scheute weder vor großen Besetzungen noch vor umfangreichen Formen zurück. Sie besaß ein gesundes Selbstbewußtsein, und der Erfolg gab ihr recht. Ihr Oratorium »Ruth« z. B. ging für Jahrzehnte ins internationale Repertoire ein. Ihre Kompositionen wurden jeweils von renommierten Verlags-häusern gedruckt. Die Kritiker in den Musikmetropolen zollten ihr Anerkennung und gestanden ihr ausdrücklich die Maßstäbe für männliche Komponisten zu. Die Zwiespältigkeit dieses Lobes nahm sie aber wohl wahr und erzürnte sich darob. Gemeinsam mit der Münchner Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Luise Hitz setzte sie sich mit dem Thema der Benachteiligung von Frauen in der Musikwelt auseinander. Aufsätze und der »Privatmusikkurs für Töchter gebildeter Stände« waren die Früchte.

Daß sie sich nur an »Töchter gebildeter Stände« wandte, ist Ausdruck eines ausgeprägten Bildungsdünkels bei Luise, der im Laufe ihres Lebens immer stärker hervortrat und ihr die Kommunikation mit ihren Mitmenschen schwermachte. Und auch ihr Bewußtsein, als Frau unter Komponisten benachteiligt zu sein, verselbständigte sich trotz des Versuchs der theoretischen Aufarbeitung so, daß sie sich mehr und mehr zurückzog; und zwar begann diese Entwicklung gerade, als sie am meisten Erfolg hatte. »Es ist ein trauriges Phänomen, daß die in Deutschland wirkenden Komponistinnen dieser Zeit durch die arrogante Haltung vieler Konzertveranstalter und den verletzend-hämischen Unterton selbst der wohlwollendsten Rezensionen in eine Art Paranoia gedrängt wurden.«³ Und tatsächlich nahm die Diskriminierung im wilhelminischen Deutschland zu.

Der Umzug von München nach Wiesbaden war der erste in ihrem unruhigen Leben, der nicht mehr Aufbruch, sondern Rückzug bedeutete. Von da an klingen ihre Tagebuchnotizen zunehmend bitter, resigniert. Sie zog sich in ihr Schneckenhaus, sprach: in die Elternbeziehung zurück. Da wird deutlich, daß sie nie selbständig geworden war. Ihre ganze Existenz als Person wie als Künstlerin wurde von der Fürsorge der Eltern getragen. Sie hat nie allein hinstehen müssen. Sie hat sich nie selbst ernähren müssen. Sie ist nie herausgetreten aus der Eltern-Kind-Beziehung und hat nie tragfähige Beziehungen zu Menschen ihrer Generation geknüpft.

In dem Maß, in dem sie sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog, mangelte es ihr an Anregungen und schwand ihre Produktivität. Nach dem Tod der Eltern erlosch sie in beklemmender Konsequenz ganz. Und so taugt auch dieses in sich selbst zurückgebogene Leben nur

bedingt zum Vorbild für uns Heutige, die wir doch Vorbilder so dringend benötigen.

Anmerkungen

- 1 LeBeau, Luise Adolpha: Lebenserinnerungen einer Komponistin. Baden-Baden 1910, S. 278.
- 2 ebenda S. 102.
- 3 Weissweiler, Eva: Komponistinnen aus 500 Jahren. Frankfurt 1981, S. 289.

Bibliographie:

- Labell, Christa; Rau, Susanne: Komponistinnen des 19. Jahrhunderts. Bremen 1983
- LeBeau, Luise Adolpha: Lebenserinnerungen einer Komponistin. Baden-Baden 1910
- Olivier, Antje; Weingart-Perschel, Karin: Komponistinnen von A-Z. Düsseldorf 1981
- Stampa, Daniela: Die Problematik der komponierenden Frau in Westeuropa von den Anfängen des Christentums bis zur Gegenwart
- Weissweiler, Eva: Komponistinnen aus 500 Jahren. Frankfurt 1981

Helene Siegfried-Aichele (1867–1966)

Freiere Entwicklungsmöglichkeiten als die gegebenen Umstände gewähren

Als Helene Aichele am 18. Mai 1867 in Lörrach geboren wurde, entwickelte sich die Stadt langsam zu einem Ort mit einer gewissen Bedeutung für die Textilindustrie. Das lag nicht zuletzt daran, daß durch die Gründung des Deutschen Zollvereins Schweizer Unternehmer möglichst nahe der Grenze Tochterfabriken auf deutschem Gebiet errichteten, um nicht unter die neuen Zollbestimmungen zu fallen. Dazu kam, daß man durch die zumeist arme Bevölkerung im Wiesental billigere Arbeitskräfte erhalten konnte.

Von dieser Armut spürte Helene als Tochter eines Fabrikanten allerdings kaum etwas in ihrem Elternhaus; Albert Aichele verwaltete als Teilhaber den Chefposten der Firma Koechlin, Baumgartner und Compagnie, kurz KBC genannt, noch heute eine der führenden Stoffdruckfirmen in Europa. Die Eltern von Helene waren Schweizer Staatsangehörige.

Vom Wohlstand jener Familie zeugen noch heute die »obere« und die »untere« Villa Aichele in Lörrach. Die »obere« Villa (erbaut 1861) ist ein dem französischen Landhausstil nachempfundenes Haus in einem großzügig angelegten Park. Es gehört seit 1955 der Stadt. Im Eingangsbereich der Villa hängt eine fein empfundene Pastell-Zeichnung mit dem Porträt der jungen Helene. Sie muß eine anmutige Frau gewesen sein.

Über ihre Kinder-, Schul- und Jugendzeit ist praktisch nichts überliefert, wie überhaupt Fakten aus ihrem Leben sich kaum zusammentragen lassen.

1890, sie war 23 Jahre alt, heiratete sie in Partenkirchen den heute nicht mehr sehr bekannten Schweizer Schriftsteller Walter Siegfried. In Partenkirchen nahm das junge Paar dann auch eine Wohnung, und später zog man in ein eigenes Haus.

Jahre danach finden wir Helene Siegfried in Berlin, in der Hauptstadt des damaligen Deutschen Reiches, die mit ihrem vielfältigen kulturellen Leben die junge künstlerisch begabte Frau magisch anzog, und hier vermochte Helene Siegfried ihre vielseitige Begabung zu

entfalten. Der Musik galt ihre große Liebe. So nahm sie nicht nur Unterricht am Klavier, sondern ließ sich auch zur Konzertsängerin ausbilden. Und sie brachte es in Berlin, und das wollte schon etwas heißen, zu einer gefeierten Konzertsängerin.

Auch Helene Siegfrieds schriftstellerisches Talent darf nicht unerwähnt bleiben. Aufgeschlossen für alles Musische, nutzte sie ihre vielseitige Begabung, um sich ständig weiterzubilden. Sie wußte dabei um die der Tradition innewohnende Kraft; so widmete sie sich der Bibel und der Literatur der Klassik. Das mögen die Titel ihrer Bücher wie etwa »Weisheit und Schönheit der Bibel«, »Einkehr bei Gottfried Keller« oder »Goethe als Begleiter« beweisen. Nach und nach erschienen sechs Schriften von Helene Siegfried; dazu gehörte auch das Werk »Ralph Waldo Emerson, ein Weiser Amerikas spricht zu uns; Auszüge aus seinen Werken, zusammengestellt von Helene Siegfried und eingeleitet von Hans Hartmann«. In allen Publikationen bekundet sich ein kluges und selbständiges Denken.

Außerdem interessierte sich Helene Siegfried für Antiquitäten, und so stattete sie ihre Berliner Wohnung mit vielen alten Schätzen aus. Bald gingen dort bekannte Künstler ein und aus (u. a. der Tenor Caruso, der Komponist Richard Strauß und die Maler Arnold Böcklin und Franz von Lenbach); es entstand hier gleichsam ein geistiger und kultureller Mittelpunkt, dessen Seele zweifellos Helene Siegfried bildete in ihrer großzügigen und souveränen Art. Hier wurde nicht nur musiziert und gesungen, hier wurde auch über Literatur, Theater und bildende Kunst diskutiert, und das kulturelle Leben in der Reichshauptstadt bot immer wieder neue, vielfältige Anregungen, schon vor dem Ersten Weltkrieg und besonders in den zwanziger Jahren. Wie sehr sich Helene Siegfried in diesem großstädtischen Ambiente wohlfühlte, mag schon daraus hervorgehen, daß sie in Berlin blieb, bis ihre Wohnung im Zweiten Weltkrieg ausgebombt wurde. In den Jahren, in denen die Nationalsozialisten regierten, lebte sie ziemlich zurückgezogen; deren Ideologie paßte nicht in ihr humanistisches Weltbild. Über jene Jahre sprach sie nicht gern. Immerhin wußte sie eine Bleibe, in die sie sich zurückziehen konnte, nachdem ihr Domizil in Berlin den Bomben zum Opfer gefallen war: das Sommerhaus in Grafenhausen-Rothaus, das »Hüsli«.

Helene Siegfried hatte in Berlin nie die Verbindung zu ihrer südbadischen Heimat verloren. Stets verbrachte sie vor dem Ersten Weltkrieg die Sommermonate im Kurhaus in Rothaus. Dort genoß sie die Ruhe, sammelte neue Kräfte und fühlte sich so wohl, daß sie sich während des Sommeraufenthaltes im Jahr 1911 entschloß, sich in dieser Landschaft einen eigenen Sommersitz zu errichten. Sofort begann sie, ihre Idee in die Tat umzusetzen, ein Grundstück war bald

erworben, und 1912 wurde das »Hüsli« gebaut. Es sollte ein echtes Schwarzwaldhaus sein, und es wurde nach Frau Siegfrieds Vostellungen und Plänen realisiert; das bedeutete, daß es mit den alten benachbarten Höfen harmonieren sollte. Idyllisch in einer Waldwiese gelegen, von Tannen umgeben, besitzt das Haus ein weit heruntergezogenes Schindeldach, unter dem die Laubenumgänge Schutz finden. Den First krönt ein Türmchen, in dem die Betglocke hängt. Nicht nur im Äußeren war so ein schmuckes, geradezu beispielhaftes Schwarzwaldhaus entstanden, auch was die Inneneinrichtung betraf, setzte sich ihre originelle Denkweise mit Tatkraft durch. So suchte sie zunächst Wandverkleidungen, Türen, Decken oder Treppengeländer in alten Häusern aufzutreiben, was ihr vielfach gelang; fehlende Gegenstände ließ sie möglichst genau nachbilden.

Helene Siegfried war darauf bedacht, daß auch der Stil der Möbel und sonstigen Gegenstände dem Bau entspreche. So zog sie von Bauernhaus zu Bauernhaus, wobei es ihr gelang, vieles aufzukaufen; gelegentlich konnte sie auch etwas gegen neue Gegenstände tauschen. Noch im hohen Alter wußte Frau Siegfried köstliche Geschichtchen zu erzählen, was ihr auf ihren Streifzügen zugestoßen war. So habe man ihr zum Beispiel bedeutet, daß sie doch das Bauen sein lassen solle, wenn sie kein Geld habe, um neue Sachen zu kaufen, und selbst mit der Polizei sei sie in Berührung gekommen, als sie ein vergessenes, halb umgefallenes Bildstöckchen habe ohne Erlaubnis abholen lassen. Die peinliche Angelegenheit konnte jedoch gütlich beigelegt werden; noch heute steht das Bildstöckchen vor dem Haus.

Der unermüdliche Eifer, ja geradezu die Besessenheit Helene Siegfrieds machte es möglich, daß innerhalb kürzester Zeit, fast im Verlauf eines Sommers, ein bedeutender Teil der Einrichtung zusammengetragen werden konnte. Sicherlich hatte sie damals selbst nicht ahnen können, daß damit eine der bedeutenden Sammlungen alter Schwarzwälder Volkskunst entstanden war! Es war damals noch nicht üblich, sich für jene bäuerlichen Gegenstände zu interessieren, ihnen gar einen künstlerischen Wert zuzumessen. Helene Siegfried gebührt das Verdienst, die Bedeutung Schwarzwälder Volkskunst früh erkannt und damit viele Werke vor Verfall und Zerstörung gerettet zu haben. Weshalb sie diese Dinge so liebte? Sie fand, sie seien schön und praktisch zugleich, und in dieser Verbindung des ästhetischen und des zweckmäßigen Momentes sah sie den besonderen künstlerischen Wert.

Im »Hüsli« finden sich zum Beispiel Kachelöfen, von denen das Haus einige typische Exemplare birgt. Dazu kommen alte Schränke und andere Möbelstücke, Küchengeschirr aus Kupfer oder Zinn, nicht zu vergessen eine wundervolle Kollektion an Gläsern. Natürlich fehlt nicht der Herrgottswinkel mit einem Kruzifix, außerdem weitere

Plastiken von Heiligen und originelle Votivbilder. Die ganze Einrichtung ist harmonisch aufeinander abgestimmt, denn für Helene Siegfried sollte das »Hüsli« kein Museum darstellen, sondern es war die ihr gemäße Umgebung, in der sie sich wohlfühlte und in der sie leben wollte. Selbst der Flügel, ohne den sie nie sein konnte, mußte sich dem Ambiente anpassen. Da die schwarze Lackierung gestört hätte, wurde das Äußere des Instrumentes farblich dem Raum angepaßt.

Daß das »Hüsli« schließlich doch Museum wurde, verdankte es dem aufgeschlossenen Landrat des ehemaligen Kreises Hochschwarzwald, Alfred Mallebrein. Denn, als er von diesem Schatzhaus erfahren hatte, nahm er Kontakt mit der Besitzerin auf, und sein Bemühen sollte schließlich von Erfolg gekrönt sein. Die Mitglieder des Kreistages beschlossen 1958 nach einer Besichtigung des Hauses den Ankauf einstimmig. Frau Siegfried behielt das Wohnrecht bis zu ihrem Tod, war aber nun aller Sorgen ledig, für den Unterhalt des Hauses sorgen zu müssen. Noch mehrere Jahre konnte die alte Dame in unglaublicher geistiger Frische das von ihr so liebevoll gestaltete Zuhause, das ihr Heimat geworden war, genießen, ehe sie 1966 hochbetagt im Alter von 99 Jahren gestorben ist. Ihre letzte Ruhe fand sie im Familiengrab Aichele in Lörrach. Der damalige Kreis Hochschwarzwald aber konnte nun sein Museum eröffnen, eine wahre Fundgrube alter Schwarzwälder Volkskunst. Über das Medium Fernsehen ist das »Hüsli« als Inbegriff einer Schwarzwälder Heimat inzwischen weit über Deutschland hinaus berühmt geworden.

Helene Siegfried ist eine starke, selbstbewußte Persönlichkeit gewesen. Schon in jungen Jahren muß ihr Selbstbewußtsein sehr ausgeprägt gewesen sein. Ihr Ehemann Walther Siegfried schildert im zweiten Teil seiner Memoiren »Aus dem Bilderbuch eines Lebens« seinen Eindruck von Helene bei seiner ersten Begegnung in Basel mit ihr: »... ließ diese junge Dame auch in der Unterhaltung mit uns anklingen, wie sie in freieren Entwicklungsmöglichkeiten zu leben wünschte, als die gegebenen Umstände sie ihr gewährten. Sie verspottete mit Witz den Geist Basels, der auch für ihre Familie allbestimmend sei und einem weiblichen Wesen noch viel begriffsstarrer verwehre, aus der Schablone hinauszustreben, als einem jungen Mann.« Und an einer anderen Stelle heißt es: »Kunst jeder Gattung löste starke Wirkung in ihr aus, und die Fassung ihrer Eindrücke ins Wort überraschte immer neu durch jene Geschicklichkeit, die schon bei dem leichten Gesellschaftsgeplauder in Basel mir aufgefallen war. Des Mädchens Empfinden vor Musik, vor Malerei war dem meinen durchaus verwandt; wir liebten, wir verwarfen das gleiche; sie begeisterte sich mit bestechendem Temperament.«

Der Traum von einer glücklichen Ehe doch sollte sich nicht erfül-

len. Zwar wurde 1895 die Tochter Helene geboren, nachdem zuvor ein Knabe bei der Geburt gestorben war, und zweieinhalb Jahre später kam eine weitere Tochter, Margot, hinzu; doch Helene Siegfried schien offensichtlich nicht für die Aufgaben in einem Familienleben geschaffen. Ihre starke Natur drängte sie dazu, ihren eigenen Weg zu suchen, frei von allen Bindungen. Walther Siegfried spricht dann von einem »grundtiefen Desakkord«, von der »Unerlösbarkeit des Wesens an meiner Seite«, von ihrem »eingeborenen Dämon der Friedlosigkeit«. Es kam bald nach der Jahrhundertwende zur Scheidung, die beiden Kinder wurden dem Vater zugesprochen.

Helene Siegfried ist mutig ihren eigenen Weg gegangen. Dabei bleibt zu bedenken, wie schwierig es für eine Frau war in jenen Jahren, aus dem behütenden Milieu einer Familie auszubrechen. Sie hatte einstmals wahrscheinlich gehofft, durch die Ehe mit einem Schriftsteller die freie Luft eines Künstlerlebens erreichen zu können, mußte dann aber wohl erkennen, daß der Ehealltag den Wunschträumen nicht entsprach. Sie zog die Konsequenzen.

Wenn ihre Bücher heute auch kaum mehr gelesen werden, wenn Gesang und Musik längst verklungen sind, mit dem »Hüsli« in Grafenhausen-Rothaus hat sie für die Nachwelt durch ihren sehr persönlich geprägten Lebensstil ein bleibendes Zeichen gesetzt.

Bibliographie

- Hänel, Berthold: Helene Siegfried. In: BadBiNF Bd. I (1982), S. 250
Landkreis Hochschwarzwald (Hrsg.): Das Hüsli in Rothaus-Grafenhausen.
Neustadt 1959
Siegfried, Walther: Aus dem Bilderbuch eines Lebens. 3 Bde. Zürich und
Leipzig 1926

Mia Seeger (1903–1991)

Ein Leben im Sog der Moderne

Maria Margarete, »Mia«, Seeger wurde 1903 als erste von zwei Töchtern einer Offiziersfamilie in Bad Cannstatt geboren. Weil der Vater lieber einen Sohn gehabt hätte, nannte die Mutter sie »Mia, die Meinige«. Der Vater, erzählte sie, habe immer gesagt, aus ihr werde nie etwas, und sie habe es ihm nicht mehr beweisen können, daß es doch nicht so schlimm mit ihr ausgegangen sei. Wichtig war für sie die Großmutter Daimler, Lina, die zweite Frau von Gottlieb Daimler, aus deren erster Ehe Mias Mutter stammte. In ihrem großen Garten beim Cannstatter Kurpark verbrachte sie, wohlbehütet und in großbürgerlicher Atmosphäre, einen Teil ihrer Kindheit. Die Großmutter schrieb Tagebuch von 1893 bis 1907. Mia taucht immer wieder auf zwischen Beschreibungen von Autorennen und gesellschaftlichen Ereignissen. Als sie zweieinhalb Jahre alt war, am 2. Weihnachtsfeiertag 1905, hielt Lina Daimler fest: »Unbeschreibliches Unglück durch Mia. Das arme Kind bekam auf nicht aufgeklärte Weise eine Nadel in die Herzgegend. Ihr Leben hängt an einem Faden.«¹ Am 6. Februar konnte sie erst das Krankenhaus verlassen. Die Nadel blieb ihr Leben lang im Körper. Es war ihr erster von insgesamt 19 Krankenhausaufenthalten, von denen nicht wenige in die Weihnachtszeit fielen. Jedes Mal, wenn die Ärzte sie geröntgt hätten, sagte sie, seien sie augenblicklich nur noch an der Nadel interessiert gewesen. Das Leben der Offiziersfamilie brachte manchen Ortswechsel mit sich: Die Schulzeit absolvierte Mia an Höheren Mädchenschulen in Jüterbog, im damaligen preussischen Regierungsbezirk Potsdam, in Zabern im Elsaß und – nach der Scheidung der Eltern – an der Mädchenrealschule in Bad Cannstatt, die sie mit der Abschlußprüfung beendete.

Die Hinwendung zur bildenden und angewandten Kunst erfolgte sicher in der Schulzeit, denn im Anschluß daran nahm sie Privatunterricht bei Albert Müller, einem Maler aus dem Hoelzelkreis. Zusätzlich sah sie sich in Druckereien um und interessierte sich für Vervielfältigungsmethoden und Reproduktionen. 1921–1922 studierte sie an der Württembergischen Kunstgewerbeschule Stuttgart in der

Klasse für Buchgraphik bei Ernst Schneidler. Das Studium brach sie nach relativ kurzer Zeit ab, weil sie sich über die Inkonsequenz ihres Lehrers in der Beurteilung ihrer Arbeiten ärgerte. Es ergab sich anderes: sie arbeitete im »Haus der modernen Kunst«, einem etwas eigenartigen Unternehmen, das ein junger Architekt betrieb und ein Kohlenhändler finanzierte. Als der Kohlenhändler kein Geld mehr besaß – es war die Zeit der Inflation –, schloß die Firma.

Es war ein »Umweg«, dieses »Haus der Kunst«, der dadurch wichtig wurde, daß im selben Haus, auf der selben Etage, das Büro der Württembergischen Arbeitsgemeinschaft des Deutschen Werkbundes lag und der damalige Geschäftsführer, Gustaf Stotz, Mia Seeger um Mitarbeit bei seinen Ausstellungsprojekten bat. (Der Deutsche Werkbund, der nach einer Unterbrechung im Dritten Reich heute noch besteht, war 1907 von einer Gruppe Gleichgesinnter aus Kunst und Industrie gegründet worden, die das deutsche Kunstgewerbe und die »Gute Form« fördern wollten.) Sie bezeichnete Stotz als »Schlüsselfigur«. Er war eine Schlüsselfigur, sowohl für den Deutschen Werkbund und seine württembergische Gruppe als auch für das Leben Mia Seegers und ihr Leben fürs Design. Sie arbeitete mit Mies van der Rohe, Walter Gropius, Ludwig Hilberseimer und vielen anderen, später berühmten, Architekten zusammen und war in den zwanziger und dreißiger Jahren an den wichtigsten Ausstellungs-Projekten der Architektur und des Design im In- und Ausland beteiligt. Es war ihre Lehrzeit. Beim wichtigsten Ereignis der Zwischenkriegszeit, der Werkbundausstellung »DIE WOHNUNG Stuttgart 1927«, deren Herzstück die auf der Welt einzigartige Weißenhofsiedlung war, sei sie Mädchen für alles gewesen, berichtete Mia Seeger. Sie habe Blumen gegossen, Briefe geschrieben, Leute durch die Siedlung und die Parallelausstellungen geführt. In einer der Parallelausstellungen wurden im Sinne des Werkbundes empfehlenswerte Produkte gezeigt: Haushaltsgeräte, Gardinen, Möbel, Küchen usw. Die kompromißlose Auswahl hatte Lilly Reich getroffen, die zuvor schon in Frankfurt Ausstellungen im »Haus Werkbund« zusammengestellt hatte. Lilly Reich, mit der Mia Seeger bis zu deren Tod in Verbindung stand, machte ihr vor, was sie später selbstsicher und überzeugend selbst tat. Werner Graeff, der Pressechef, äußerte: »Ich muss hier betonen, dass ohne Fr. Seegers ausserordentliche Liebe zur Sache, ohne ihre Sprachkenntnisse und ohne ihre Zähigkeit und Energie es nicht entfernt möglich gewesen wäre, mit den vorhandenen Mitteln die geleistete Arbeit zu erledigen; eine Tatsache, die, wie ich glaube, selten die nötige Beachtung gefunden hat.«²

Nach Abwicklung der Stuttgarter Ausstellung wechselte Mia Seeger in die Werkbund-Zentrale nach Berlin. Dort wurde sie – es war im Jahr 1930 – mit der Geschäftsführung der deutschen Abteilung bei der

Ausstellung der Société des Artistes Décorateurs im Grand Palais in Paris unter der künstlerischen Leitung des ehemaligen Bauhaus-Direktors Walter Gropius betraut. Sie blieb ein halbes Jahr in Paris und richtete noch im gleichen Jahr mit Ludwig Hilberseimer den deutschen Triennale-Beitrag in Monza aus, wo erstmals Technische Produkte, wie Laborgläser, medizinische Geräte usw., als »Design« in einer Ausstellung gezeigt wurden. (Schon 1925 war sie mit Walter Riezler in Monza dabei gewesen, damals aber mit einer wirklichen Kunstgewerbeausstellung mit Käthe-Kruse-Puppen und anderem Schnickschnack. 1936, die Triennale war inzwischen von Monza nach Mailand verlegt worden, gestaltete sie mit Hermann Gretsch den deutschen Beitrag.) 1931 führte sie die Geschäfte für die Abteilung »Die Wohnung unserer Zeit« im Rahmen der Bauausstellung in Berlin – in Zusammenarbeit mit Ludwig Mies van der Rohe, der schon die künstlerische Leitung der Ausstellung um die Weißenhofsiedlung gehabt hatte. Viele dieser Namen sind in jedem Lexikon zu finden. Sie habe, sagte Mia Seeger, das große Glück gehabt, in sehr jungen Jahren mit sehr bedeutenden Menschen zusammenzutreffen. Besonders streng sei Hilberseimer mit ihr gewesen.

Im Dritten Reich, als der Deutsche Werkbund aufgelöst war, war sie zuerst arbeitslos, arbeitete mit Gretsch beim Landesgewerbeamt in Stuttgart und wurde dann Lektorin und Redakteurin im Julius Hoffmann-Verlag, einem bekannten Fachverlag für Architektur, Handwerk und Kunstgewerbe. Sie mußte dafür das Buchhändlerexamen ablegen, was sie immer geärgert hat, obwohl dies letztlich ihre einzige abgeschlossene Berufsausbildung war. Nach Kriegsende 1945, das sie wie alle Bürger Stuttgarts und anderer deutscher Städte erlebte, folgte eine Zeit äußerster Not und Schwäche durch Krankheit. 1948 schrieb sie an Ludwig Hilberseimer nach Chicago: »Wäre einem die Politik nicht von jeher zuwider gewesen – vielleicht ein großer Fehler – man müßte sich jetzt hineinstürzen und zu seinem Teil mit anpacken. Aber es ist fast hoffnungslos und wir sind nicht robust genug.«³ Auf ihre Art stürzte sie sich doch hinein: Als Werkbund-erfahrene Frau wurde sie Mitbegründerin des neuen Deutschen Werkbundes und Präsidiumsmitglied des »Rates für Formgebung« – beides Positionen, die durch Berufung und nicht durch Beitritt zu erlangen waren. Wie wichtig und einflußreich gerade der »Rat für Formgebung« für das Design der Nachkriegsjahre war, kann man nur ermessen, wenn man die volkstümelnden Verbietungen im Dritten Reich und die Orientierungslosigkeit in einer Zeit verlorener Identität bedenkt. Auf einen Beschluß des Deutschen Bundestages vom 4. April 1951 hin konstituierte sich am 13. Oktober 1952 der »Rat für Formgebung« als dem Bundeswirtschaftsministerium unterstellte Institution mit der Aufgabe, durch das Zusammenbringen von

»Herstellern, des Handels, der Gewerkschaften, der Künstler und Kunstgewerbler, vor allem auch der Verbraucher, der Erzieher und der Publizisten . . . alle Bestrebungen zu fördern, die geeignet erscheinen, die bestmögliche Form deutscher Erzeugnisse sicherzustellen.«⁴

Der »Rat für Formgebung« – und maßgeblich auch Mia Seeger – stellte Kriterien für die Auswahl von Produkten der Industrie auf, sah und sieht sich als Zwischenglied zwischen Gestaltern und Industrie und beeinflusste vor allem das Bild, das man sich im Ausland von deutschem Design machen konnte. Bundeswirtschaftsminister Erhard selbst berief Mia Seeger in den »Rat«, 1954 wurde sie Geschäftsführendes Vorstandsmitglied.

Mia Seeger, die sich nach dem Tode ihrer Mutter 1951 mit »Frau« und nicht mehr »Fräulein« anreden ließ, unterschied interne und externe Arbeitsbereiche: «Die interne laufende Tätigkeit bildet die Voraussetzung für das Wirken nach außen, setzt durch das Handwerkszeug – wie Bildarchiv, Bibliothek, Dia-Reihen, Adressen-Material usw. – die Geschäftsstelle erst in die Lage, nach außen beratend und aktiv tätig zu sein und an sie gelangende Anfragen und Aufträge zu erledigen.»⁵ Sie arbeitete als Kommissarin der deutschen Abteilung bei den Triennalen in Mailand von 1954 bis 1964 mit so bedeutenden Architekten wie Egon Eiermann (1954), Arnold Bode (1957), Karl Otto und Claus-Peter Groß (1960) und Paolo Nestler (1964) zusammen. »Die Triennalen geben den Rechenschaftsbericht über die Entwicklung und den Stand in den einzelnen Ländern. Künstler, Formgestalter, Graphiker, Industrielle, Handwerker, Händler suchen dort Unterrichtung, Anregung und kritische Auseinandersetzung mit Problemen der Form, des Geschmacks, der Qualität und der Marktfähigkeit neuer Modelle«, heißt es in dem Rechenschaftsbericht für das Jahr 1957/1958.⁶ Mia Seeger war Mitglied der Inhaltskommission und Vorsitzende der Fachjury für die deutsche Beteiligung an der Weltausstellung Brüssel 1958, wählte also aus und empfahl, was als gutes deutsches Design zu gelten hatte. Bei einer solchen Gelegenheit soll es gewesen sein, daß ein Paket von Bundeskanzler Konrad Adenauer ankam mit einer Plastik darin, die dieser ausgestellt haben wollte. Mia Seeger habe die Kiste öffnen lassen, die Plastik betrachtet und mit dem Kommentar: »Der Herr Bundeskanzler hat andere Aufgaben«, den Auftrag gegeben, sie wieder einzupacken und zurückzuschicken.

Was Politikern aus Bonn nicht gelang, erreichte sie durch die Ausstrahlung ihrer Persönlichkeit: Sie wurde nicht nur als deutsche Staatsbürgerin Secretary General von ICSID (International Council of Societies of Industrial Design), einer Vereinigung verschiedener nationaler Interessengruppen, sondern sie wurde auch aufgefordert, in Warschau deutsches Design zu präsentieren – nach den Erfahrungen der Polen mit

den Deutschen im Zweiten Weltkrieg wahrlich eine Besonderheit. Sie habe, erzählte sie, bei einer Tagung des ICSID auf der Isola San Giorgio in Venedig ankommende Teilnehmer begrüßt – das sei ein selbstverständlicher Teil ihrer Aufgabe gewesen. Gruppen aus England, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien seien schon miteinander vertraut gewesen. Sie habe dann eine Gruppe ihr unbekannter Personen ein wenig verloren am Rande stehen sehen, sei auf sie zugegangen und habe sie willkommen geheißen und mit den anderen Delegierten der Designorganisationen bekannt gemacht. Das seien Polen gewesen, die zum ersten Mal auf internationalem Parkett aufgetreten seien. Sie habe sich nur normal verhalten. Es seien sehr interessante Leute gewesen, mit denen gleich ein Kontakt auf hohem Niveau zustande gekommen sei. Völlig unerwartet sei dann 1965/66 eine Einladung an sie, Mia Seeger, aus Warschau ergangen, eine deutsche Design-Ausstellung in Polen durchzuführen. Vorausgegangen war eine weitere Episode bei der Planung der Triennale in Mailand 1960: Bei der Aufteilung des verfügbaren Raumes auf die einzelnen nationalen Abteilungen habe sie einen Plan erhalten, erzählte sie, aus dem zu ersehen war, daß zwischen dem Beitrag Polens und Deutschlands eine Wand sein sollte. Sie habe einen Brief an den Verantwortlichen in Polen geschrieben, in dem sie ausgeführt habe: »Wenn ich Ihren Plan richtig lesen kann, dann haben Sie gegen die deutsche Abteilung eine Wand errichtet, Ihre Abteilung gegen unsere. Das würde den Besucherstrom sehr stören. Aber unabhängig davon: wir brauchen keine Wand«. Von der Wand sei nie mehr die Rede gewesen.⁷ Mit besonderem Stolz berichtete Mia Seeger von diesen Ereignissen, die zwar im kleinen, aber doch wesentlich zur Völkerverständigung beitrugen. Mit der polnischen Vertreterin des Design verband sie eine lebenslange Freundschaft. 1967, als die erste deutsche, von Mia Seeger zusammengestellte Design-Ausstellung in Warschau und Krakau stattfand, gab man ihr zu Ehren ein Essen, zu dem auch der »deutsche Geschäftsträger« gebeten wurde, dem es bis dahin nicht gelungen war, empfangen zu werden.⁸

Als sich im »Rat für Formgebung« eine grundlegende Änderung der Design-Politik abzeichnete, nahm Mia Seeger die übliche Pensionsgrenze wahr. Sie wirkte viele weitere Jahre in Juries und Gremien des Design, als Beraterin junger Designer und Wissenschaftler, als wichtige Zeitzeugin. Als Mia Seeger alt war, nannte man sie »die große alte Dame des Deutschen Werkbundes« und auch die »große alte Dame des Design«. 1984 ernannte sie der damalige baden-württembergische Ministerpräsident Lothar Späth zur Professorin. Mia Seeger starb im Mai 1991 mit 88 Jahren, bis zuletzt wache Ratgeberin und weise Frau. Immer sachlich, immer engagiert und von großer Urteilskraft. Sie war zu so etwas wie einer unumgänglichen Instanz in Fragen der »Guten Form«

geworden. Mit Stolz habe sie unter den Werkischen der Firmen nach Dingen des täglichen Gebrauchs gesucht, die im Sinne des Werkbundes zweckentsprechend, rein in der Form, und deshalb schön waren. Mit Ludwig Hilberseimer, der auch in seiner Architektur ein Purist war, lernte sie die Schönheit technischer Produkte kennen. Eine Schönheit, an die wir uns gewöhnt haben, die in der damaligen Zeit nicht erkannt wurde. Mit diesen Erfahrungen konnte sie nach dem Zweiten Weltkrieg, in einer Zeit tiefer geistiger und formaler Unsicherheit, eindeutig Stellung beziehen und entscheiden: dies ist gut, jenes nicht. Ernsthafte Arbeit erkannte und unterstützte sie, oberflächliches, modisches Tändeln im Design verabscheute sie. Sie war hart gegenüber Unzulänglichem, mitreißende und warmherzige Streiterin für die, bei denen sie fühlte, daß sie »hungrig« waren. Nicht nach Ruhm und Geld, sondern nach der »richtigen« technischen und formalen Lösung eines formgestalterischen Problems. Am 19. September 1986 stiftete sie den »Mia-Seeger-Preis« und gab als Zweck der Stiftung an: »Umfassende Förderung des Design als Teil von Wirtschaft und Kultur.« Als 1988 zum ersten Mal dieser Preis verliehen wurde, erklärte sie ihre Motivation zur Einrichtung eines Förderpreises für Design damit, daß sie vor einer schweren Operation zu dem Entschluß gekommen sei, mit ihrem privaten Vermögen jungen Designern die Chance bieten zu wollen, sich für ihre berufliche Praxis zusätzlich zu qualifizieren. Mit dem Mia-Seeger-Preis solle »gebrauchstaugliches, sorgfältiges Design« ausgezeichnet und gefördert werden. Nicht gefördert wollte sie sehen: »modische, kurzlebige Dinge«. »Ich bin davon ausgegangen, daß . . . junge Leute einer Hilfe bedürfen (auch einer finanziellen), um ihren Blick zu erweitern. Mir geht es darum, daß sie ihren Standpunkt in einem breiter gefächerten Umfeld finden sollen. Viele der Jungen sind heute schon so fixiert auf den Platz, auf dem sie sind; sie wollen in möglichst kurzer Zeit ein Berufsziel erreichen, eine »Sicherheit«, erläuterte sie ihr Anliegen und faßte zusammen: »Stellt euch und eure Arbeit in größere Zusammenhänge!«⁹ Immer wieder betonte sie im Gespräch, daß die »Umwege das Wichtige im Leben« seien und daß sie jungen Leuten die Unterstützung anbieten wolle, die sie selbst nicht gehabt habe. Für Designer, die in firmeneigenen Designabteilungen arbeiten, stiftete sie einen »Ehrenpreis«, weil sie fand, daß es nicht genüge, wenn ein Produkt als »Werksentwurf« bezeichnet werde. Immer stünden dahinter ja auch Menschen und an diesen war ihr gelegen. Die Gremien der Mia-Seeger-Stiftung fühlen sich ihrem Vorbild verpflichtet. Die Stiftung wurde Alleinerbin Mia Seegers, das Design Center Stuttgart des Landesgewerbeamt Baden-Württemberg stellte seine Nachwuchsförderung unter ihren Namen. Es können nun in jedem Jahr Preise und Stipendien vergeben werden.

Mia Seeger war ein besonderer Mensch. Eine besondere Frau in einer Männerwelt, die ihr nichts schenkte. Sie hatte Einfluß auf das deutsche Nachkriegsdesign, und sie nutzte ihn. Sie mußte kämpfen und tat es. In dem Brief einer Freundin vor einer Sitzung im »Rat« in Darmstadt heißt es, sie solle sich ein Regenmäntelchen anziehen und alles an sich ablaufen lassen, wie Gustaf Stotz es seinerzeit am Weißenhof auch habe machen müssen.¹⁰ Mia Seeger war eine anziehende und schöne Frau, gut gekleidet und sorgfältig frisiert – und dazu kompetent. So verwundert es nicht, wenn in einem der vielen Nachrufe anklingt, daß sie auch durch ihr Auftreten »vor allem männliche Diskussionsgegner zu wohlüberlegten Fragen oder Argumenten zwang«.¹¹ Ludwig Hilberseimer habe sie gelehrt, nie ohne wirkliche Begründung, ohne Kenntnis von technischen Bedingungen und Abhängigkeiten etwas abzulehnen. Ihre Kenntnis des internationalen Design-Geschehens war gründlich. Die Lehren und Lehrer ihrer Jugend behielten ihre Gültigkeit. Mia Seeger zeichnete und entwarf nicht, sie war ihr Leben lang Organisatorin, Jurorin, »Künstlerische Beraterin«, wie sie beim Finanzamt geführt wurde. Sie entschied in Abstimmung mit andern, was ausgestellt wurde, wer die Ausstellungs-gestaltung übernehmen sollte. Sie führte die Geschäfte, wachte über die inhaltliche Qualität. Der Wegbegleiter und Mitstreiter im Deutschen Werkbund nach dem Kriege, Walter Rossow, sagte an ihrem Sarg: »Wir haben eine große Freundin verloren, zu der wir immer respektvoll aufblickten. Wir haben unsere Königin verloren.«¹²

Anmerkungen

- 1 Tagebuch Lina Daimler, 1893–1907, 26. 12. 1905.
- 2 Bericht über die Tätigkeit der Presse- und Werbeabteilung der Werkbund-Ausstellung »Die Wohnung« Stuttgart 1927. Werner Graeff, ca. 1928.
- 3 Mia Seeger an Ludwig Hilberseimer, Chicago, 10. 5. 1948.
- 4 »Rat für Formgebung« 1955, S. 1.
- 5 Rat für Formgebung. Darmstadt. Bericht für das Jahr 1957/58, erstattet von der Geschäftsführerin Frau Mia Seeger auf der Vollversammlung des RfF am 17. 1. 1958, S. 3.
- 6 Ebda. S. 19.
- 7 Interview Dr. Ludwig Glaeser – Mia Seeger, Juni 1973.
- 8 Interview Mitglieder des VDID (Verband Deutscher Industrie-Designer) – Mia Seeger, 29. 4. 1983.
- 9 »form-Gespräch«. Zeitschrift »form« 118, 6, Zeitschrift für Gestaltung.
- 10 Erna Stotz an Mia Seeger 14. 5. 1958.
- 11 Bayr. Rundfunk/HA-Kultur, 17. 5. 1991, 21.50–22.00 Uhr, Johanna Schmidt-Grohe.
- 12 Prof. Walter Rossow, Nachruf vom 18. 5. 1991, gesprochen am 21. 5. 1991.

Frauen in sozialer und karitativer Arbeit

Die praktische Fürsorge für Kinder, Kranke, Schwache und Alte lag schon immer vor allem bei den Frauen. In der vorindustriellen Gesellschaft war es selbstverständlich, daß sich die Gutsherrin, die Bürgerfrau oder die Bäuerin um das Wohl und Wehe von Familie und Gesinde, aber auch um Arme und Kranke in der Nachbarschaft kümmerte. In den Spitälern und Häusern wohltätiger Stiftungen pflegten und versorgten meist Frauen die Kranken und Gebrechlichen.

Die tiefgreifenden Veränderungen des 19. Jahrhunderts im Gefolge von Bevölkerungswachstum und Industrialisierung (z. B. Verstädterung, Fabrikarbeit, Frauen- und Kinderarbeit, Wohnungsnot) brachten ein Massenelend, dem mit den traditionellen Mitteln der individuellen Nächstenhilfe und der obrigkeitlichen Armenpflege nicht mehr Herr zu werden war. In Baden und Württemberg zeigte sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die soziale Frage weniger in der Not der (noch nicht sehr zahlreichen) Industriearbeiter als in der zunehmenden Verarmung in den ländlichen und den vom Kleingewerbe bestimmten Regionen. Die Hungersnot von 1817 war der Anstoß für Königin *Katharina von Württemberg*, einen Wohltätigkeitsverein zu gründen. Schon vorher, 1815, war in Freiburg der erste Frauenverein gegründet worden, ein Vorbild für zahlreiche weitere Vereine, die auf lokaler Ebene soziale Not lindern wollten. Mit ähnlicher Zielsetzung wurde 1834 von württembergischen Frauen ein Frauenverein gegründet. Die badische Großherzogin Luise (1838–1923) gründete im Jahr 1859 einen Frauenverein, der örtliche Pflegestationen und Ausbildungsstätten für Krankenpflegerinnen einrichtete. (Später entstand daraus das badische »Rote Kreuz«). Während die von den Frauen ausgehenden örtlichen sozialen Vereine auch von ihnen ehrenamtlich geleitet wurden, ging die Leitung der überregionalen und landesweiten Wohltätigkeitsvereine – auch wenn sie von Frauen gegründet worden waren – bald wieder auf Männer über. In den zahlreichen sozialen und

karitativen Organisationen und Verbänden, die im 19. Jahrhundert entstanden sind (z. B. Innere Mission, Caritas, Rotes Kreuz), leisteten viele Frauen konkrete und direkte Hilfe; die Leitungs- und Führungspositionen, die wirklich »ehrevollen« Ämter also, die mit Einfluß, Macht und öffentlicher Anerkennung verbunden waren, hatten aber noch viele Jahrzehnte fast ausschließlich Männer inne. Die hierarchische Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern wurde also auch im sozial-karitativen Bereich weitgehend fortgeführt. (Das gilt mit geringfügigen Veränderungen zugunsten der Frauen bis heute.)

Viele bürgerliche Frauen wollten – wie die Lörracherin *Lisa Rees* – vor allem angesichts der Not von Frauen und Kindern nicht mehr »müßig zwischen Mal- und Musikunterricht« (Notz) ihr Leben verdammern, sondern sich gesellschaftlich nützlich machen. Aber auch Frauen aus der Oberschicht wie *Auguste von Hardenberg* (1809–1893), die als Witwe in der Armen- und Krankenpflege tätig war und in den Kriegen von 1866 und 1871 für die Verwundeten sorgte, und Frauen aus dem kleinbürgerlichen Milieu zeigten soziales Engagement. Die Reutlinger Weingärtnerstochter *Laura Schradin* (1878–1937) kannte als Heim- und Fabrikarbeiterin die Lebensbedingungen der Textilarbeiter aus eigener Erfahrung. Sie trat früh in die SPD ein und engagierte sich für Frauenrechte, Kinderschutz und Bildungspolitik. Während des Ersten Weltkriegs organisierte sie die »Kriegsflickwerkstätten«, in denen viele hundert Frauen bei einer wesentlich besseren Bezahlung als in der Textilindustrie Arbeit fanden und wo zugleich für die Betreuung der Kinder der Arbeiterinnen gesorgt wurde. Ihr Lebensweg zeigt auch exemplarisch eine nach der Einführung des Frauenwahlrechts typische »Karriere«: die karitative Tätigkeit war (und ist auch heute noch) ein Sprungbrett für den Eintritt der Frauen in die Kommunalpolitik und dann die Landespolitik. Viele spätere Stadt- und Gemeinderätinnen und auch manche Landtagsabgeordnete haben sich durch ihre Arbeit in den verschiedensten karitativen Organisationen Fähigkeiten und Fertigkeiten für die politische Arbeit und auch einen Bekanntheitsgrad, der ihnen die Wahl erleichterte, erworben.

Nach der Jahrhundertwende ergaben sich aus dem sozialen Engagement der Frauen neue Berufsmöglichkeiten. *Marie Baum* hat beispielhaft in verschiedenen Fürsorgeberufen gearbeitet: als Fabrikinspektorin, in der Organisation der Gesundheits- und Sozialfürsorge und in der Ausbildung für diese Berufsfelder. In der Weimarer Republik wurde die sozial-karitative Tätigkeit weiter professionalisiert. *Thekla Kauffmann* setzte sich in der kommunalen Sozialfürsorge und in ihrer Tätigkeit beim Arbeitsamt besonders für Frauen ein.

Einen bedeutsamen Anstoß für eine aus dem christlichen Glauben heraus motivierte Wohltätigkeit gab die pietistische Erweckungsbe-

wegung in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Württemberg und die Verbreitung einer auf die praktische Tätigkeit der Nächstenliebe ausgerichteten Soziallehre im katholischen Raum um die Jahrhundertmitte. Christen beider Konfessionen wollten aus christlicher Verantwortung heraus der sozialen Not gegensteuern. Der zunehmenden Verwahrlosung von Kindern und Jugendlichen sollte z. B. die »Rettungshausbewegung« abhelfen. Auch eine Frau, Mathilde von Dellinghausen (1854–1920), gründete einen solchen Rettungsverein. Der Betreuung und christlichen Erziehung der Kleinkinder, um die sich die Mütter nicht mehr kümmern konnten, widmeten sich die evangelischen oder katholischen Kinderschwestern. Die Württembergerin *Wilhelmine Canz* gründete nach dem Vorbild von Regine Jolberg (1800–1870) aus Nonnenweier in Baden ein Mutterhaus zur Ausbildung von Kinderschwestern.

Sicher ging es den meisten Frauen, die sich aus sozial-humanitären oder aus religiösen Motiven in der Sozialarbeit engagierten, nicht um eine grundlegende Veränderung der Geschlechterrollen. Aber ihr soziales Engagement öffnete ihnen doch die Augen für die vielfältige Benachteiligung der Frauen, und aus diesem sozialen Engagement heraus entstanden auch neue Tätigkeitsfelder (z. B. die Diakonisse oder Nonne als Kinder- oder Krankenschwester), die vielen unverheirateten Frauen eine sinnvolle Existenz ermöglichten und sie vor dem Schicksal einer »alten Jungfer« bewahrten.

Im südwestdeutschen Raum war die »Heidenmission« besonders im Pietismus verankert. Obwohl der Pietismus der Frau bis heute weitgehend das Recht auf Rede und Lehre in der Gemeinde verwehrt, schickte die pietistisch geprägte Glaubensmission (z. B. die Liebenzeller Mission in Württemberg) nach der Jahrhundertwende auch Frauen als Missionarinnen aus. Nach amerikanischem Vorbild setzte sie sich angesichts der Tatsache, daß männlichen Missionaren das Gespräch mit Frauen der höheren sozialen Schichten z. B. in China verwehrt war, über das biblisch begründete Rede- und Lehrverbot für Frauen hinweg und entsandte unverheiratete Frauen – wie Rosa Kocher (1894–1955) – als Missionarinnen in ihre Missionsgebiete (also nicht nur als Ehefrau eines Missionars wie Marie Hesse [1842–1902] oder *Elisabeth Oehler-Heimerdinger*). Im Unterschied zu den USA – wo gerade von der Missionstätigkeit ein entscheidender Impuls für die Frauenemanzipation ausging (vgl. Kaufmann) – hat in Deutschland die Missionstätigkeit schon von der Zahl der Missionarinnen her sicher einen geringeren Stellenwert. Dennoch brachte das Erleben und Beschreiben einer ganz andersartigen Lebenswelt für die Missionarinnen selbst – und vielleicht auch für manche der Leserinnen ihrer Schriften – einen Anstoß zur Überprüfung einer zunächst oft

sehr traditionell definierten Frauenrolle. Aufschlußreich ist hier eine Äußerung von Marie Hesse nach ihrer Rückkehr aus Indien, wo sie als Sekretärin ihren Vater bei vielen Reisen begleitet und auch Unterricht an einer Missionsschule erteilt hatte, in das heimatliche Calw: »Es kommt mir doch oft recht arg und schaurig an, wenn ich so sehe, wie der ganze Tag und die ganze schöne liebe Zeit für nichts als elendes Kochen und Kochen hingebracht wird.«

Die Suche nach Frauen, die sich in einer religiös motivierten Tätigkeit einen Namen gemacht haben, und die Suche nach Autoren für ihre Biographien haben gezeigt, daß die Tätigkeit von Frauen speziell in der Mission, aber auch im kirchlich-sozialen Bereich überhaupt, noch nicht zureichend aufgearbeitet ist. Das mag zum einen daran liegen, daß viele kirchlich-religiöse Einrichtungen eher an einer Darstellung dieser Frauen als »Glaubenszeuginnen« interessiert sind, zum andern wohl auch daran, daß die Frauenforschung diese Frauen bislang eher übersehen hat, weil sie oft so gar nicht dem Leitbild einer emanzipierten Frau zu entsprechen scheinen.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war – über den sozialkaritativen Bereich hinaus – die große Zeit der Vereins- und Verbandsgründungen. Kulturelle, Freizeit-, Berufs- und politische Interessen organisierten sich, um effektiver ihre Ziele in der Öffentlichkeit vertreten zu können. Vielfach war den Frauen rechtlich oder faktisch der Beitritt verwehrt. Von daher ist es besonders erstaunlich, daß eine Frau, *Lina Hähnle*, mit dem von ihr gegründeten Bund für Vogelschutz die Bedeutung des organisierten Interesses zur Durchsetzung ihres Ziels im gesellschaftlichen und politischen Raum erkannt hat.

Literaturhinweise

Haug, Martin: Sie fanden den Weg. Neun Frauenschicksale. 10. Aufl.. Calw 1982

Kaufmann, Doris: Frauen zwischen Aufbruch und Reaktion. Protestantische Frauenbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. München 1988

Küenzlen, Walther: Lieber Hering als Torte. Vier erstaunliche Lebensläufe. Stuttgart 1990

Notz, Gisela: Frauen, die zum Nulltarif arbeiten, waren immer unentbehrlich. In: *Frauenmacht in der Geschichte*, a. a. O. S. 295–309, Zitat S. 299

Stöffler, Erika (Hrsg.): *Initiativen. Lebensbilder evangelischer Frauen*. Stuttgart 1984

Weller, Arnold: *Sozialgeschichte*, a. a. O.

Literatur zu den im Text genannten Frauen

Luise von Baden: *BadBi NF 2*

Mathilde von Dellinghausen: *Heyd, Bibliographie der württembergischen Geschichte*, Bd. 8

Auguste v. Hardenberg: BadBi 5

Marie Hesse: LB 11, Zitat S. 332 f.

Regine Jolberg: BadBi 1

Rosa Kocher: Unter seiner Flügel Schutz. Bad Liebenzell 1956 (Autobiographie)

Laura Schradin: Hochreuther, S. 85 ff.

Königin Katharina von Württemberg (1788–1819)

Hingabe für ihr Land

In Zarskoje Selo, dem unglaublich schönen und prunkvollen Schloß der großen Zarin Katharina bei St. Petersburg – Rußland-Touristen der letzten Jahrzehnte unter dem Namen Puschkin bekannt –, wurde sie am 21. Mai 1788 als Tochter des Zarewitsch Paul und der württembergischen Prinzessin Sophie Dorothee, die als Zarin den Namen Maria Feodorowna führte, geboren und nach ihrer Großmutter benannt: Königin Katharina von Württemberg, Gemahlin von König Wilhelm I., die große Anregerin und Initiatorin staatlicher Sozialpolitik in Württemberg. Eine Frau also, die als »Kaiserliche Hoheit« an oberster Stelle auf der sozialen Rangleiter ihrer Zeit stand, die in Macht, Reichtum und höfischen Glanz des ausgehenden 18. Jahrhunderts hineingeboren wurde.

Das verhinderte jedoch nicht, daß sie sehr früh leidvolle und möglicherweise ihr ganzes Leben prägende Erfahrungen machte. Ihr Vater, als Zar Paul I. im November 1796 auf den Thron gelangt und geprägt von abgründtiefem Haß gegen seine eigene Mutter, die ihn zu ihren Lebzeiten von allen Regierungsgeschäften ausgeschlossen hatte, wurde für die eigene Familie, den Hof und das ganze Land rasch zu einem unerträglichen Tyrannen: »Es ist ein Verhängnis, daß Zar Paul, in diesen Jahren bereits hoffnungslos geisteskrank, zerrüttet, mit Verfolgungswahnsinn behaftet, der eigenen Frau, den eigenen Kindern nach dem Leben getrachtet hat in seinen Anfällen, und daß tatsächlich keines der Kinder mehr seines Lebens sicher war.«¹ Mit Wissen der Zarin, möglicherweise auch der älteren Zarenkinder, wurde Zar Paul 1801 von einer Gruppe von Offizieren in seinem Schlafzimmer ermordet. »Wer mit 13 Jahren als junges Mädchen auf solche Weise den Vater verliert« – so urteilt Hansmartin Decker-Hauff –, »der kann sein ganzes Leben später, wenn er von der Sache und von dem Vorgang und von den Zusammenhängen weiß, nicht mehr unbeschwert leben.«²

Um die Zwanzigjährige wirbt der damals mächtigste Mann in Europa, Kaiser Napoleon von Frankreich. Da sich eine Ehe mit

diesem Emporkömmling aber weder mit dem Stolz des Zaren Alexander I., ihres Bruders, noch mit dem ihrer Mutter und ihrem eigenen vereinbaren ließ, heiratet Katharina im Frühjahr 1809 ihren Vetter Prinz Georg von Oldenburg, der am Petersburger Hof lebte und nach der Hochzeit mit der Zarentochter zum Generalgouverneur von Twer, einer Stadt ca. 200 km nordöstlich von Moskau (1931–1991 Kalinin), ernannt wurde.

Die unter dem Eindruck der napoleonischen Werbung überstürzt geschlossene Ehe war dennoch sehr glücklich, dauerte aber nur wenig mehr als dreieinhalb Jahre und war von Napoleons Kriegswut überschattet. Als dieser 1812 mit seiner Grande Armée ins Innere Rußlands marschierte, mußte Großfürstin Katharina mit ihren beiden kleinen Söhnen fliehen, während der Prinz von Oldenburg bei der russischen Armee Dienst leistete; und nach dem französischen Zusammenbruch, als der Prinz seine Aufgaben als Generalgouverneur wieder aufnahm und sich zunächst um die Einrichtung von Notquartieren und Spitälern für die notleidende und von Epidemien heimgesuchte Bevölkerung seiner Provinz bemühte, starb er im Dezember 1812 an einer Typhusinfektion, die er sich bei der Inspektion von Krankenrevieren zugezogen hatte. Katharina brach völlig zusammen und war über viele Wochen wie gelähmt. Die erst jüngst edierten Erinnerungen der Tochter von Katharinas langjährigem Privatsekretär, Staatsrat G. F. von Buschmann, schildern diese Vorgänge sehr anschaulich.³

Im Frühjahr 1813 begann für die junge verwitwete Großfürstin eine Zeit des unsteten Reisens und Suchens. Zunächst zog sie »mit ihrem ganzen Hofstaat«⁴ auf Wunsch ihrer Mutter und ihres Bruders nach Sankt Petersburg, hielt es dort aber nicht aus und begab sich auf Anraten ihrer Ärzte auf Reisen nach Westeuropa – zunächst nach Karlsbad in Böhmen zur Festigung ihrer Gesundheit, dann in die Heimat ihres Mannes nach Oldenburg und weiter nach Holland und England. Decker-Hauff nennt diese Reisezeit »jene seltsame Phase, in der sie durch ganz Europa reist, überall einen Mann sucht, sich fast herabwürdigt, indem sie mit großem Gefolge und ungeheurer Aufregung etwa in England erscheint . . . Sie hat Zeiten in ihrem Leben, in denen sie eine ganz arme Haut war, in denen es ihr hundeschlecht ging, in denen sie eigentlich von den Leuten verlacht wurde, in denen sie in Europa ziellos umherreiste, von Krankheit geschüttelt, von ihren Anfällen verfolgt, bei jedem persönlichen Fiasko wieder aufs Krankenlager geworfen.«⁵

Da mag wohl auch Richtiges gesehen sein. Aber es gab doch durchaus rationale und achtbare Begründungen für ihr Herumreisen. Da war zunächst ihr tiefstzender und verständlicher Haß auf Napoleon, der schließlich indirekt ihre Situation und den Tod ihres Ehe-

manns verschuldete: »bei ihrem lebendigen Geist litt ihr heißes Vaterlandsgefühl stets erneut unter Napoleons drückender Weltherrschaft. Diese Gemütsbewegungen ließen sie weder zu körperlicher noch geistiger Ruhe kommen. So begrüßte sie mit doppelter Freude den Entschluß der drei großen Mächte Österreich, Rußland und Preußen, gemeinsam gegen den Usurpator 1813 vorzugehen. Jetzt nach dem entlegenen Petersburg zurückzukehren, wäre ihr unmöglich gewesen. Sie hielt sich in Deutschland und der Schweiz auf, um nicht fern vom Kriegsschauplatz den Entscheidungskampf mitzuerleben.«⁶ Und da gab es bei der jungen Großfürstin, deren große intellektuelle Fähigkeiten nebst ihrer Schönheit ja immer wieder hervorgehoben werden⁷, zweifellos auch ein waches und umfassendes Bildungsbedürfnis: »Überall machte sie sich mit den Landeseinrichtungen, dem Schulwesen, dem Handel, den Früchten des Gewerbefleißes dieser Länder eingehend bekannt, und ihrem strebsamen Geiste eröffnete sich eine Fülle neuer Anschauungen, die sie immer mehr pflegte . . . Vorderhand aber hatte sie nur das Streben, möglichst viel auf ihren Reisen zu sehen und alles Schöne und Wissenswerte in sich aufzunehmen. Zu diesem Zwecke suchte sie überall bedeutende Männer und Gelehrte in ihren Kreis zu ziehen und ihre edle Wißbegierde zu befriedigen.«⁸ So gesehen, stellt sich das Herumreisen der Großfürstin schlicht als fürstliche Bildungsreise dar, wie sie bei männlichen Fürstlichkeiten der Zeit nicht nur als selbstverständlich und zulässig angesehen, sondern geradezu gefordert wurde. Man sieht, wie auch heute noch an Frauen andere Maßstäbe angelegt werden, sogar wenn sie württembergische Königinnen wurden!

Bis zur württembergischen Königin war für Katharina nach der Niederlage Napoleons kein weiter Weg mehr. In England hatte sie ihren Vetter, den württembergischen Kronprinzen Wilhelm, kennengelernt, am Ende des Wiener Kongresses, zu dem sie natürlich auch reiste, waren sich der Kronprinz und die Großfürstin einig über dessen Werbung bei der Kaisermutter in Petersburg. Im Januar 1816 wurde in Petersburg Hochzeit gefeiert, im März die Winterreise nach Deutschland angetreten, die vier Wochen später in Stuttgart endete, wo das Kronprinzenpaar am 13. April 1816 unter großer öffentlicher Anteilnahme einzog. Im Herbst des Jahres erkrankte König Friedrich von Württemberg und starb am 30. Oktober 1816. Katharina war Königin – und wurde am gleichen Tag Mutter ihres dritten Kindes, einer kleinen Prinzessin Marie.

Die Thronbesteigung von König Wilhelm I. fand unter denkbar ungünstigen politischen und wirtschaftlichen Bedingungen statt. Politisch war die zentrale Verfassungsfrage des jungen Königreichs ungelöst, und wirtschaftlich war das Land durch die langjährige Kriegs-

zeit sehr geschwächt. Zudem war im Herbst 1816 nach einem kalten Sommer mit Hagelschlägen, Dauerregen und Frühfrösten die Ernte extrem schlecht ausgefallen, was wohl auf den 1815 erfolgten Ausbruch des Vulkans Tambora auf der Insel Sumbawa (Indonesien) und die dadurch verursachte weiträumige Verstaubung der Erdatmosphäre zurückging. Unmittelbare Folgen der Mißernte waren Lebensmittelknappheit und enorme Preissteigerungen, die wiederum Hunger und Elend eines großen Bevölkerungsteils nach sich zogen. »Das Jahr 1817 war ein schlechtes, ein Hungerjahr.«⁹ In einem zeitgenössischen Bericht heißt es u. a.: »Die halbe Bevölkerung schlich bettelnd umher, die hohläugige zerlumpte sieche Armee des Hungers; die Kinder verließen die Eltern und schrien nach Brot vor fremden Türen, aus welchen sie der gleiche Jammer angrinste. Viele trieb die Not zum Wahnsinn, viele zum Verbrechen . . .«¹⁰ Die Tagesschau-Konsumenten unserer Tage kennen diese Zustände aus den aktuellen Kriegsregionen des Globus, viele Ältere auch noch aus eigenem Erleben.

Das Königspaar ließ keine Zeit unnütz verstreichen. Während sich König Wilhelm I. mit den ungelösten politischen und administrativen Problemen befaßte, übernahm Königin Katharina – übrigens dem Vorbild ihrer Mutter folgend – zielstrebig und tatkräftig den sozialen Bereich. Da eine staatliche Sozialpolitik damals selbst in Ansätzen noch nicht existierte, kam es zunächst darauf an, die vorhandene herkömmliche Wohltätigkeit von Kirchen und Wohlhabenden gegenüber den Armen zu verstärken und zu koordinieren. Katharina entwarf zunächst den Plan eines Frauenvereins, der – mit einer Zentralleitung in Stuttgart und Bezirksleitungen in den einzelnen Oberämtern – Armenärzte anstellen und Arzneimittel, Kleidung, Brennmaterial, Lebensmittel beschaffen und verteilen sollte; sie erkannte aber offensichtlich rasch, daß die geplante Einrichtung sich damit selbst unnötig eingeschränkt hätte, und so wurde bereits am 29. Dezember 1816 im Alten Schloß in Stuttgart die Gründung eines Wohltätigkeitsvereins von den durch Katharina ernannten zukünftigen weiblichen und männlichen Mitgliedern der Zentralleitung des Vereins beschlossen.¹¹ Den Vorsitz der Zentralleitung übernahm Katharina persönlich. Im Frühjahr 1817 wurde durch ein königliches Reskript die Bildung von Bezirks- und Lokalwohltätigkeitsvereinen und die aktive Tätigkeit der staatlichen und kirchlichen Beamten in den Vorständen dieser Vereine angeordnet.

Mit dem Wohltätigkeitsverein und insbesondere mit dessen Zentralleitung hat Katharina eine staatliche Einrichtung unter ihrem unmittelbarem Protektorat – und dem aller späteren württembergischen Königinnen – geschaffen, die bis zum Ende der Monarchie 1918 auf einer Vielzahl von Gebieten sozialpolitisch tätig wurde und systema-

tisch die Behebung von sozialen Notständen im Land anging. Das belegt eindrücklich der umfangreiche Aktenbestand dieser Einrichtung, der heute im Staatsarchiv Ludwigsburg verwahrt ist.¹² In ihm befinden sich auch zahlreiche Akten aus Katharinas persönlichem Nachlaß, aus denen ersichtlich ist, wie engagiert und sachkundig sie in der kurzen ihr verbleibenden Zeit die Vorstandsgeschäfte führte.¹³ In der aktuellen Notsituation des Jahres 1817 konnte der Verein bereits, vor allem infolge des Einsatzes großer Beträge aus Katharinas Privatvermögen, viel zur Verbesserung der Lage beitragen, bis die gute Ernte im Herbst 1817 eine Entspannung ermöglichte. Festzuhalten ist auch, daß der Wohltätigkeitsverein die erste staatliche Einrichtung Württembergs ist, in der Frauen und Männer gleichberechtigt an verantwortlicher Stelle tätig waren.

Mit der Einrichtung des Wohltätigkeitsvereins und der Arbeit für seinen ständigen Ausbau, zu dem u. a. auch die 1818 erfolgte Errichtung der ersten Sparkasse gehörte, erschöpfte sich Katharinas Aktivität keineswegs. 1818 gründete sie das Katharinenstift als erste höhere Schule für Mädchen (»Töchter höherer Stände«) mit Internat. Die bereits oben erwähnte Tochter ihres Privatsekretärs von Buschmann war die erste Pensionärin dieses Instituts und berichtet, wie intensiv die Königin sich um alle Einzelheiten bei der Verwirklichung dieses Plans kümmerte, übrigens wieder in der Anlehnung an die Gründung ihrer Mutter in Petersburg.¹⁴ Der Lehrplan der Schule umfaßte deutsche und französische Sprache, Zeichnen, Rechnen, Religion, Tonlehre, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre, Himmelskunde, Anthropologie, körperliche Übungen und – erst an letzter Stelle – »die Erlernung weiblicher Arbeiten und Kunstfertigkeiten«.¹⁵ Auch der Plan für das erst nach ihrem Tod 1820 von König Wilhelm I. gestiftete Katharinen-Hospital geht auf sie zurück.

Der plötzliche, durch eine Gesichtsröze verursachte Tod Katharinas am 9. Januar 1819 war für König, Hof und das ganze Land »wie ein Blitz aus heiterer Luft«.¹⁶ Ihr Tod schien unfassbar. Die Landestrauer hätte wohl nicht amtlich angeordnet werden müssen, die Bevölkerung aller Schichten hatte auch ohne dies begriffen, daß hier eine Königin verstorben war, »die einen völlig anderen, völlig neuen Lebensstil kreiert« hat, »nämlich wirkliche Hingabe bis zur Aufopferung für das Land«.¹⁷

Der untröstliche Witwer, König Wilhelm I., ließ der Unersetzlichen ein höchst ungewöhnliches und weithin sichtbares bleibendes Denkmal errichten, das in einem kürzlich erschienenen Lebensbild der Königin deshalb als »württembergisches Tadsch Mahal« bezeichnet wurde¹⁸: der Rotenberg über dem Neckartal bei Esslingen, die altherwürdige Stammburg des Hauses Württemberg, wurde durch Abtrag

der mittelalterlichen Ruinen von Hofbaumeister Giovanni Salucci in den Jahren 1820 bis 1824 mit der auffälligen runden Grabkapelle gekrönt, die wohl jeder Einwohner der Region Stuttgart im Original und von unzähligen Abbildungen kennt. Nur Königin Katharina, König Wilhelm I. und ihre beiden Töchter sollten nach dem Willen des Königs dort beigesetzt werden. Ein immerwährendes Denkmal also für Katharina.

Anmerkungen und Bibliographie

- 1 Decker-Hauff, Hansmartin: Katharina von Rußland – Königin von Württemberg und ihr Hospital. Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 31. Stuttgart 1980, S. 20.
- 2 Ebd. S. 21.
- 3 Schieckel, Harald: Aus dem Umkreis der Königin Katharina von Württemberg – Erinnerungen der Katharina Römer geb. von Buschmann an Petersburg und Stuttgart. In: Zeitschrift für württ. Landesgeschichte 51, 1992, S. 255–293, hier: S. 262 f.
- 4 Ebd. S. 263.
- 5 Decker-Hauff, S. 24.
- 6 Schieckel, S. 268 f.
- 7 Decker-Hauff, S. 21.
- 8 Schieckel, S. 270.
- 9 Ebd. S. 278.
- 10 Rehm, Max: Königin Katharina von Württemberg. Stuttgart 1968, S. 24 f.
- 11 Ihme, Gerhard: Von der Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins zum Landeswohlfahrtswerk für Baden-Württemberg. In: Blätter der Wohlfahrtspflege, 1967.
- 12 Akten zur Wohltätigkeits- und Sozialpolitik Württembergs im 19. und 20. Jahrhundert. Bearb. von Wolfgang Schmierer, Karl Hofer und Regina Schneider. Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 42, Stuttgart 1983.
- 13 Ebd. S. 27 f., 30 usw.
- 14 Schieckel, S. 286 ff.
- 15 Schmierer, Wolfgang: Das Haus Württemberg und sein Einfluß auf die sozialpolitische Entwicklung des Landes im 19. Jahrhundert. In: 900 Jahre Haus Württemberg, Stuttgart 1984, S. 500–520, hier: S. 509.
- 16 Schieckel, S. 289.
- 17 Decker-Hauff, S. 28.
- 18 Hosseinzadeh, Sonja: Ein württembergisches »Tadsch Mahal«. In: Stuttgart für Frauen. Stuttgart 1992, S. 54–64.

Wilhelmine Canz (1815–1901)

Keine Halbheiten im Dienst für Gott und die Menschen

Wilhelmine Canz, eine Frau und eine große, starke Natur, die mit ganzer Seele sich dem widmet, was als Aufgabe vor ihr steht: Das ist die zunächst anonym bleibende Verfasserin des Romans »Eritis sicut Deus« und die Gründerin der Kleinkinderschule in Großheppach. Weniger als alles, was sie ist und was sie zu leisten vermag, kann sie nicht geben, Halbheiten kennt sie nicht. Nach dem in ihr wohnenden Gesetz gestaltet sie ihr Werk. Verwundungen setzt sie schöpferisch um. Gefordert weiß sich zum Streit auf der Seite des Glaubens gegen den Unglauben, zum Dienst für den lebendigen, persönlichen Gott, der seine Menschen hört und erhört. Und dieser Gott wird seiner Dienerin die Fähigkeit schenken, als Literatur einen Roman zu schreiben und mit einer sich langsam zusammenfindenden Schwesternschaft aus dem Nichts heraus eine Einrichtung zu schaffen, die sich in das 20. Jahrhundert hinein weiterentwickelt zum heutigen »Haus der Diakonie« mit einer Fachschule für Sozialpädagogik. Sie nimmt die geistige und soziale Herausforderung ihres 19. Jahrhunderts an. Sie tritt notfalls gegen Prälaten oder Mitglieder hauptstädtischer Komitees an, wenn es darum geht, die ihr zugefallene Aufgabe zu verwirklichen. Kraftquelle, Ausgangspunkt und Ziel ist die Berufung, die sie erfahren hat und immer wieder erfährt, an die sie in ihrem Gewissen gebunden ist und gebunden bleibt.

Am 27. Februar 1815 wird Wilhelmine Canz in Hornberg im Schwarzwald geboren. Der Vater Gottlieb Canz ist Oberamtsarzt, Glied einer der großen altwürttembergischen Pfarrersfamilien, aus der Theologen hervorgegangen sind, die in Tübingen einen Namen hatten. Er selbst konnte sich nicht zum Beruf des Pfarrers entschließen und studierte noch mit 32 Jahren Medizin. Die Mutter Christine Wilhelmine geborene Cronmüller stammt aus Oberurbach. Zusammen mit dem zwei Jahre älteren Bruder wächst Wilhelmine auf. Hornberg war am Anfang des 19. Jahrhunderts durch einen Gebietstausch von Württemberg an Baden gekommen; die altwürttembergische Familie fand sich plötzlich im Ausland vor.

Der Arztberuf ist für den Vater Berufung. Um aus Blättern Impfstoff für andere zu gewinnen, impft er seine Kinder gegen Pocken ohne Rücksicht auf die Folgen bei diesen. Die tödliche Krankheit holt er sich bei seinen Krankenbesuchen, zu denen er auch bei Regen und Schnee aufbricht. Er geht auf im Dienst für seinen Nächsten. Dabei ist er aufgeschlossen für die Natur und möchte seinen Kindern eine frohe Jugend schenken. Die Mutter ist eine herbe Gestalt, ihre Erziehungsmethoden sind streng. Die finanziellen Verhältnisse sind von Anfang an nicht rosig, man spart, und man muß sich einschränken. Das gilt besonders für die Zeit nach dem Tod des Vaters, der 1824 stirbt. Aussicht, die eigenen Gaben zu entfalten, etwas Großes bewirken zu können, besteht für das kleine Mädchen wenig. Geborgenheit kann sie bei der Mutter kaum erfahren; es bleibt abzuwarten, wie sie damit fertig werden würde. Verzicht auf sorgfältige, geregelte Ausbildung und vielleicht auf Ehe und Familie, in solchen Gegebenheiten wächst das Mädchen in das Leben hinein, und sie bleiben als Belastung trotz aller verklärenden Worte im Rückblick der Erwachsenen. Daneben steht eine gewisse künstlerische Anlage.

Nach dem Tod des Vaters zieht die Mutter mit den beiden Kindern nach Tübingen, wo Verwandte wohnen. Der Bruder besucht das Gymnasium und studiert anschließend Theologie, für Wilhelmine bleibt zunächst die allgemeine Schule. Erwacht ist aber die Freude am Lernen. Die Mutter ermöglicht ihr die Teilnahme an Privatstunden, die vor allem von Professorentöchtern besucht werden. Wilhelmine entwickelt nun Interesse an Literatur, an Geschichte, an Geographie, an Naturlehre. Sie liest viel, besonders die Klassiker und die »schöne Literatur aller Zeiten und Völker«; die Lehrer spüren die innere Beteiligung der begabten Schülerin. Dann aber zieht sie sich aus diesem Kreis zurück; sie hat erkannt, »daß es für das Kind einer Witwe jedenfalls besser sei, nur mit Seinesgleichen umzugehen«. Sie hilft der Mutter bei den häuslichen Arbeiten, ab und zu geht sie jedoch zu einem Ball oder zu einem Konzert, sie setzt ihre Malstudien fort; bleibende Eindrücke empfängt sie aus theologisch-erwecklichen Vorträgen.

Durch den Bruder und dessen Freunde wird sie mit der Hegelschen Philosophie bekannt und läßt sich von diesem in sich abgerundeten Gedankengebäude begeistern. Sie gerät in einen Zwiespalt zwischen Philosophie und gemütsbetonter tiefer Religiosität und fleht im Gebet um göttliche Hilfe. Da erlebt sie wohl zum ersten Mal eine Stimme, die sie ruft: »Du wirst einst eine große Ehre im Himmel haben, aber nicht durch diese Philosophie, sondern durchs Gegenteil, durch die Überwindung derselben.« Trotzdem gehen die inneren Kämpfe weiter, auch nachdem der Bruder eine Wandlung vom Hegelianer zum

erweckten Pietisten durchgemacht hat und sie bedrängt, Hegel endgültig abzuschwören. 1839 erhält der Bruder eine Pfarrstelle im badischen Schwarzwald, Mutter und Schwester begleiten ihn dorthin und führen ihm den Haushalt.

In das entlegene Dorf kommt ihr 1844 die Kunde von der Tübinger Antrittsvorlesung des Ästhetikers Friedrich Theodor Vischer, in der nach ihrem Eindruck »Gott komisch, lächerlich gemacht werden sollte«. Davor schaudert sie zurück, gleichzeitig lockt aber wieder das schon überwunden geglaubte umfassende System Hegels, von dem Vischer ausgeht. Hin und her gerissen zwischen Fascinosum und Tremendum trifft sie schließlich ihre Entscheidung: Verzicht auf ein von Menschengestalt errichtetes Gebäude, Annahme des in die Bibel eingegangenen göttlichen Wortes, der göttlichen Ordnung. Diese Entscheidung sieht sie je länger desto deutlicher als Gehorsam gegenüber einer Stimme, die zu ihr gesprochen hat und die ihr den ersehnten Seelenfrieden verbürgt. Sie hat ihre Berufung erfahren und wird wie der geliebte Vater den Dienst tun, der von ihr gefordert wird. Obwohl sie keinerlei Vorübung hat, macht sie sich daran, einen großen Roman zu schreiben.

So entsteht im Auf und Ab von zwei Etappen, unterbrochen durch Phasen von Krankheit und Depression, der Roman »Eritis sicut Deus«, der anonym 1853 in erster und 1855 in zweiter Auflage im Verlag des Rauhen Hauses in Hamburg erscheint; Bekannte haben die Verbindung dorthin geschaffen. Die Verfasserin schildert, wie Beziehungen leichtfertig eingegangen und beendet werden ohne Rücksicht auf den Partner und dessen Verzweiflung; Ehen werden gebrochen und scheitern; ein Kind wird versehentlich erstickt; ein Mord wird begangen; politische Agitation findet statt. Der Inhalt soll möglichst drastisch und kraß den verderbenden Einfluß der modernen Philosophie auf Leben und Zusammenleben der Menschen zeigen, die über die alte Wertordnung hinaus zu freier Entfaltung ihres Lebens drängen und sein wollen wie Gott. Die philosophischen Hintergründe sind geschickt, wenn auch nicht tiefgründig ausgeführt, und der Schauplatz ist Tübingen. Jeder halbwegs Kundige muß in der Hauptfigur des jungen Philosophen den Hegelianer Vischer erkennen, der damit bloßgestellt werden soll. Die Reaktion fällt aus, wie es zu erwarten war: Empörung wegen der Niedertracht und Perfidie des fanatischen Tendenzromans, über dessen kundigen Verfasser man rätselt, Zustimmung von seiten der Pietisten.

Für Wilhelmine Canz ist damit das Werk eines ersten Lebensabschnitts vollbracht. Mit dem Roman hat sie Probleme ihrer eigenen Entwicklung angesprochen und gelöst. Sie hat klar gemacht, zu welchen Verwirrungen und Katastrophen der selbstherrliche Hegelianis-

mus führt, und sie hat offengelegt, daß diese Philosophie in ihrer zerstörenden Wirkung Auflehnung gegen Gott ist, der Ordnung und Harmonie will.

Während der Zeit, in der Wilhelmine Canz an ihrem Roman arbeitet, verheiratet sich der Bruder, ein halbes Jahr später stirbt die Mutter, und vier Jahre später, im Herbst 1854, ereilt auch den Bruder der Tod. Nun ist die Tochter und Schwester fast ganz frei von Verpflichtungen innerhalb der Familie, nun kann sie und muß sie sich nach einer neuen Aufgabe umsehen. Im Pfarrhaus des Bruders hatten sich Verbindungen ergeben zu Regine Jolberg, die in Nonnenweier aus einer Kleinkinderschule das erste Mutterhaus für Kleinkinderpflegerinnen gemacht hatte; von dort erhält sie den Anstoß, in Württemberg eine ähnliche Anstalt zu gründen. Nach einigem Widerstreben faßt sie den Entschluß, das Werk zu wagen.

War die Arbeit am Roman ein Schritt auf ein Gebiet gewesen, auf dem sie noch keine Erfahrungen hatte sammeln können, so kann sie jetzt in der Heimat ihrer Familie, in Württemberg, ihre hauswirtschaftlichen Kenntnisse, auch ihr Geschick bei Handarbeiten und beim Malen unmittelbar einsetzen, die Ausbildung von jungen Schwestern würde ihr als Hausmutter einen Ersatz für die eigene Familie geben. Vor allem aber kann sie damit ihr Grundanliegen weiter verfolgen, nämlich für die Erkenntnis zu streiten, daß es wirklich einen Gott gibt, der bewußt über der Welt waltet und der zu den Menschen spricht: »Wenn Du fromm bist, so bist Du angenehm. Bist Du aber nicht fromm, so ruht die Sünde vor der Tür.« Die Schwestern und durch diese die Kinder zu dieser Erkenntnis zu leiten, die Beschäftigung mit allen vom Wesentlichen ablenkenden Erziehungsaufgaben aber nur soweit zu berücksichtigen, als sie nötig sind zur Vorbildung für den späteren Besuch der Schule, das etwa dürfte das Programm gewesen sein, mit dem sie an der Gründung einer Anstalt für die Ausbildung von Kinderpflegerinnen geht, die dann zur Verfügung stehen für einzelne Gemeinden und deren Kleinkinderschulen.

Wiederum sieht sie ihren Entschluß nicht aus eigenem Willen geboren, sondern als Gehorsam gegenüber einer Weisung Gottes, dessen Anwalt sie ist. Gott handelt immer nur durch den Menschen als sein Werkzeug, seine Wunder geschehen mitten im Leben; Gott kann man nur dienen, indem man Menschen dient. Durch ihren Dienst könnte sich vielleicht das Wunder ereignen, daß das Wissen um den lebendigen Gott und um dessen Anspruch an den Menschen mitten im Unglauben des 19. Jahrhunderts zunimmt. Sie weiß gewiß von dieser der Welt zugrunde liegenden Urordnung, deshalb ist sie befugt, zu reden und zu handeln, und deshalb tut sie es.

Der Anfang ist schwer. Wilhelmine Canz kommt aus Baden und

will etwas Neues, in Württemberg bestehen um die Mitte des 19. Jahrhunderts schon zahlreiche Anstalten diakonischen Charakters: Ist tatsächlich noch eine andere notwendig? Eine erste Bitte um Unterstützung und Förderung richtet sie an Prälat Sixt Karl von Kapff, den Vertrauensmann der Pietisten im Land, denn dort ist sie ja innerlich beheimatet. Der Kirchenmann, der soeben an der Gründung des Diakonissenhauses in Stuttgart mitgewirkt hat, lehnt »kalt und schroff« ab, der Pfarrer in Großheppach, in der unmittelbaren Nachbarschaft des Herkunftsortes der Mutter, zeigt sich gleichgültig. Ein Jahr später, 1855, erhält sie selber Geld für die zweite Auflage des Romans, eine Spende von Unbekannt fließt ihr zu. Nun kann sie in Großheppach ein älteres Haus mieten, in das sie selber mit einer Nichte einzieht. Eine Kleinkinderschule für Großheppach wird eingerichtet. 1856 melden sich zwei Schwesternschülerinnen. Ein Anfang ist gemacht.

Trotzdem bleibt der Weg mühsam. Nicht alle, die kommen, eignen sich für den Beruf als Kleinkinderschwester. Es gibt Intrigen, es fehlt manchesmal am Durchhaltevermögen. Wilhelmine Canz muß bei schweren menschlichen Schicksalen eingreifen und Entscheidungen treffen, wenn nach der Ausbildung die Schwestern in einer Gemeinde nicht das Leben einer unverheirateten Frau meistern oder in Depression verfallen. So streng, wie sie gegen sich selber ist, so streng ist sie auch gegenüber ihren Schülerinnen. Dagegen soll das Mutterhaus allen eine Heimat bieten, in der auch kleine Feste gefeiert werden. Daneben fehlt es oft am lieben Geld. Die Schülerinnen können kein Kostgeld bezahlen. Eine kleine Landwirtschaft soll die wichtigsten Grundnahrungsmittel liefern. Aber eingelagerte Kartoffeln verfaulen; es hat zunächst den Anschein, daß eine Kuh doch nicht genügend Milch gibt. Oft erscheint es Wilhelmine Canz wie ein Wunder, wenn solche Notsituationen überwunden werden. Das Haus muß repariert werden und wird zu klein. Spekulationen mit Aktien, auf die sie sich später einläßt, erweisen sich als Fehlschlag; auch das muß verkrastet werden.

Nach etwa sechs Jahren sind die größten Schwierigkeiten überwunden, die Spenden fließen reichlicher. Die Ausbildung verläuft in geregelten Bahnen nach dem Vorbild der Jolbergschen Anstalt in Nonnenweier. Die Schwestern tragen eine Tracht und werden für ihre Arbeit eingeseget. 1861 erkennt die Zentraleitung des Wohltätigkeitsvereins in Stuttgart die Anstalt an und schickt Schülerinnen. Gleichzeitig bildet sich aber in Stuttgart ein Hauptkomitee und in Großheppach ein Ortskomitee für die Arbeit an den Kindern. Mit dem Ende der schlimmsten finanziellen Sorgen beginnt nun der Kampf um die Selbständigkeit oder um den langsamen Rückzug von Wilhelmine Canz aus der alleinigen Leitung. Sie setzt es trotzdem durch, daß

ihr Mutterhaus nicht an das Stuttgarter Diakonissenhaus angeschlossen wird, daß aus dem Gedankengut von Fröbel Einzelheiten übernommen werden wie Baukasten und Legetäfelchen. Es wird gezeichnet, geflochten und gefaltet; die Kleinen sollen »das Formenwesen verstehen« lernen. Das Ziel bleibt aber eine christlich bestimmte Kleinkinderschule mit biblischer Geschichte, kein Kindergarten. 1881 erhält das Mutterhaus als »Bildungsanstalt für Kleinkinderpflegerinnen« neue Statuten. Eine ausgebildete Schwesternlehrerin kommt 1887 nach Großheppach, 1895 wird ein Inspektor in die Leitung berufen. Das Problem der alt und krank Gewordenen wird gelöst, indem die Schwestern seit 1891 zur Invalidenversicherung angemeldet werden; seit dem Beginn sind immerhin über 200 Schwestern in Großheppach ausgebildet worden.

Trotz mancher Spannungen hat Wilhelmine Canz auch den Übergang des Mutterhauses in eine feste, von ihr unabhängige Organisationsform verkraftet, die ihrem Werk den Weg in die Zukunft möglich macht. Sie erhält für ihre Verdienste im Jahr 1871 den württembergischen Olgaorden, die Anerkennung der Öffentlichkeit ist endgültig. Sie hat nun Zeit, sich intensiv theologischen und philosophischen Fragen zuzuwenden. Sie liest den »Schwäbischen Merkur«, befaßt sich mit dem Apostolikumsstreit und mit der Geschichte des Papsttums, mit Feuerbach und mit Nietzsche. Sie denkt über das Problem des Sozialismus nach und weist auf den fehlenden Antrieb zur Eigeninitiative hin, wenn der Staat oder die Gesellschaft als totale Versorgungsanstalt aufgefaßt werden. Die direkten Steuern lehnt sie ab zugunsten von Steuern auf Genußmittel. Sie wendet sich gegen den Opiumhandel der Engländer in China und gegen den Schnapshandel der Deutschen in Afrika. Im übrigen ist sie eine glühende Verehrerin des Deutschen Kaiserreichs unter der Führung des protestantischen Preußen. So bleibt sie bei aller Einbindung in den einmal errungenen geistlichen Horizont eine genaue Beobachterin der Zeitgeschichte. Am 15. Januar 1901 stirbt sie in Großheppach.

Wilhelmine Canz schuf ihren Roman und ihr Mutterhaus auf dem geistigen Nährboden der Erweckungsbewegung. Mit den inneren Kämpfen, die sie zunächst zu bestehen hatte, hatte sie Teil an den allgemeinen Auseinandersetzungen in Württemberg um die Philosophie Hegels als dem Höhepunkt des Deutschen Idealismus, die sich auf die Ablehnung der theologischen Konzeption von David Friedrich Strauß in dessen »Leben Jesu« (1835) und der Ästhetik von Friedrich Theodor Vischer vor allem durch den Pietismus des 19. Jahrhunderts konzentrierten. Im »Christenboten« hatte Kapff den Unglauben angeprangert, der ihm bei Strauß entgegnetrat; 1844 hatten vier Stuttgarter Pfarrer an demselben Ersten Advent in großer Demonstration

gegen Vischer gepredigt. Dagegen sollte in Württemberg ein Bollwerk errichtet werden. Zu demselben Zweck und als Zeichen für das kommende Reich Gottes waren die vielerlei Rettungsanstalten entstanden. Die Erweckungsbewegung stemmte sich gegen die Säkularisierung und gegen den Liberalismus; nicht der Mensch, sondern Gott ist der Mittelpunkt.

Gleichzeitig nahmen aber die Erweckungsbewegung und Wilhelmine Canz Impulse ihrer Zeit auf. Sparsam und beharrlich arbeitend, sollte wirtschaftlich ein Fortschritt erzielt werden, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit waren gefragt. Wilhelmine Canz konnte an Oberlin und Pestalozzi anknüpfen, mußte diese Anknüpfung aber auf das Pragmatische einschränken, denn Ausgangspunkt und Ziel waren verschieden: dort Humanismus, hier die ins Leben umgesetzte Frömmigkeit des Pietismus. Nicht aus emanzipatorischem Antrieb, sondern weil vor Gott Mann und Frau gleich sind, fühlte sich Wilhelmine Canz berechtigt für ihr Programm, das gerade auch der nicht verheirateten Frau zu einem sinnvollen Beruf verhelfen und sie zu einem nützlichen Glied der Kirche machen konnte.

Roman und Gründung der Kleinkinderpflege, die beiden Teile des Lebenswerkes von Wilhelmine Canz, bilden eine letzte innere Einheit, sie fließen aus dem Dienst, zu dem sie sich gerufen wußte. Ihre letzte Größe bestand aber wohl darin, daß sie ihr Werk sich entfalten ließ. Sie wuchs über sich selbst hinaus, indem sie ihrem Werk die Freiheit schenkte, in eine andere Zeit hinein sich zu entwickeln. Die geistige Grundlage war so tief, daß sie die modernen Formen der Ausbildung und der diakonischen Arbeit an Kindern und Alten tragen kann.

Bibliographie

[Canz, Wilhelmine:] *Eritis sicut Deus*. Hamburg 1853, ²1855

[Canz, Wilhelmine:] *Aufschlüsse über Eritis sicut Deus*. Bremen und Leipzig 1860

Canz, Wilhelmine: *Gibt es einen lebendigen Gott? Antwort mit Zeugnissen*. o. O. 1896

Pfarrer Drehmann (Hrsg.): *Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Mutterhauses für Kleinkinderpflegerinnen in Großheppach*. Stuttgart 1906

Düring, Willi (Hrsg.): *Nach-Denken*. 100. Gruß der Großheppacher Schwesternschaft. Kind und Schwester, 37. Jahrgang 1991

Kramer, Carla: *Wilhelmine Canz – Schriftstellerin und Gründerin der Großheppacher Schwesternschaft 1815–1901*. Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. 14. Stuttgart 1980 (mit weiteren Literaturangaben)

Lina Hähnle (1851–1941)

Nicht nur Vogelmutter

Wirksamer Umwelt- und Naturschutz ist heute nicht nur aufgrund gesetzlicher Regelungen, sondern auch angesichts der katastrophalen Diagnosen über den Zustand unserer Umwelt im Bewußtsein des einzelnen verankert. Dennoch ist er keine Erfindung des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Bereits mit dem Beginn der Industrialisierung im 19. Jahrhundert zeigten sich die ersten einschneidenden Auswirkungen auf Landschaft, Tier- und Pflanzenwelt. Der Gipfel des Eisbergs wurde früh in der augenfälligen Abnahme bestimmter Vogelarten ausgemacht. Naturschutz gewann damit zunehmend auch eine gesellschaftliche Bedeutung. Bereits 1888 wurde das erste reichsdeutsche Vogelschutzgesetz ins Werk gesetzt, dessen Wirkung praktisch aber verpuffte, weil es, modern ausgedrückt, weiten Teilen der Bevölkerung an Umweltbewußtsein fehlte.

Es blieb lokalen Initiativen und Vereinigungen überlassen, die ab 1870 erste Anstrengungen unternahmen, den Schritt in die breite Öffentlichkeit zu tun.

Zu diesen Pionieren gehörte auch Lina Hähnle. Sie suchte, zunächst ausgehend von privatem Interesse, konsequent einen Weg über die Öffentlichkeit und über die Vereinsorganisation. 1899 gründete sie mit dem »Bund für Vogelschutz« den ersten deutschen Naturschutzverband, in dem sie fast vierzig Jahre lang bis ins hohe Alter von 88 Jahren den Vorsitz führte.

Lina Hähnle wurde am 3. Februar 1851 in Sulz am Neckar geboren, heiratete mit zwanzig Jahren Hans Hähnle, den Begründer der deutschen Filzindustrie. Sie saß, metaphorisch gesprochen, als Kommerzienrätsgattin im goldenen Käfig und hätte in diesem beschaulich auch sitzenbleiben können, wenn sie sich nicht zu der Erhaltung der wildlebenden Vogelwelt und ihrer Lebensräume verpflichtet gefühlt hätte. Industriellengattin und Mutter von sechs Kindern einerseits, andererseits Naturfreundin, die in zeitaufwendiger Aufklärungsarbeit in der Öffentlichkeit und der Gründung einer Institution aufging, all

das jenseits einer bloß ideellen Schwärmerei für die Natur, wie paßte das zusammen?

Es ging Lina Hähnle nicht um eine rückwärts gewandte antimodernistische Naturromantik. Ihr gesellschaftlicher Hintergrund war das Honoratiorenmilieu der Gründerjahre, der Ehemann ein typischer Vertreter des erfolgreichen Selfmademan und Fabrikanten. Er entstammte einer wohlhabenden Müllersfamilie und hatte im Alter von zwanzig Jahren bereits seine erste Firma, die »Württembergische Wollfilz-Manufaktur«, gegründet, die sich im Wirtschaftsboom der Zeit rasant entwickelte und im Jahre 1881 in der Gründung der »Vereinigten Filzfabriken« gipfelte. Diese entwickelten sich in der Folge zu einem Unternehmen mit weltweiter Verflechtung. Eine schwäbische Musterfirma also, passend zum Elan der Gründerjahre, der erste Großbetrieb im kleinstädtisch geprägten idyllischen Giengen an der Brenz.

Hier führte Lina Hähnle zunächst das typische Leben einer wohlhabenden Frau an der Seite des Mannes mit entsprechenden gesellschaftlichen Verpflichtungen. Aber die Hähnles vertraten in Bezug auf die soziale Sicherung ihrer Mitarbeiter Auffassungen, die weit über die Zeit hinausreichten. So existierte eine hauptsächlich von der Firma getragene freiwillige Arbeiterkrankenversicherung lange vor der gesetzlichen Regelung von 1883. Eine weitere Komponente des öffentlichen Engagements zeigt Lina Hähnle in der Einrichtung einer Kinderkrippe für die Arbeiterkinder der Firma im ehemaligen Wohnhaus der Familie in Giengen. »Auch dieser Institution hat sie ihre Arbeitskraft ... gewidmet. Im Verbund mit den für die Arbeiter der Filzfabrik von ihrem Mann im Jahre 1909 gestifteten Wohnhäusern auf der Giengener 'Bleiche' war dies eine richtungsweisende soziale Leistung.«¹

Während Hans Hähnle als Reichs- und Landtagsabgeordneter die Industrialisierung und den Eisenbahnbau, also die wirtschaftliche Erschließung der Region, vorantrieb, übernahm Lina Hähnle die Rolle einer Anwältin der Natur. Dabei soll nicht der Eindruck entstehen, es hätte sich hierbei um ein Gegeneinander der Ehepartner gehandelt, denn dabei dürfen die jahrelangen enormen finanziellen Aufwendungen für den Naturschutzverband aus dem Hähnleschen Privatvermögen keinesfalls übersehen werden. Lina Hähnles Engagement bewegte sich anfänglich noch im Rahmen des gesellschaftlichen Selbstverständnisses einer aufgeklärten, liberalen Unternehmerschicht und innerhalb der traditionellen Rollenverteilung, etwa im Sinne des Klischees der Frau als Hüterin von Heim, Herd und Natur. Aus diesen vorwiegend karitativen Ursprüngen vollzog Lina Hähnle 1898 – sie war bereits 47 Jahre alt – mit der Gründung des »Schwäbischen

Bundes der Vogelfreunde« zunächst den Schritt in die Organisation aller Einzelvereine der schwäbischen Region. Lina Hähnle wurde von ihrem über die Landesgrenzen reichenden Erfolg selbst überrascht und mußte feststellen, daß der bisherige Umfang der Organisation zu begrenzt und eine Öffnung auch auf andere Landesteile erforderlich war. Nur ein Jahr später wurde am 1. Februar 1899 mit der Gründung des »Bundes für Vogelschutz« in Stuttgart ein weitreichender Schritt in eine breitere Öffentlichkeit unternommen. Lina Hähnle unternahm als Vorsitzende des Bundes den Versuch, bereits bestehende lokale Vereinigungen und Gruppen, die sich dem Naturschutz verschrieben hatten, in einem gemeinsamen, größeren Sammelbecken zu binden und eröffnete damit den Weg für einen überregionalen und schlagkräftigen Verband. Der Gründungsaufwurf des Bundes für Vogelschutz vom 23. Januar 1899 nannte zusätzlich zu den konkreten lokalen Vorhaben auch Eingaben an den Reichstag, z. B. bezüglich des internationalen Vogelschutzes, aber auch Aufbauarbeit und pädagogische Bemühungen um das Naturverständnis der Jugend. Wie der erste Jahresbericht des Bundes für Vogelschutz verzeichnet, waren bei der ersten Hauptversammlung bereits 1000 Menschen dem Aufruf gefolgt und dem Verband beigetreten. Der Anstieg der Mitgliederzahlen bis Ende 1899 ist beeindruckend. »Schon im ersten Jahrgang beträgt seine Mitgliederzahl über 3500, das stellt ihn sofort in die Reihe der größten Vereine Deutschlands.«²

»Sein Hauptaugenmerk wird er u. a. darauf richten, die verschiedenen Vereine, welche dasselbe Ziel verfolgen, mit sich zu vereinigen, da nur durch ein zielbewußtes, starkes Zusammenwirken Erfolge erzielt werden können.«³

Der Rahmen einer allgemein akzeptierten Betätigung einer Frau wurde auf diese Weise überschritten. Daß gerade eine Frau, überdies die Gattin eines Industriellen, der Idee des Naturschutzes auf die Sprünge helfen wollte, sprengte die damals festgeschriebenen Etiketten und Erwartungen. »Als Frau Hähnle ihren Ehemann für dieses Tun um Erlaubnis fragte, erhielt sie zur Antwort: 'Du kannst es tun und ich will es unterstützen, aber mache unserem Namen keine Unehre'.«⁴

Keine unkritische Reaktion und keine Freudensprünge von Hans Hähnle also, aber auch keine Behinderungsversuche seitens des liberalen Fabrikanten. Der Erfolg gab Lina Hähnle trotz einiger Unkenrufe über ihre mangelnde Eignung und der Belastung durch ihre Kinder recht. Anfangs fühlte sie sich selbst ein wenig überfordert, aber sie konnte, wie sie selbst formulierte, »die rücksichtslose Ausbeutung der Natur einfach nicht mehr mit ansehen«.⁵

Mit der Forderung nach Vogel- und Naturschutz wurden die

Interessen der Industrie sowohl kritisiert als auch beschnitten, zogen doch in der Folge der Arbeit des Bundes und mit dessen wachsenden Mitgliederzahlen die staatlichen Ordnungskräfte mit gesetzlichen Regelungen nach. Das Reichsvogelschutzgesetz wurde am 30. Juli 1914 noch durch eine Verfügung über den Schutz von Vögeln entscheidend verschärft.⁶

Die Aufklärungsarbeit in der Öffentlichkeit zielte aber nicht nur auf den überregionalen oder staatlichen Rahmen. Eines der ersten Ziele war ein Angriff auf die Frauenmode der Zeit.⁷ Den Kopfbedeckungen sollten die hochstehenden Reiher- und Paradiesvogelfedern geknickt werden. Die phantasievoll arrangierten Vogelbälger sollten von den Hüten verschwinden, war doch diese Art der Trophäenjagd verantwortlich für eine auffallende und zunehmende Dezimierung dieser Arten. Klar wird an diesem Beispiel, daß es hier keinesfalls allein um die Erhaltung der heimatlichen Flora und Fauna gehen sollte. Bereits im Gründungsjahr prangerte der Bund für Vogelschutz den Rückgang der Vogelbestände in Italien an, die, in Netzen gefangen, als gaumenkitzelnde Delikatessen verzehrt wurden.⁸

1899 wurde das erste Schutzgebiet des Verbandes, die »Vogelinsel«, bei Giengen eingerichtet. Lina Hähnle trieb durch kontinuierlichen privaten Landerwerb die Einrichtung von Bann- und Naturschutzgebieten ab 1909 immer stärker voran. So entwickelte sich als wohl bekanntestes Beispiel der Federsee im Lauf der Zeit zum größten Vogelschutzgebiet Süddeutschlands: »Schon im Jahre 1911 . . . erwarb Lina Hähnle eine 16 ha umfassende Riedfläche zwischen Buchau und dem Nachbarstädtchen Moosburg für den Vogelschutzbund.« Dieses Terrain wurde der »Bewirtschaftung entzogen und der artenreichen Federsee-Vogelwelt als ungestörter Brut- und Lebensraum überlassen«.⁹ Das erworbene Grundstück wurde nach und nach erweitert, 1939 für den gesamten Federseeraum gültig und von der württembergischen Staatsregierung qua Verordnung zum offiziellen Naturschutzgebiet erklärt.

Daß Lina Hähnle nicht der Welt von gestern zuzurechnen war, zeigte bereits die Aufnahme einer weiteren Frau in den Gründungsvorstand und die hohe Repräsentation von Frauen innerhalb des Bundes. Der § 4 der Satzung lautet: »Der Vorstand besteht aus 12 Personen beiderlei Geschlechts.«¹⁰ Und im Jahre 1903 »waren unter Frau Hähnles organisatorischer Leitung 24 der 59 'lokalen Sammler' ebenfalls Frauen.«¹¹ 1904 wurde darüber hinaus u. a. auf Anregung von Frau Hähnle »ein ›Internationaler Frauenbund für Vogelschutz‹ gegründet«,¹² dessen Vorstand sie ebenfalls angehörte.

Lina Hähnle erreichte mit enormem persönlichen Einsatz in unzähligen Vorträgen und durch Einsatz der damals modernsten Me-

dien, z. B. der Verwendung von Filmen und Lichtbildern bei Vorträgen, durch Werbung mit Postkarten und Schallplattenaufnahmen, das Bewußtsein der breiten Bevölkerung, deren Beitritt durch den extrem niedrigen Mitgliederbeitrag von 50 Pfennig ermöglicht wurde. Der Bund für Vogelschutz gab sich ausgesprochen unpolitisch und war keinesfalls gegen die bestehende Ordnung gerichtet. Im Gegenteil: Lina Hähnle gelang es, einflußreiche Personenkreise des öffentlichen Lebens für ihre Ideen als Fürsprecher zu verpflichten, und integrierte damit innerhalb des Verbandes sowohl die breite Masse als auch die Standeselite, die vom gekrönten Haupt über den Adel, vom amerikanischen Präsidenten Wilson bis zum Industriellen in der Mitgliederliste vertreten war.¹³

Lina Hähnle verstand sich aber nicht allein als Anwältin der Natur, sondern wußte auch die Interessen der Menschen weitsichtig zu vertreten. Dies verdeutlicht die Satzung der »Hans-Hähnle-Krippe«, die die sozial Schwachen in Giengen auch in den von Inflation und Arbeitslosigkeit geprägten Nachkriegsjahren unterstützte. Anlässlich der Umwandlung der Kinderkrippe in einen Verein heißt es am 23. Dezember 1921: »Zweck des Vereins ist die Weiterführung der ... in Giengen geführten Kinderkrippe, welche den ausschließlichen Zweck hat, kleine Kinder, deren Mutter oder sonstige Erziehungspflichtige auf Erwerb angewiesen oder anderweitig in der Pflege der Kinder behindert sind, tagsüber in Verwahrung zu nehmen.«¹⁴

Bei diesen vielseitigen Betätigungsfeldern findet das geflügelte Wort von der »deutschen Vogelmutter« Lina Hähnle bereits hier eine Entkleidung vom nationalen und sentimentaligen Gehalt. Diese vorwiegend von emotionalen und rollenspezifischen Werthaltungen bestimmte und dem traditionellen Rollenschema der »Mutter« voll entsprechende Etikettierung zeigt, wie sehr das Bedürfnis bestand, die Arbeitsleistung Lina Hähnles einer gewohnten Frauendomäne zuzuweisen. Wen nimmt es Wunder, daß sich damit der Blick auf das Organisationstalent und die pragmatischen Fähigkeiten dieser Frau als Verbandschefin verstellt.

Anmerkungen

1 Wilfried Knöringer. In: Heidenheimer Zeitung, 3.2.1981.

2 Jahresbericht des Bundes für Vogelschutz. In: Arnold, Friedrich (Hrsg.): Bund für Vogelschutz, Kalender für 1900, S. 2.

3 ebenda S. 8.

4 Veranstaltungskalender Bad Buchau/Federsee für den Monat Mai 1974, S. 8.

5 Hanemann, Horst; Simon, Jürgen M.: Deutscher Bund für Vogelschutz

- e. V.. Die Chronik eines Naturschutzverbandes von 1899–1984. Wiesbaden 1987, S. 21.
- 6 Flucht, Otto: Der Naturschutz in Württemberg. Stuttgart 1922, S. 48.
- 7 Siehe dazu: Aufruf des Bundes für Vogelschutz. In: Brenztalbote, 25.1.1899, bzw. Benecke, Walter (Hrsg.): Blätter für Naturschutz und Heimatpflege. 2. Jahrgang, Nr. 9, Berlin 1916, S. 8.
- 8 Siehe Brenztalbote, Jahrgang 1899, in Fortsetzungen vom 23.1.–27.1.1899.
- 9 Veranstaltungskalender Bad Buchau/Federsee, a. a. O., S. 9 f.
- 10 Jahresbericht, a. a. O., S. 1.
- 11 Zit. nach: Hanemann; Simon, a. a. O., S. 24.
- 12 Zit. nach: Hanemann; Simon, a. a. O., S. 34.
- 13 Siehe Hanemann; Simon, a. a. O., S. 37.
- 14 Aktenordner »Familie Hähnle«. Stadtarchiv Giengen/Brenz.

Bibliographie

- Arnold, Friedrich (Hrsg.): Bund für Vogelschutz, Kalender für 1900
- Barthelmeß, Alfred: Vögel, Lebendige Umwelt. München 1981
- Benecke, Walter (Hrsg.): Blätter für Naturschutz und Heimatpflege. 2. Jahrgang, Nr. 9, Berlin 1916
- Bund für Vogelschutz (Hrsg.): Jahrbuch für Vogelschutz 1927. Stuttgart 1927
- Hanemann, Horst; Simon, Jürgen M.: Deutscher Bund für Vogelschutz e. V. Die Chronik eines Naturschutzverbandes von 1899–1983. Wiesbaden 1987
- Leonhard, Martin: Umweltverbände. Opladen 1986
- Wey, Klaus-Georg: Umweltpolitik in Deutschland. Kurze Geschichte des Umweltschutzes in Deutschland seit 1900. Opladen 1982

Quellen

- Stadtarchiv Giengen/Brenz
Archiv Erbegemeinschaft Hähnle

Lisa Rees-Stier (1872–1976)

Die beste Bettlerin im ganzen Kreis

1872 in Rottenburg am Neckar geboren, wuchs Lisa Rees mit vier Geschwistern in einem wohlhabenden Elternhaus auf, in der sogenannten Klause, einem ehemaligen Kloster. Wir kennen jene Jahre als die Gründerzeit, und auch Lisas Vater war ein typischer Protagonist jener Generation. Er besaß u. a. Hopfengärten, deren Ernte sich damals gut und gewinnbringend verkaufen ließ. Neben landwirtschaftlichem Besitz gehörten ihm auch Schafherden, die die Schäfer bis nach Paris trieben. Die Wolle erzielte damals dort einen höheren Preis als im Schwabenland.

Der Vater sorgte in einem behüteten häuslichen Milieu für eine fundierte Schulausbildung seiner Kinder. Das Internat des Klosters in Offenburg, auch mit französischen Schwestern, schien der richtige Ort. Die Erziehung war streng, auch was das sittliche Verhalten betraf (ein kleines Schlaglicht: die Lektüre von Scheffels damals erschiene-nem »Trompeter von Säckingen« war nicht erlaubt – wir mögen heute darüber lächeln).

Die Grundsätze christlicher Weltanschauung und Glaubenshaltung, die schon im Elternhaus gelegt und im Offenburger Internat gefestigt wurden, sollten für Lisa Rees während ihres langen Lebens verbindlich bleiben. Dazu gehörte ein ausgesprochen soziales Empfinden; mit einer Selbstverständlichkeit fühlte sie sich notleidenden Menschen gegenüber in die Pflicht genommen, das Helfenkönnen bedeutete für sie ein Glück.

Dem Wunsch, ein Studium ergreifen zu dürfen, kam der Vater nicht nach. Er vertrat die damals herrschende Meinung, seine Tochter habe es »nicht nötig«, später einmal einen Beruf zu ergreifen. Ein Mädchen sollte heiraten. Der sehr begüterte Lehrer Carl Rees wurde 1894 ihr Ehemann. Die Ehe gestaltete sich glücklich. Zunächst lebte das junge Paar in Wasseralfingen, doch 1897 gab Carl Rees seinen Beruf auf und zog nach Lörrach, wo er eine Mineralwasserfabrik kaufte, und 1924 kam noch eine Druckerei dazu.

Lisa Rees fühlte sich schnell heimisch in Lörrach, zumal da die

große Stadt Basel in der Nachbarschaft lag und ein Theater besaß, das sie mit ihrem Mann ebenso eifrig besuchte wie Konzerte. Lesen gehörte zu ihren Lieblingsbeschäftigungen. Sie begeisterte sich für die Natur, für das Wandern in den Alpen und in Italien – 1906 bestieg das Ehepaar den Vesuv!

Obwohl nach und nach vier Kinder die Familie vergrößerten – allerdings gab es genügend Hilfskräfte im Haus – und Lisa Rees auch im Büro des Geschäftes mithalf, wendete sie sich engagiert sozialen Aufgaben zu. Sie leistete hier Pionierarbeit, begann doch in jener Zeit – gerade in der Kleinstadt – die Frau erst langsam in der Öffentlichkeit aufzutreten.

Das Aufgeschlossensein für soziale Probleme hatte Lisa Rees früh von ihrer Mutter vermittelt bekommen, und private Hilfe erwies sich in der Tat als notwendig, denn Hilfsorganisationen wie den Caritasverband zum Beispiel gab es damals in Lörrach noch nicht. In der Nachbarschaft ihres Hauses standen die sogenannten »Kosthäuser«, eine Arbeitersiedlung einfachsten Zuschnitts, und Lisa Rees erkannte schnell, daß Hilfe hier notwendig war. Die Arbeiter bekamen niedere Löhne, waren dabei aber oft Väter von kinderreichen Familien, und zur Armut kam häufig noch Krankheit hinzu. Die Mütter mußten mühevoll mit Heimarbeit dazuverdienen. Bald erkannte Lisa Rees, daß aller Not allein nicht beizukommen sei, daß eine wirksame Hilfeleistung auf eine breitere Basis gestellt sein müsse. So gründete sie mit zwei anderen Frauen 1897 den Katholischen Mütterverein (später: Müttergemeinschaft) in der Kirchengemeinde St. Bonifatius, dessen vorwiegendes Ziel es war, karitative Aufgaben zu übernehmen, besonders aber jungen Müttern zu helfen. Über fünf Jahrzehnte war Lisa Rees Vorsitzende dieses Vereins und bis zu ihrem Tod Ehrenvorsitzende.

Der Verein beschenkte zum Beispiel an Weihnachten Kinder und Mütter aus den armen Bevölkerungsschichten. Nicht nur Weihnachtsgebäck wurde in großen Mengen hergestellt und verteilt, die Frauen sollten auch praktische Dinge erhalten, zum Beispiel Stoff, um Kleider für sich und die Kinder nähen zu können. So klopfte Lisa Rees bei den Direktoren der Textilfabriken an und bat um Stoffreste. Freundlich, couragiert und im besten Sinne penetrant, hatte sie dabei immer Erfolg. Schmunzelnd erzählte sie später, der Herr Direktor von KBC habe sie in jener Zeit als die beste Bettlerin im ganzen Kreis bezeichnet. Sie war stolz auf diesen »Titel«. Dankbar erinnerte sie sich im Alter auch daran zurück, daß sie von den Firmen immer unterstützt worden sei. Unzählige Basare des Müttervereins hat sie bis ins hohe Alter mit ihren fleißigen und zuverlässigen Helferinnen betreut, und stets wurden die Erlöse karitativen Zwecken zugeleitet. Ihrer Ge-

schicklichkeit und klugen Umsicht war es zu verdanken, daß der Katholische Mütterverein in den Jahren des Dritten Reiches nicht wie in anderen Städten verboten wurde, sondern in Zurückgezogenheit weiterarbeiten konnte.

Bei ihren Besuchen in den nahen »Kosthäusern« erkannte Lisa Rees, daß die Kinder nicht genügend betreut werden konnten, während die Mütter arbeiten mußten. So befaßte sie sich mit dem Gedanken, eine Kinderschule zu gründen, und ihr Drängen sollte Erfolg haben. 1905 erfolgte die Gründung der »Kinderschule St. Bonifatius«, nachdem das erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg zugestimmt und eine Videntius-Schwester zugeteilt hatte. War einmal keine Schwester vorhanden, übernahm Lisa Rees kurzfristig selbst die Betreuung der Kleinen. »Ihrem« Kindergarten, heute eine moderne Einrichtung, blieb sie ein Leben lang innig verbunden.

Weiterhin engagierte sich Lisa Rees in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg in der Schulkommission. Hier ging es vor allem um Fragen der Anstellung von Lehrern und – wie sie damals hießen – Arbeitslehrerinnen. Der Erste Weltkrieg brachte dann schockartig einen bitteren Einschnitt in die gewohnten sicheren Lebensverhältnisse. Die Lazarette füllten sich mit Verwundeten. Frauen für Pflege und Nachtwachen wurden gesucht. Lisa Rees war sofort zur Stelle. (Zur Nachtwache waren übrigens nur verheiratete Frauen zugelassen.) Für ihren uneigennütigen Einsatz in der Verwundetenpflege erhielt sie 1916 vom Großherzog die Badische Verdienstmedaille. Der verlorene Krieg und dann die Inflation brachten verschärftes Elend über die Bevölkerung. Einstmals wohlhabende Leute waren über Nacht bettelarm geworden. Lisa Rees fühlte sich erneut gefordert und beteiligte sich an der Gründung der sogenannten »Mittelstandsküche«, die unentgeltlich warmes Essen für verarmte Mitbürgerinnen und Mitbürger ausgab. Als 1920 ein Hausfrauenverband gegründet wurde, war Lisa Rees bei den Mitbegründerinnen und sofort im Vorstand tätig. Neben karitativen wendete man sich auch kulturellen Aufgaben zu. Lisa Rees war maßgeblich für die Programmgestaltung und eine kleine Zeitung verantwortlich. Der Verein wurde dann allerdings im Dritten Reich aufgelöst.

Auch für die Kirchengemeinde St. Bonifatius setzte sie unermüdlich ihre Kräfte ein. Sie vertrat nachdrücklich die Anliegen der Frau in der Gesellschaft, fand sie es doch zum Beispiel auch nicht gut, daß ein Stiftungsrat damals nur aus Männern bestehen durfte. Unaufdringlich, aber wirksam wußte sie ihre Vorstellungen durchzusetzen, so auch im Mitwirken beim Neubau einer Kirche (St. Peter). Lisa Rees wurde in der Pfarrei zu einer Institution. Sie war eine treue, unerschrockene Christin, auch während des Dritten Reiches bekannte sie sich mutig

zum Katholizismus. Dabei setzte sie sich nie enge konfessionelle Grenzen, im Gegenteil, die damals noch starke Trennung zwischen Protestanten und Katholiken in Lörrach suchte sie zu überwinden und trat stets überzeugend für den konfessionellen Ausgleich ein.

Nicht nur die Kirchengemeinde, die ganze Stadt Lörrach profitierte vom uneigennütigen Wirken von Lisa Rees. Sie durfte denn auch einige Anerkennung erfahren. 1958, sie war nun 86 Jahre alt, erhielt sie als erste Frau in Lörrach das Bundesverdienstkreuz am Bande. An ihrem 100. Geburtstag, noch immer war sie körperlich und geistig rege, richtete ihr die Stadt einen Empfang in der Villa Aichele aus. Aus dem Stegreif hielt sie eine vielbeachtete Dankesrede, in die sie alle ihre Weggefährten einschloß und in der sie ausdrückte, wie dankbar sie wäre, daß es ihr vergönnt gewesen sei, den bedürftigen Mitmenschen zu helfen. Der damalige Pfarrherr von St. Bonifatius schrieb ihr zu diesem Anlaß: »Sie haben der 'Caritas' der Pfarrgemeinde St. Bonifatius in Lörrach wesentliche Dienste geleistet in der Sorge um den Kindergarten und um die kranken und armen Menschen. So wurde Ihr Leben zum Abenteuer der Liebe.«

Als sie in einem Interview gefragt wurde, ob sich vieles verändert habe im menschlichen Zusammensein innerhalb dieses Säkulums, antwortete sie: »Sicherlich empfinden wir noch manches anders; doch wir Alten machen oft den Fehler, nur das Gute von früher, und das noch verklärt, zu sehen, dabei hatten wir wahrhaftig auch unsere Widrigkeiten und Kümmernisse, und jede Zeit wird mit ihnen leben und mit ihnen, wenn auch unter veränderten Vorzeichen, fertig werden müssen.«

Als Lisa Rees im 104. Lebensjahr starb, sangen an ihrem Grab die Kleinen aus dem von ihr gegründeten Kindergarten St. Bonifatius. Ein Jahrhundert trennte die kindlichen Sängerinnen und Sänger von der Toten. Über diese letzte Ehrenbezeugung hätte sie sich vermutlich am meisten gefreut.

Bibliographie

Hänel, Berthold: Lisa Rees. In: BadBiNF, Bd. 1 (1982), S. 225 ff., außerdem einige Artikel in den Lörracher Ausgaben der »Badischen Zeitung« und des »Oberbadischen Volksblattes«.

Thekla Kauffmann (1883–1980)

Verpflichtung gegenüber den Mitmenschen in schwerster Zeit

Der Abschied von Stuttgart fiel ihr schwer. Sie hat ihre Heimatstadt nie vergessen, nicht in Chicago, nicht in New York. »Den Verlust meiner Heimat in dem schönen schwäbischen Land werde ich nie verschmerzen«, schrieb Thekla Kauffmann 1967 in ihren Erinnerungen.¹ »Die Verbrechen des deutschen Volkes an den jüdischen Menschen kann ich niemals vergessen und niemals verzeihen.« Die wichtigsten und leidgeprägtesten Jahre ihres Lebens hat Thekla Kauffmann ihren jüdischen Mitbürgern in Deutschland gewidmet. Sie hat das Auswanderungsbüro des jüdischen Hilfsvereins in Stuttgart geleitet und in den 30er Jahren zahllosen Kindern, Frauen und Männern das Leben gerettet, die ohne sie und ihre Hilfe nicht die Möglichkeit bekommen hätten, dem braunen Terror in Deutschland zu entkommen. New York oder Chicago statt Auschwitz oder Treblinka. Sie selbst ging als eine der letzten.

»Es war im Spätjahr 1940, daß Konsul Teller (der Repräsentant der USA in Stuttgart – W.N.) mir die Frage stellte, ob es nicht an der Zeit wäre, an meine eigene Auswanderung zu denken. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß meine erste Reaktion Erschrecken und Ablehnung war. Ich fühlte mich so zugehörig zu meiner Geburtsstadt Stuttgart, wo ich seit meiner Jugend zuerst ehrenamtlich, dann vollberuflich auf verschiedensten sozialen Gebieten gearbeitet hatte, aktives Mitglied in den Vereinen der Frauenbewegung, der demokratischen Partei, Mitglied des Württembergischen Landtags gewesen war. Aber die Besorgnis um die alte Mutter, seit sieben Jahren an einer Depression erkrankt und schwer unter der Trennung von ihrer jüngeren Tochter und ihren drei Enkelkindern in Amerika leidend, war stärker als der Kummer über die Trennung von der alten Heimat . . . Ich ahnte damals noch nicht, daß die Mutter und ich unser Leben Konsul Teller zu verdanken haben würden . . . Im April 1941 waren nur noch spanische und portugiesische Häfen für die Auswanderung offen, Schiffspassagen waren kaum mehr zu haben. Durch einen Glücksfall bekamen wir

noch zwei Kabinenplätze auf dem Amerikanischen S. S. Siboney der American Export Line, die als letztes amerikanisches Schiff von Lissabon ausfuhr.«²

Sie ist nie zurückgekommen in die Stadt ihrer Geburt. Die Stadt Stuttgart begann ihr Besuchsprogramm für ehemalige jüdische Mitbürger verhältnismäßig spät, im Jahr 1983. Thekla Kauffmann starb am 21. Dezember 1980 in New York im Alter von 97 Jahren.

Geboren wurde sie am 18. Januar 1883. Ihr Elternhaus stand in der Schloßstraße. »Gebrüder Kauffmann, mechanische Baumwollweberei« – das war ein Begriff im Stuttgarter Wirtschaftsleben. In gutbürgerlichem Milieu wächst eine junge Frau heran, die man heute als »emanzipiert« bezeichnen würde. Thekla Kauffmann engagiert sich schon vor dem Ersten Weltkrieg in der Frauenbewegung – nicht im Rahmen der Sozialdemokratie, für die Clara Zetkin in Stuttgart das Frauenorgan »Die Gleichheit« redigiert und herausgibt, sondern in der bürgerlichen Frauenbewegung. Thekla Kauffmann steht den Liberalen nahe. Sie arbeitet auch mit im »Verein für Frauenstimmrecht«.

Unmittelbar nach dem Waffenstillstand, mitten in der revolutionären Umbruchperiode, ist Thekla Kauffmann dabei, als in Stuttgart ein »Ausschuß zur Aufklärung über das Frauenwahlrecht« gegründet wird, angestoßen durch Anna Bloss, die Frau des zunächst übergangsweise amtierenden Ministerpräsidenten Wilhelm Bloss.

Thekla Kauffmann ist auch von Anfang an dabei, als sich die Liberalen Ende 1918 als »Deutsche Demokratische Partei« (DDP) organisieren. Sie unterzeichnet einen Aufruf »An die Frauen«, der am 30. Dezember in der »Schwäbischen Chronik« erscheint. Sie und ihre Mitstreiterinnen fordern Ordnung und Demokratie, sie treten für vollständige Gleichheit der Staatsbürger und Staatsbürgerinnen ein, sie wollen die Trennung von Kirche und Staat, die Aufrechterhaltung des Privateigentums, aber Beschränkungen des Großgrundbesitzes. »Die Revolution hat neuen Grund geschaffen; das Alte kehrt nicht mehr zurück, nun denkt daran, wie Ihr die Zukunft wollt! Nur Ordnung kann uns helfen und Sparsamkeit, wenn unser Vaterland bleiben soll.«³

Bei den Wahlen am 12. Januar 1919 wird Thekla Kauffmann in die württembergische Landesversammlung gewählt – auf Platz 18 der Liste der DDP. Erstmals hatten Frauen das aktive und das passive Wahlrecht, eine der Errungenschaften der Revolution. Sie ist eine der insgesamt 13 Frauen unter den 150 Parlamentariern, und sie ist die einzige Parlamentarierin jüdischen Glaubens, die es im Landtag von Württemberg je gab.

Ihren Beruf gibt Thekla Kauffmann mit »Fabrikpflegerin« an. Meyers Lexikon von 1926 nennt als Aufgabe die »Fürsorge für Rein-

lichkeit und Ordnung«, die »Fürsorge für Erkrankte und Verletzte« sowie die »Mitarbeit bei der Wohnungsfürsorge«. Damals ein Pionierberuf im Feld der Sozialarbeit. Thekla Kauffmann hat sich schon vor dem Ersten Weltkrieg um berufstätige Frauen gekümmert, und sie wird für diesen neuen Zweig der Wohlfahrtspflege auch in der württembergischen Landesversammlung aktiv. »Kauffmann und Gen.« bringen einen Antrag ein, die Anstellung von Fabrikpflegerinnen zu fördern. Beschließen kann das Parlament darüber nicht mehr, denn nach dem Putsch rechtsgerichteter Kräfte um Kapp und Lüttwitz finden schon im Sommer 1920 Neuwahlen statt.

Thekla Kauffmann scheitert bei dem Versuch, wieder gewählt zu werden, und scheidet aus der »großen« Politik aus. Erst 1931 bewirbt sie sich noch einmal um ein öffentliches Wahlamt. Da stellen die großen Parteien nicht eine einzige Frau als Kandidatin für die Wahl zum Stuttgarter Gemeinderat auf. Aktive Frauen protestieren und machen eine eigene Frauenliste, unter ihnen ist Thekla Kauffmann – sie ist zugleich die einzige jüdische Kandidatin bei dieser Wahl. Gewählt wird keine einzige der Frauen. 13 Monate später ist Hitler Kanzler.

Beruflich ist Thekla Kauffmann nach dem Ausscheiden aus dem Landtag im Jahr 1920 zunächst bei der Hilfsstelle für Frauenarbeit tätig, dann beim Stuttgarter Arbeitsamt. Am 27. März 1922 wird dort eine neue Abteilung eingerichtet zur »Arbeitsberatung, Arbeitsbeschaffung und Arbeitsvermittlung für neu ins Erwerbsleben tretende Frauen und erwachsene Mädchen«, um »älteren, noch nicht im Erwerbsleben gestandenen Frauen, vorwiegend Kleinrentnerinnen, die von dem Zinsertrag ihres bescheidenen Vermögens bei der zunehmenden Teuerung nicht mehr leben können, den Schritt zum Eintritt in das Erwerbsleben zu erleichtern«. ⁴ Thekla Kauffmann wird Leiterin dieser Abteilung.

Es ist eine harte Arbeit. In einer Zeit der galoppierenden Inflation und hoher Arbeitslosigkeit ist Thekla Kauffmann tagtäglich mit grosser menschlicher Not konfrontiert. Ihre Aufgabe ist es, Frauen zu einer Arbeit zu verhelfen, die in der Regel keinerlei Erfahrung im Erwerbsleben haben. Da bleiben Schwierigkeiten auch nach der Vermittlung nicht aus. Es nützt niemandem, wenn die Frauen nach kurzer Zeit wieder auf der Straße stehen, um eine große Enttäuschung reicher. Mit aller Energie und Kraft setzt sich Thekla Kauffmann für »ihre« Frauen ein. Auch für viele auf den ersten Blick völlig unvermittelbare findet sie Arbeit. Eine 72jährige Kleinrentnerin wird Privatsekretärin bei einem pensionierten Universitätsprofessor. Eine 31jährige Frau, Flüchtling aus Rußland, ohne Berufsausbildung, aber mit Sprachkenntnissen, wird als Korrespondentin vermittelt. Viele 50-

und 60jährige hat Thekla Kauffmann in Arbeit gebracht. Sie geht in ihrer Arbeit auf – und wird 1933 als städtische Arbeitsvermittlerin entlassen, weil sie Jüdin ist. Vergessen wird sie nicht. In einer Dankansprache zur Feier ihres 90. Geburtstages berichtet sie im Januar 1973, noch immer erinnerten sich alte Kollegen und frühere Klientinnen an sie. Tief bewegt ist sie, weil auch der Stuttgarter Oberbürgermeister und der Direktor des Arbeitsamtes sich mit guten Wünschen an sie wenden.

Nach der Entlassung 1933 ist sie in jüdischen Hilfsorganisationen tätig. Je mehr der Druck des nationalsozialistischen Deutschland auf die jüdischen Mitbürger zunimmt, umso mehr wächst Thekla Kauffmann die Aufgabe zu, die sie dann über Jahre hinweg völlig ausfüllen wird: die Hilfe für Auswanderungswillige.

Als Stuttgarter Repräsentantin des »Hilfsvereins der deutschen Juden«, der sich dann »Hilfsverein der Juden in Deutschland« nennen mußte, hat sie eng mit dem Generalkonsulat der Vereinigten Staaten in Stuttgart zusammengearbeitet. Noch 1967 ist Thekla Kauffmann voll des Lobes über den zuständigen amerikanischen Vizekonsul Hugh Teller, über sein freundliches Entgegenkommen, das menschliche Verständnis und seine Bereitschaft, »mich jederzeit zu empfangen, um schwierige Fälle mit ihm zu besprechen«.

Im Vordergrund steht ab Herbst 1934 zunächst die Kinderverschickung, eine neu gegründete Hilfsaktion der amerikanischen Juden. Sie verhilft Kindern zur Auswanderung in die Vereinigten Staaten, für deren Eltern aufgrund der Einwanderungsgesetze keine Möglichkeit besteht, nach Amerika zu kommen. Die Kinder werden speziell ausgewählt. Gesund müssen sie sein, intelligent, gute Schulzeugnisse haben, und sie dürfen das 16. Lebensjahr noch nicht vollendet haben. »Für diese, zum Teil noch sehr jungen Kinder, gehörte viel Mut und große Seelenstärke dazu, um die Trennung von der Familie auf sich zu nehmen und es zu wagen, in einem fremden Land mit ungewohnter Sprache, unter fremden Menschen ihr junges Leben zu verbringen«, schreibt Thekla Kauffmann im Rückblick. Und sie berichtet auch, wie schwer sich in der Anfangszeit auch die amerikanischen Beamten damit taten, den Ernst der Lage in Deutschland und die Dringlichkeit der Kinder-Auswanderung zu verstehen. «Ich führte ein kleines Mädchen aus einer württembergischen Kleinstadt an der Hand, ein besonders hübsches, liebes Kind, mit großen dunklen Augen. Der Inspektor betrachtete die Kleine und sagte kopfschüttelnd zu mir: 'I cannot understand how parents can consent to be separated from such a child!' Darauf habe ich ihm geantwortet: 'This good and intelligent child has been sitting in her classroom for over a year, ignored by her teacher and not allowed to take activ part in the lessons or any

activities of her gentile – Arian – schoolmates. And the milkman of the little town refused to deliver milk to this jewish family.’⁵ Etwa 200 Kinder, schreibt Thekla Kauffmann rückblickend, seien aus dem Zuständigkeitsbereich des Stuttgarter Konsulats in die USA verschickt worden – der Zuständigkeitsbereich umfaßte ganz Süddeutschland und Westdeutschland bis Westfalen.

Das bescheidene Auswanderungsbüro in der Hospitalstraße entwickelt sich im Lauf der Jahre zu einem umfangreichen Apparat. Nach den Progromen und Synagogenbränden im November 1938 nimmt der Ansturm chaotische Ausmaße an. Die Affidavits, die Bürgschaftserklärungen amerikanischer Juden für ihre auswanderungswilligen deutschen Angehörigen, treffen waschkorbweise im amerikanischen Konsulat ein. Es ist eine Zeit der äußersten Anspannungen aller Kräfte und der menschlichen Tragödien. Oft gelingt es, Schwierigkeiten zu beseitigen, aber nicht immer. Eine Familie mit zwei Töchtern und einem Sohn, berichtet Thekla Kauffmann, sei gekommen, um ein Visum zu beantragen. »Ein Blick auf den kleinen Jungen, ein freundliches, zutrauliches Kind, sagte mir, daß diesem Kind die Vereinigten Staaten für alle Zeiten verschlossen bleiben würden. Es war ein Fall von Idiotie, ein mongolides Kind mit den typischen Kennzeichen dieser bedauernswerten Wesen. Auch der Konsul und der Inspektor waren ergriffen von dem Jammer der Eltern, dem Weinen der kleinen Mädchen und sie selbst machten den Vorschlag, daß die Eltern mit ihren Töchtern das Visum annehmen sollten – unter Zurücklassung ihres kranken Kindes. Das Ehepaar stand vor einer kaum tragbaren Entscheidung. Es war die Selbstlosigkeit der unverheirateten, noch jugendlichen Tante, die das Opfer brachte, mit dem Kind in Deutschland zurückzubleiben und damit den verzweifelten Eltern den Entschluß ermöglichte, zwei Kinder zu retten – unter Aufgabe des dritten.«⁶

1941, im Alter von 58 Jahren hat auch Thekla Kauffmann Deutschland verlassen. Sie siedelte sich zunächst in Chicago an, wo damals ihre unmittelbaren Familienangehörigen lebten, und übernahm bald die Leitung eines großen Heims für arbeitende Mütter. Als sie das Ruhestandsalter erreichte, begann sie noch einmal neu: Sie arbeitete als Bibliothekarin in der Stadtbücherei von Chicago.

1960 zog sie zu ihrer Schwester Alice nach New York, mit der sie bis zu ihrem Tod zusammenlebte. »Thekla war«, hieß es im Nachruf, »eine tief religiöse Person – nicht im Sinne ritueller Handlungen, sondern vielmehr in der Art, daß sie eine Verpflichtung gegenüber ihren Mitmenschen fühlte, daß sie eine Aufgabe und eine Herausforderung in jeder Situation sah, in der sie sich befand. Und so wollen wir sie in Erinnerung behalten.«⁷

Sie selbst hat ihre Dankrede aus Anlaß der Feier ihres 90. Geburtstages mit den Worten beendet: »Wenn ihr ein glückliches, erfülltes, dankbares menschliches Wesen sehen wollt, dann schaut hierher: Das bin ich.«⁸

Anmerkungen

- 1 Kauffmann, Thekla: Auswanderung. Erinnerungen 1933–1947. Maschinenschriftliches Manuskript (1967), S. 20.
- 2 ebd. S. 16 f.
- 3 Schwäbische Chronik. 30. 12. 1918. Morgenblatt.
- 4 Uhlig, Otto: Hilfe für Hilflose. In: Stuttgarter Zeitung, 13.1.1973, S. 51.
- 5 Kauffmann (1) S. 4.
- 6 Kauffmann (1) S. 7 f.
- 7 Maschinenschriftliches Manuskript ohne Verfasserangabe.
- 8 Kauffmann, Thekla: My dear relatives . . . Dankrede, gehalten am 21.1.1973. Maschinenschriftliches Manuskript.

Elisabeth Oehler-Heimerdinger (1884–1955)

Wie mir die Chinesen Freunde wurden

Im Schatten der Cannstatter Stadtkirche ist Elisabeth Heimerdinger am 13. Januar 1884 in einem alten Kaufmannshaus geboren. Vom schwäbischen Pietismus geprägtes Christentum und bürgerlicher Kaufmannssinn bestimmten die Welt, in der sie heranwuchs, als Erstgeborene in einem wachsenden Geschwisterkreis. Neben der Schule blieben Zeit und Kraft für Mithilfe im Laden, für die Musik und für die Mädchenfreundschaften, die sie bewegten. Nach dem Abschluß der Höheren Töchterschule schickte man die Tochter für ein Jahr ins Mädchenpensionat in der Französischen Schweiz. Dann lernte sie Kochen, bei Luise Kiehle, wie sich das gehörte. Ihre künstlerische Begabung wurde durch einen Kurs im Atelier des bekannten Malers Karl Schickhardt gefördert. Daß sie gerne ihre Schulbildung fortgesetzt hätte, vielleicht Lehrerin geworden wäre, dieser Wunsch paßte nicht in die Vorstellungswelt der Eltern, und sie begrub ihn in sich. Eine erwachsene Tochter hatte zuhause zu bleiben und zu warten. Und wenn sich Sehnsucht in ihr regte und wenn sie resignierte, so vertraute sie das dem Heft an, in das sie ihre ersten Verse eintrug und das die Zwanzigjährige dann, ohne Erfolg, dem einen und anderen Verleger ins Haus schickte.

Ein Brief aus China erlöste sie aus diesem Wartestand und lenkte ihr Leben in eine unerwartete Bahn. Der sieben Jahre ältere Bruder ihrer vertrautesten Freundin, der Sohn des Dekans, der junge Theologe Dr. Wilhelm Oehler, der in die Mission gegangen war und nun in einer ländlichen Missionsstation der Kanton-Provinz arbeitete, dessen Berichte man im Haus der Freundin oder im Missionsblatt mit Anteilnahme las und für dessen Kapellenbau man in der Gemeinde sammelte, hielt um ihre Hand an.

Auf den ersten Blick erinnert diese Fernverlobung an den alten Missionsbrauch, nach dem die Leitung in der Heimat Bräute für die Boten draußen aussuchte und ins Missionsfeld entsandte. Aber Elisabeth hatte ihren Wilhelm nicht nur aus der Ferne bewundert, sondern auch in ihrem Innersten als Lebensgefährten ersehnt. Das wurde ihr

nun erst wirklich bewußt. Und so glich sie den fernvermittelten Missionsbräuten nur in dem einen: in der Gewißheit, den ihr persönlich von Gott bestimmten Weg einzuschlagen.

Nach einer »Brautzeit ohne Bräutigam« begleiteten die Eltern sie Ende Februar 1909 nach Genua. An Bord der »Prinz Ludwig« hatte sie Zeit zur Besinnung. Colombo, Penang boten erste Begegnungen mit dem fremden Kontinent Asien. Und schon diese Reiseindrücke trug sie in ihr Tagebuch ein, das sie von nun an durch ihr ganzes Leben begleitete und das im Lauf der Jahre zur fast unerschöpflichen Materialsammlung für ihre Bücher und Schriften anwuchs.

In Hongkong begrüßte sie ihr Verlobter auf dem Schiff mit einem Strauß weißer Rosen. Im Missionshaus verlebte das Paar eine zweiwöchige Brautzeit, dort fand dann die Hochzeit im großen Kreis der Amtsbrüder und -schwestern, aber – und das bekümmerte sie sehr – eben ganz ohne die geliebte Familie statt, und am 30. März kam die kleine Karawane in der Missionsstation Tschonghangkang an: voraus der Mann auf seinem kleinen Pferdchen, das der Knecht zum Flußhafen geführt hatte, dann die junge Frau in der Sänfte getragen, das Gepäck baumelte an den Tragestangen der Lastträgerinnen.

Hier sollte sie nun elf Jahre lang an der Seite ihres Mannes leben und arbeiten. In täglichen Lektionen lernte sie mit dem chinesischen Sprachlehrer die Zeichenschrift und den örtlichen Hakka-Dialekt, und bald schon begleitete sie ihren Mann und dann auch die chinesische Bibelfrau, der nach Missionsbrauch die ersten Kontakte zu den Frauen des Landes oblag, auf den Reisen zu den umliegenden Dörfern, zuerst als »Aushängeschild«, wie sie sagte, um die Frauen neugierig zu machen und in ein Gespräch zu ziehen. Bald aber gewann sie mit ihrer Anteilnahme das Vertrauen der Chinesinnen und Einblick in ihre Nöte. Sie sah hinein in das Elend der im Kindesalter in das Haus der Schwiegermutter verkauften und wie kleine Sklavinnen gehaltenen Mädchen. Sie litt mit den Frauen, die an Familie und Haus gekettet waren, während die ausgewanderten Männer ihre Pflichten vergaßen, oder die auf Geheiß der Schwiegermutter ihr neugeborenes Töchterchen töten mußten, um Platz für Söhne zu schaffen. Sie bewunderte die Würde, mit der oft ihre chinesischen Mitschwestern ihre Last trugen. In der Mission, im Christentum sah sie Hilfe für diese Lastträgerinnen, und es trieb sie, den Frauen in der Heimat darüber zu berichten und sie zur Mithilfe zu bewegen. Sie mußte schreiben. Was Anna Klie über eine Karyatide gesagt hatte,

»Wohl sah ich oftmals Lasten tragen,
doch nie so schön ein Antlitz sagen:
ich harre aus, es ist mein Los«,

das gab ihr den Titel für ihr erstes Buch: »Ich harre aus«, das schon zu Weihnachten 1910 erschien.

Als Verfassernamen wählte sie die Verbindung ihrer beiden Familiennamen und zeichnete als Elisabeth Oehler-Heimerdinger. Sie tat das, weil unter dem Namen Oehler viel Theologisches und Missionskundliches im Umlauf war, vom Onkel, von einer Tante ihres Mannes, natürlich auch von ihrem Mann selbst. Sie beanspruchte ihr eigenes Feld. Und tatsächlich brachte sie schon mit ihrem ersten Werk einen neuen Ton in die Missionsliteratur, die bei ihr eben nicht nur Mission, sondern auch Literatur war. Das Buch wurde ins Schwedische, im Auszug ins Französische übersetzt und erreichte im Lauf der Jahre ein halbes Dutzend Auflagen. Schon ein Jahr später erschien ihr zweites Buch unter dem düsteren Titel: »Im finstern Tal«, in dem von der Geißel des Aussatzes berichtet wurde und vom Bürgerkrieg zwischen den Eingesessenen, den Punthi, und den Zugewanderten, den Hakka, der erst ein halbes Jahrhundert zurücklag, und über dessen Schrecken ihr noch Augenzeugen berichten konnten.

Und wieder übers Jahr folgte der dritte Band, »Das Pfarrhaus am Schatzberg«, in dessen Geschichte die Wirren der eigenen Zeit hineinspielten.

Gemeinsam ist allen drei Bänden und auch allen späteren Veröffentlichungen der Elisabeth Oehler-Heimerdinger, daß nur selbst Erlebtes oder genau Recherchiertes gestaltet wurde. Der poetischen Erfindung mißtraute sie.

Während sie in ihrer Weltabgeschiedenheit missionierte und schrieb, zerbrach das alte chinesische Kaiserreich, dann zogen aus dem fernen Europa die Wolken des Ersten Weltkrieges bis in den Osten. Aus der Heimat kamen Nachrichten über den Tod ihrer beiden Brüder. Sie selbst und ihr Mann blieben in der Revolution vor Schaden bewahrt, im Krieg von der Internierung verschont, aber die Abschneidung von Hongkong verhinderte bei der Geburt des lang ersehnten ersten Töchterleins 1917 die nötige ärztliche Hilfe. Sie mußten das Kind begraben. Als ein Jahr später die Ankunft des Sohnes ihren Schmerz stillte, brachte die gefährliche Grippe sie selbst dem Tod nahe. Erst 1920, fünf Jahre nach dem ursprünglich vorgesehenen Termin, öffnete sich der Weg zurück in die Heimat. Auf einem notdürftig zum Personentransport hergerichteten japanischen Frachter, der vor allem für die Heimkehr von Kriegsgefangenen aus Sibirien angeheuert war, traten sie zu dritt die große Reise an. Was für ein Kontrast zur Ausreise 1909 und was für ein verelendetes Deutschland, in das sie zurückkehrten!

Immerhin war ihr weiterer Weg vorgezeichnet. Ihrem Mann wurde die neu gegründete missionswissenschaftliche Dozentur an der Theo-

logischen Fakultät seiner Universität Tübingen übertragen. Für sie bedeutete das den Aufbau und die Führung ihres ersten deutschen Haushalts, gerade in der schweren Zeit der wachsenden Inflation. Ein zweiter Sohn, eine Tochter stellten sich ein, und für die Schriftstellerei, die sie nun nicht mehr losließ, mußte sie Platz erkämpfen zwischen den Versorgungsnöten, der Kindererziehung und der Vortragsarbeit in der Heimatmissionsgemeinde. Eine ganze Reihe kleinerer Schriften entstanden, alle gespeist aus dem Vorrat der chinesischen Tagebücher, vor allem aber zwei wichtige Bücher, die 1925 erschienen.

In China hatte sie sich, mit dem Sprachlehrer als Helfer, von Jahr zu Jahr mehr in die chinesische Lyrik eingelesen. Auch hier bewegten sie die Frauenlieder am stärksten, vom Shi-king, Liedern die zwischen dem 9. und dem 6. Jahrhundert v. Chr. entstanden waren, bis zu den Brautliedern, die die jungen Frauen ihres Dorfes mit ihren Gefährtinnen zum Abschied aus dem Elternhaus sangen, am traurigsten Tag, den sie oft auch die »kleine Beerdigung« nannten. Dazwischen die klassischen Lieder von Li Tai-po und die Mädchenklagen aus dem »Westschloß«, dem Flügel des Kaiserpalastes, in dem die dem Herrscher zugeführten Frauen verdämmerten. Was ihr von diesen Gedichten am wichtigsten war, hatte sie aus der Zeichensprache direkt in ihr geliebtes Deutsch und in Reimform gebracht. Daraus war nun ein zierlicher gelber Band, »Das Frauenherz«, entstanden, von ihr selbst mit Pinselzeichnungen geschmückt, und von ihrem Mann fachkundig mit Anmerkungen und erläuterndem Nachwort versehen. Er sollte aus der Flut der Übersetzungen aus zweiter und dritter Hand herausragen und fand doch nicht die Beachtung, die diese Leistung verdient hätte.

Der zweite Band erschien im Indigo-Blau der chinesischen Gewänder und hieß: »Wie mir die Chinesen Freunde wurden.« Hier, aus räumlicher und zeitlicher Distanz, gab die Autorin sich selbst und ihrem Leserkreis Rechenschaft darüber, wie sie von der bewahrten Cannstatter Bürgertochter zur Missionarin und Schriftstellerin geworden war, und wie unlösbar diese Entwicklung mit der Begegnung mit den chinesischen Frauen verknüpft war.

Als die beiden Bücher fertig waren, neigte sich auch der Tübinger Lebensabschnitt schon seinem Ende zu. Die Basler Mission rief ihren Mann in eine leitende Aufgabe. Er stellte seine neutestamentlichen und missionsgeschichtlichen Studien zurück und folgte diesem Ruf, und die Familie zog, jetzt zu fünft, nach Basel.

Die Basler Jahre waren vielleicht die glücklichsten und unbeschwer-testen ihres Lebens. Sie brachten Kontakte zu China und zu der ganzen Welt, einen überschaubaren und bewältigbaren Haushalt, die glückliche Geburt des letzten Kindes – die Mutter stand schon in

ihrem 42. Lebensjahr – und auch neue Freundschaften, die alle Stürme überdauerten und lebenslang hielten.

So fiel ihr der letzte große Schritt in den letzten Lebensabschnitt schwerer als die soviel weiträumigeren, die ihm vorangegangen waren. Die Missionsverwaltung baute im Krisenjahr 1932 ab, und ihr Mann kehrte in den württembergischen Kirchendienst zurück, in dem er einst angetreten war. Wieder war es ein unruhiges Deutschland, in dem sie sich mit den Ihrigen einzurichten hatte.

Das geräumige Pfarrhaus in Erdmannhausen bei Marbach am Neckar wurde ihr und der Ihren neue Heimat. Der Kampf um die Behauptung des kirchlichen Lebens unter dem Druck der nationalsozialistischen Regierung, dann der Krieg, der immer mehr Opfer forderte, auch das ihres heißgeliebten erstgeborenen Sohnes, und zuletzt der Neubeginn in karger Zeit bestimmten die Jahre, die sie hier verbrachte, immerhin ein Drittel ihrer Lebenszeit. Gemeindegarbeit, Familienleben und Schriftstellerei waren das dreifache Pensum, das sie ohne ein Übermaß an Organisation bewältigte, und ohne sich hetzen zu lassen.

Fürs Schreiben versuchte sie, am Vormittag zwei oder drei Stunden und gelegentlich einen Nachmittag freizuhalten. Dann breitete sie ihre Papiere auf dem großen Familientisch aus, und von Zeit zu Zeit ratterte auf der Dorfstraße auf dem kleinen Leiterwagen die schwere Schreibmaschine daher, und sie diktierte der freundlichen Posthalters-tochter in die Maschine.

Einerseits war ihre literarische Provinz für sie eine Freistatt in der Bedrängnis der Zeit. Gleichzeitig wollte sie aber auch mit ihren Schriften in ihre Welt hineinwirken, erinnern, die Gewissen wecken, die Menschen auf dem rechten Weg bestärken. Vieles, was in jenen Jahren geschah, erklärte sich für sie daraus, daß den neuen Machthabern diese Sicht der Dinge von außen, von oben verschlossen blieb.

Fassungslos stand sie vor den rauchenden Trümmern der Cannstatter Synagoge. Damals suchte sie die Spur einer jüdischen Mitschülerin, die sie seit den gemeinsamen Schultagen aus den Augen verloren hatte, um mit ihr Verbindung aufzunehmen und sie durch ihr Mitleiden wenigstens ein Stück ihres Leidensweges zu begleiten. Später hat sie ihr mit einer kleinen Schrift einen Stein auf ihr Grab gelegt.

Sie selbst beschäftigte sich nun stärker als früher mit dem eigenen Herkommen. Für den Band »Wie's daheim war« sammelte sie Erinnerungen und Dokumente, und es entstand – in Schlaglichtern – ein farbiges Bild der schwäbischen Bürgerfamilie und zugleich eines des alten Cannstatt, das dann nur wenige Jahre später im Bombenhagel unterging.

In den Bombennächten verbrannte bei den Stuttgarter Verlagen

auch, was von ihren Büchern vorrätig war, vor allem aber auch in Hamburg das Buch, das unter Schwierigkeiten nur Monate vor Kriegsbeginn erschienen war, und das ihr besonders am Herzen lag: »Die Chinesin«. Hier hatte sie zusammengetragen und in ein System gebracht, was sie »vom Leben der Frau des Ostens« miterlebt und erforscht hatte, hier riet und versprach sie der ernsthaften Leserin: »der Chinesin eine Chinesin werden und nicht die Chinesen zu Europäern machen wollen. Dann wird sich ihr aber auch ein Reichtum auftun, eine Welt von ungeahnten Schätzen«.

Auch in die Form der Erzählung wollte sie diesen Schatz noch einmal fassen. Als ihr Mann 1948 als Siebzigjähriger in den Ruhestand trat, hatte sich das Paar entschlossen, nicht mehr nach Cannstatt zurückzukehren, sondern sich ein kleineres Heim am Dorfrand einzurichten. Dort kam an Winterabenden ein kleiner treuer Frauenkreis zum Missionsverein zusammen. Ihnen las sie Stück um Stück, wie es entstand, das Buch »Herbstwolke« vor, den Roman einer chinesischen Frau, den sie doch nicht Roman nannte, weil er nichts anderes sein sollte als der Bericht über ein gelebtes Leben und Zeugnis für die Missionsarbeit.

Bis zu ihrem Tode im Jahre 1955 verband sie ein Netz der Korrespondenz mit den Kindern, die ausgeflogen waren, mit den Freundinnen aus China, der Schweiz und denen, die sie bis ins Alter neu dazugewann. Wie in ihren Büchern spiegelte sich darin die Fülle der Gaben, die ihr verliehen waren, die zu erzählen, aber auch die, zuzuhören, die zu raten und die, sich mitzufreuen und mitzuleiden. Und diese Gaben sind es, die sie in ihren Schriften bis heute fortwirken lassen.

Bibliographie

Werke von Elisabeth Oehler-Heimerdinger

Ich harre aus. Geschichten von chinesischen Frauen. Basel 1911. 5. Auflage, Stuttgart und Basel 1929

Im finstern Tal. Geschichten und Lieder aus China. Basel 1911

Das Pfarrhaus am Schatzberg. Eine Geschichte aus dem jüngsten China. Basel 1912

Über den Gelben Strom. Geschichten von Chinesen. Stuttgart 1922. 15. Tausend 1929. Übersetzungen ins Französische und ins Schwedische

Wie mir die Chinesen Freunde wurden. Basel und Stuttgart 1925

Das Frauenherz. Chinesische Lieder aus drei Jahrtausenden. Ausgewählt und aus dem Chinesischen übersetzt. Stuttgart 1925

Chinesenbuben. Geschichten und Märchen aus China. Stuttgart 1926

Beim roten Ahorn. Tagebuchblätter einer Japanreise. Stuttgart 1927

Wie's daheim war. Von Menschen, die durch meine Kindheit gingen. Stuttgart
1936. 15. Tausend 1949
Die Chinesin. Das Leben der Frau im Osten. Bramstedt 1939
Herbstwolke. Baden-Baden 1949
Die Söhne aus dem Hause Tschin. Erzählung aus China. Basel 1949
Otto Stockmayer. Ein Gott geopfertes Leben. Basel 1952

Frauen in der Politik

Die Anfänge der bürgerlichen Frauenbewegung im Südwesten finden sich in den Geselligkeitsvereinen des Vormärz. Während der Restauration waren seit 1819 mit kurzen Unterbrechungen politische Vereinigungen verboten. Dennoch entwickelten sich die Museums-, Casino- und Bürgergesellschaften, zu denen Frauen ja oft zugelassen waren, verstärkt zu politischen Diskussionszirkeln. Während der Revolution von 1848/49 besuchten Frauen erstmals öffentliche politische Versammlungen, unterzeichneten und verfaßten politische Erklärungen und nahmen an politischen Demonstrationen teil. Nach dem Vorbild der Frankfurter Paulskirche wurden Frauen zu allen Parlamenten (mit Ausnahme von Württemberg) als Zuhörerinnen zugelassen. Die Forderung nach dem Frauenwahlrecht, nach voller politischer Gleichberechtigung, die Luise Otto-Peters, die Gründerin der deutschen Frauenbewegung, 1848 stellte, fand allerdings hierzulande bei den Frauen keine Unterstützung. Auch während der radikaldemokratischen Revolution 1849 in Baden, in der das allgemeine gleiche Männerwahlrecht eingeführt wurde, stand das Frauenwahlrecht nicht ernsthaft zur Diskussion. Die bescheidenen Anfänge der Politisierung der Frauen fanden nach der Zerschlagung der Revolution mit dem Verbot der politischen Vereine – und damit auch der Frauenvereine – schnell ein Ende.

Nach der Reichsgründung waren die Frauen weiterhin von der politischen Teilnahme ausgeschlossen. Sie erhielten weder das Wahlrecht noch wurden die Vereins- und Versammlungsgesetze der Länder abgeschafft, die es den Frauen verboten, politischen Parteien beizutreten und an politischen Versammlungen teilzunehmen. Im Südwesten wurde das Vereins- und Versammlungsrecht allerdings recht liberal praktiziert. Hier konnten Frauen auch schon vor der offiziellen reichsweiten Aufhebung dieser einschränkenden Gesetze im Jahr 1908 Parteien und Gewerkschaften beitreten. Frauen hatten auf kommunaler Ebene auch schon vor der Einführung des allgemeinen Frauen-

wahlrechts ein eingeschränktes Wahlrecht zu kommunalen Gremien der Schul- und Wohlfahrtspflege.

Im Kaiserreich liegen die Anfänge der modernen Parteien und Interessenverbände, die sich nach wirtschaftlichen, sozialen und politisch-ideologischen Zielen ausdifferenzieren. Auch die Frauenbewegung ist davon nicht ausgenommen. Neben der bürgerlichen Frauenbewegung entstanden auch eine proletarische und eine konfessionelle Frauenbewegung. Die Frauenvereinigungen waren zwar – mit Ausnahme der proletarischen – nicht direkt an eine Partei gebunden, aber es lassen sich dennoch recht enge politische Affinitäten feststellen. Der »Allgemeine Deutsche Frauenverein«, die Organisation der bürgerlichen Frauen, legte vor dem Ersten Weltkrieg seinen Schwerpunkt auf Bildungs- und soziale Fragen, er forderte sehr zögernd und zurückhaltend das Frauenstimmrecht. Nur kleinere »radikale« Gruppen von bürgerlichen Frauen (wie z. B. der seit 1906 auch in Württemberg aktive »Verband für Frauenstimmrecht«, in dem *Thekla Kauffmann* mitarbeitete) setzten sich dafür ein. Frauen aus der bürgerlichen Frauenbewegung, die sich politisch engagieren wollten, hatten gelegentlich schon vor 1914 zu den Liberalen Verbindung. *Mathilde Planck*, *Thekla Kauffmann* und *Marie Baum* kamen aus der bürgerlichen Frauenbewegung, waren sozial engagiert und fanden in der linksliberalen, von den sozialreformerischen Gedanken Friedrich Naumanns bestimmten DDP die ihnen gemäße politische Partei. Im ersten Landtag nach Einführung des Frauenstimmrechts 1919 in Württemberg waren unter den 38 Abgeordneten der DDP fünf Frauen. Die einschneidenden Stimmenverluste der DDP in den folgenden Landtagswahlen verringerten auch den Frauenanteil; bei den letzten Landtagswahlen kam für die Liberalen keine Frau mehr in einen südwestdeutschen Landtag.

Um die Jahrhundertwende wurden die konfessionellen Frauenverbände gegründet. Der Deutsch-Evangelische Frauenbund wollte den Frauen nur auf der Gemeindeebene, der kirchlichen wie der politischen, Stimmrecht geben. Politisch war er – auch in der Weimarer Republik – konservativ-autoritären Vorstellungen verpflichtet. Der Katholische Deutsche Frauenbund forderte zwar das Wahlrecht zu kommunalen Wohlfahrtseinrichtungen, zum Frauenstimmrecht insgesamt verhielt er sich bis 1918 weder direkt ablehnend noch zustimmend. Über die Frage des Frauenstimmrechts kam es denn auch zur Trennung der evangelischen und katholischen Frauenverbände vom Dachverband der Frauenorganisationen. Für die katholischen Frauen war die Zentrumspartei ihre selbstverständliche politische Heimat, obwohl das Zentrum in den Jahren vor 1918 die katholischen Frauen keineswegs zur politischen Mitarbeit ermutigt hatte. Der Frauenanteil

bei den Zentrumsabgeordneten nach den Landtagswahlen 1919 ist unter diesen Voraussetzungen besonders auffallend: in Baden waren von 39 Abgeordneten vier Frauen (darunter *Clara Siebert*), in Württemberg waren unter den 31 Abgeordneten sogar sieben Frauen (unter ihnen *Luise Rist*). Dieser Frauenanteil von 22,5 Prozent war der höchste, den das Zentrum je bei einer Landtagswahl erreicht hat. Bis heute hat die CDU, die ja in dem Zentrum eine ihrer Vorgängerparteien sieht, nicht mehr so viele Frauen als Abgeordnete in den Landtag gebracht. (Im gegenwärtigen 11. Landtag von Baden-Württemberg sind sechs von 60 CDU-Abgeordneten Frauen.)

Die SPD hatte sich als einzige Partei von Anfang an für die politische Gleichberechtigung der Frau eingesetzt. August Bebel sah in seinem Werk »Die Frau und der Sozialismus« mit dem Ende der Klassenherrschaft auch das Ende der Herrschaft des Mannes über die Frau kommen. Dieses ungeheuer erfolgreiche Buch (vgl. dazu auch die Biographie von *Frieda Unger*) war 1878 erstmals erschienen und lag 1909 in der 50. Auflage vor. Im Erfurter Programm von 1891 forderte die SPD sowohl das Frauenwahlrecht als auch die Aufhebung aller die Frauen benachteiligenden Gesetze. In Stuttgart gab seit 1892 Clara Zetkin (1857–1933) »Die Gleichheit – Die Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterin« heraus. Für Clara Zetkin war die Klassenfrage der Frauenfrage übergeordnet, die Emanzipation der Frau war also erst nach der revolutionären Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse möglich. Sie lehnte deshalb auch die Zusammenarbeit mit der bürgerlichen Frauenbewegung ab. Clara Zetkin war jahrelang Mitglied des Parteivorstands und des Bildungsausschusses der SPD. 1907 organisierte sie im Rahmen des Internationalen Sozialistenkongresses in Stuttgart die 1. Internationale Frauenkonferenz. Dort wurde sie zur Sekretärin des Internationalen Frauensekretariats mit dem Sitz in Stuttgart gewählt und ihre »Gleichheit« zum Organ der internationalen sozialistischen Frauenbewegung bestimmt. In ihrem Haus in Stuttgart waren Bebel, Rosa Luxemburg, Lenin und der französische Sozialistenführer Jean Jaurès Gäste. Da sich in Württemberg mit Clara Zetkin das Zentrum der sozialistischen Frauenbewegung befand und hier – wie die »Gleichheit« 1896 feststellte – ja auch »das Vereins- und Versammlungsrecht vernünftig gefaßt ist und anständig gehandhabt wird«, hätten die Ausgangsbedingungen für die Mitarbeit der Frauen in der SPD eigentlich nicht besser sein können. Trotzdem lag der Frauenanteil bei den SPD-Mitgliedern in Württemberg 1909 bei 2 Prozent, reichsweit dagegen bei 10 Prozent. Bei vielen männlichen Genossen der im Südwesten mehrheitlich revisionistischen und im Lebensstil und Verhalten eher kleinbürgerlichen SPD war die Einstellung allzu weit verbreitet, daß Politik Männersache sei. Auch in Baden war die Lage kaum anders. (So gab

es z. B. in der SPD-Hochburg Mannheim zwischen 1919 und 1933 in der SPD-Stadtratsfraktion keine einzige Frau.) Im Südwesten waren die sozialdemokratischen Frauen generell in der Partei weit unterrepräsentiert, und sie waren weniger geschult als die Männer. Im Vergleich zu den katholischen Frauen fehlte ihnen der Rückhalt eines starken Verbandes und die praktische organisatorische Erfahrung in der sozialen Arbeit, denn die »Arbeiterwohlfahrt«, die karitativ-soziale Einrichtung der Arbeiterbewegung, wurde erst 1919 gegründet. Im Vergleich zu den bürgerlichen Frauen waren sie durch ihre schlechtere formale Bildung und ihre geringere Übung im Umgang mit Behörden und Institutionen benachteiligt. Die SPD hatte denn auch im ersten Landtag von Württemberg einen geringeren Frauenanteil (von 52 SPD-Abgeordneten waren vier Frauen) als die Liberalen und das Zentrum, in Baden waren von den 36 Abgeordneten der SPD vier Frauen. Von ihnen hat Kunigunde Fischer (1882–1967) aus Karlsruhe, nachdem sie 1933 mit der nationalsozialistischen Machtergreifung ihr Mandat aufgeben mußte und während des Dritten Reiches zeitweise verhaftet war, sich nach 1945 aktiv an der Wiederorganisation und dem Aufbau der SPD beteiligt.

Im badischen wie im württembergischen Landtag hatten die meisten Frauen nur kurz, für eine Legislaturperiode oder als Nachrückerin, ein Mandat; nur fünf Frauen in Baden und drei Frauen in Württemberg waren ununterbrochen mehr als zwei Legislaturperioden Abgeordnete. Nur die beiden Zentrumsabgeordneten *Clara Siebert* und *Luise Rist* hatten herausgehobene Funktionen. Bei der SPD waren Emilie Hiller (1871–1943) aus Heilbronn und Therese Blase (1873–1930) aus Mannheim im Parteivorstand. An ein Ministeramt war nicht zu denken. (In Baden-Württemberg erhielt überhaupt erst 1972 eine Frau ein Ministerium.)

Aus dem Südwesten kamen in der Weimarer Republik fünf weibliche Reichstagsabgeordnete. Anna Blos (1866–1933), die Frau des ersten Staatspräsidenten von Württemberg, war Mitglied der Weimarer Nationalversammlung. Sie war als Schriftstellerin und Journalistin bekannt und als erste Frau in den Stuttgarter Ortsschulrat aufgenommen worden. In dieses Amt, eine Art Schulaufsicht für die Volksschulen, hatte sie 1910 der Stuttgarter Gemeinderat berufen.

Clara Zetkin war sicher die prominenteste der südwestdeutschen Reichstagsabgeordneten. Nach ihrer Trennung von der SPD wegen der Bewilligung der Kriegskredite war sie für die USPD im ersten Landtag von Württemberg. Schon 1919 trat sie der neugegründeten Kommunistischen Partei bei, war maßgeblich an der Organisation der kommunistischen Frauenarbeit beteiligt, führendes Mitglied der Kommunistischen Internationale und von 1920 bis 1932 Abgeordnete im Reichstag. Als Alterspräsidentin eröffnete sie die Reichstagssitzung

vom 30. 8. 1932, wo sie vor der Mehrheit der NSDAP noch einmal an die Einheit der Arbeiterklasse appellierte und ihre Hoffnung auf den Sieg über den Faschismus und die Errichtung eines Sowjetdeutschland artikulierte.

Die nationalsozialistische Machtergreifung brachte das Ende der politischen Arbeit für die bürgerlichen und die christlichen Frauen und die Frauen aus der Arbeiterbewegung. Für viele von ihnen hatte ihr politisches Engagement in der Weimarer Republik die Verfolgung durch die Nationalsozialisten, Berufsverbot, Gefängnishaft, Emigration oder sogar Verschleppung in ein Konzentrationslager zur Folge. Manche von ihnen hatten Kontakt zum Widerstand. Außer den Politikerinnen leisteten auch andere Frauen – in verschiedenen Formen und aus unterschiedlichen Motiven – Widerstand gegen den Nationalsozialismus, genannt sei nur die Ulmerin Sophie Scholl (1921–1943).

Mit *Anna Haag* und *Steffi Restle* werden Politikerinnen vorgestellt, die sich beispielhaft für politische Ziele einsetzten, die den Frauen in der Nachkriegszeit besonders bedeutsam waren: Kriegsdienstverweigerung, Pazifismus und Völkerverständigung, aber auch ganz praktisch Beseitigung der Wohnungsnot, Sorge für die Kriegsoffer und Hinterbliebenen und immer wieder der Einsatz für die Rechte und die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau.

Literaturhinweise

- Holl, Stefan: Landtagsabgeordnete in Baden-Württemberg, Sozialprofil, Rekrutierung, Selbstbild. Kehl 1989
- Lipp, Carola (Hrsg.): Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in der Revolution 1948/49. Bühl-Moos 1986.
- Rothmund, Paul; Wiehn, Erhard R. (Hrsg.): Die F.D.P./DVP in Baden-Württemberg und ihre Geschichte. Stuttgart 1979
- Schadt, Jörg; Schmierer, Wolfgang (Hrsg.): Die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte. Stuttgart 1979; darin: Christ-Gmelin, Maja: Die württembergische Sozialdemokratie 1890–1914, Zitat S. 127
- Weinacht, Paul-Ludwig (Hrsg.): Die CDU in Baden-Württemberg und ihre Geschichte. Stuttgart 1978

Literatur zu den im Text genannten Frauen

Abgeordnete:

Hochreuter, a. a. O.

Widerstand:

Bosch, Michael; Niess, Wolfgang (Hrsg.): Der Widerstand im deutschen Südwesten 1933–1945. Stuttgart 1984

Clara Siebert (1873–1963)

Mann und Frau ihrer Natur nach auf Ergänzung angelegt

Nur wenige Tage nach der Bildung der Vorläufigen Volksregierung Badens, an der auch zwei Zentrumsmitglieder beteiligt waren, berief der eben von der Front zurückgekehrte Landtagsabgeordnete und designierte Führer des badischen Zentrums, Josef Schofer, auf den 17. November 1918 eine öffentliche Versammlung in den Karlsruher Friedrichshof ein. Durch die Revolution und Kapitulation war auch im bisherigen Großherzogtum eine gänzlich veränderte Situation entstanden; daher sollten die Parteifreunde in Stadt und Land gesammelt und über die vom Zentrum getroffenen politischen Entscheidungen bei der Regierungsbildung aufgeklärt werden. Als Redner waren Dr. Schofer, Gustav Trunk¹ und Clara Siebert angekündigt. Die provisorische Volksregierung hatte unmittelbar nach ihrem Amtsantritt das Wahlrecht der Frauen dekretiert, und so wollte der künftige Zentrumsführer mit dem Auftritt einer Rednerin ein deutliches Signal setzen. Zwar besaß Clara Siebert zum damaligen Zeitpunkt noch kein politisches Mandat, doch aufgrund ihrer Tätigkeit als Referentin in der Kriegsamtstelle für Frauenfürsorge und ihrer langjährigen Führungsrolle im Karlsruher Zweigverein des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB) besaß sie einen so hohen Bekanntheitsgrad, daß sie in diesem entscheidenden Augenblick als berufene Sprecherin der katholischen Frauen in Baden galt. Es spricht für den politischen Weitblick Schofers, daß er an der Schwelle des demokratisch-republikanischen Staates, der sich zur politischen Gleichberechtigung der Geschlechter bekannte, den hohen Gewinn richtig einschätzte, der seiner Partei aus der aktiven Mitarbeit dieser Frau erwachsen sollte.

Clara Maria Siebert, geb. Ritter, kam am 2. Juli 1873 im südbadischen Schliengen zur Welt. Ihre väterlichen Vorfahren waren bäuerlicher Herkunft und seit langem im Waldshuter Raum ansässig. Der mütterliche Großvater war im Schwäbischen beheimatet. In Ausübung seines Berufes als Lithograph war er nach Wien gekommen und hatte dort eine Griechin geheiratet. In den Wirren des Revolutionsjahres 1848 hatte das junge Paar die alte Kaiserstadt verlassen und sich

in Freiburg angesiedelt. Dank ihrer Abstammung vereinigte so Clara Siebert, die sich zeitlebens zur oberbadischen Landschaft als ihrer eigentlichen Heimat bekannte, in sich eine natürliche Ausgewogenheit von Bodenständigkeit und Weltoffenheit.

Ihr Vater, Heinrich Ritter, war Bezirksarzt und Medizinalrat. Die aus seiner beamteten Position resultierenden Versetzungen brachten für die Familie einen mehrfachen Wechsel des Wohnortes. Zusammen mit ihren Geschwistern Erwin und Herta besuchte Clara die Volksschule in Müllheim, Rheinheim, Konstanz, Meßkirch und Ettenheim. Danach war sie Internatsschülerin am Lehrinstitut Unsere Liebe Frau in Offenburg. Nach Antritt seiner Dienststelle in Lörrach schickte Ritter die Tochter zunächst an die Basler Mittelschule und später an das dortige kantonale Lehrerinnenseminar, wo sie ein Examen als Sprachlehrerin ablegte. Doch schon kurz danach verlobte sich Clara Ritter; seit Juni 1897 war sie mit dem Juristen Albert Siebert (1866–1948) verheiratet. Wie damals üblich, verfolgte die junge Frau die angestrebte berufliche Laufbahn nicht weiter, zumal ihrer Ehe bereits 1898 ein Kind geboren wurde.

Auch Albert Siebert war Beamter und als solcher der geltenden Versetzungspraxis unterworfen. Von Karlsruhe ging er nach Rappenaу, danach nach Mannheim, bis er 1907 erneut und dauerhaft nach Karlsruhe kam und zum Geheimen Oberregierungsrat im badischen Innenministerium ernannt wurde.

Als Ehefrau und Mutter ging Clara Siebert nicht allein in der Sorge für die Familie auf, zumal sie bereits im Elternhaus gelernt hatte, auch für die Mitmenschen Verantwortung zu übernehmen. Von Lörrach aus war sie mit dem Elend der Fabrikarbeiterinnen in engere Berührung gekommen, und seit jener Zeit hatte sie die Sorge für die Frau in Berufs- und Arbeitswelt ständig begleitet. Ihre starke Bindung an die katholische Kirche bewirkte, daß ihr soziales Engagement vorrangig christlich-karitativ begründet war. Da es ihr zum damaligen Zeitpunkt kaum möglich war, dieses wichtige gesellschaftliche Anliegen auch parteipolitisch zu artikulieren, förderte sie nachhaltig den Aufbau des Katholischen Deutschen Frauenbundes in Baden. In unmittelbarer Folge des Kölner Katholikentages (1903) gegründet, erhielt diese Organisation mit der Errichtung des Karlsruher Zweigvereins (1909) auch im Großherzogtum Baden ein festes Standbein. In Karlsruhe war Clara Siebert Mitbegründerin und bis 1914 dessen Schriftführerin.

Der Ausbruch des Weltkrieges stellte auch sie vor neue Aufgaben. Von 1914 bis 1916 leistete sie Lazarettendienst; danach wurde sie Hilfsreferentin und seit Mai 1917 Referentin für Arbeiterinnenfürsorge in der Frauenabteilung der Kriegsamtsstelle des XIV. Badischen Armeekorps. Von Berlin aus war diese Kriegsamtsstelle gegründet

worden, in der auch die katholischen Hilfsorganisationen eine Vertretung beanspruchten. Da auf Wunsch der Großherzogin Luise der Bezirk Karlsruhe samt dem nördlichen Baden dem badischen Frauenverein zugesprochen wurde, wurde Clara Siebert im südlichen Landesteil und in Hohenzollern eingesetzt. Bis zum Kriegsende übte sie diesen Dienst gewissenhaft aus. Sie unternahm große Anstrengungen, um die Arbeits- und Wohnbedingungen der Fabrikarbeiterinnen gründlich zu überwachen und diesen selbst angesichts ihrer materiellen und seelischen Not mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Nicht nur als Referentin in der Kriegsfrauenfürsorge, sondern auch durch ihre Mitarbeit im badischen Verbandskatholizismus zählte Clara Siebert damals zu den befähigten Frauen der Tat. Und so gehörte sie an der politischen Wendemarke des Spätjahres 1918 erwartungsgemäß zu den Frauen der ersten Stunde. Es war nur folgerichtig, daß sie am 5. Januar 1919 in die badische Nationalversammlung gewählt wurde. Für die richtige Einschätzung der neuen politischen Lage durch die demokratischen Parteien spricht, daß sich unter den 107 Abgeordneten bereits neun Frauen befanden (je vier Vertreterinnen des Zentrums und der Sozialdemokratie sowie eine Abgeordnete der DDP). Sehr geschätzt war Clara Siebert vor allem in den Reihen des Zentrums; nur so ist es zu erklären, daß in der Eröffnungssitzung dieser Versammlung einige Vertreter ihrer Fraktion sie um ein kurzes Statement zu der von den weiblichen Abgeordneten intendierten Mitarbeit im Parlament gebeten hatten.

In ihrer neuen Tätigkeit als Politikerin war sich Frau Siebert des Außergewöhnlichen wohl bewußt. Eine Vorkämpferin der Gleichmacherei der Geschlechter wollte sie nicht sein. Vielmehr war sie von der Idee beseelt, daß Mann und Frau ihrer Natur nach auf Ergänzung angelegt seien. Da sie sich uneingeschränkt zur Wesensverschiedenheit der Geschlechter bekannte, verlangte sie vom Fraktionsvorsitzenden Schofer ausdrücklich, in frauengemäße Sonderaufgaben eingewiesen zu werden. Ihre Bereitschaft, der größeren Gemeinschaft zu dienen, begriff sie hauptsächlich als »Mutter- und Schwesternarbeit«.² Ihrer Vorstellung entsprach, daß die in der Politik tätigen Frauen vor allem weibliche Geistes- und Seelenwerte in die Gesellschaft hineinzutragen hätten.

Von 1919 bis 1933 gehörte sie – und hierin gemeinsam mit Maria Rigel (1869–1937)³ – ununterbrochen dem badischen Landtag an. Ihr wachsender Bekanntheitsgrad ergab sich nicht zuletzt aus ihrer leitenden Tätigkeit im Katholischen Deutschen Frauenbund. Als nach dem Ersten Weltkrieg die auf lokaler Ebene bestehenden Zweigvereine zu Landesorganisationen zusammengeschlossen wurden, hatte Clara Siebert den Vorsitz in Baden übernommen (1920–1933). Durch

ihren früheren Lazarett- und Frauenfürsorgedienst, schließlich auch durch die schwere Verwundung ihres Sohnes Dieter Siebert (1898–1953) mit zahlreichen Kriegsopfern und deren Schicksale in engste Berührung gekommen, war sie im KDFB eine engagierte Förderin der Frauenfriedensbewegung. Mit allem Nachdruck hat auch sie von Baden aus den Bau der Frauenfriedenskirche in Frankfurt befürwortet, mit dem der KDFB ein sichtbares Zeichen seines Friedenswillens gesetzt hatte.⁴ Auch im Friedensbund deutscher Katholiken wirkte sie mit; dort war sie zeitweilig Mitglied des Reichsvorstandes.

Dank ihrer Tätigkeit in der Politik und in verschiedenen Gremien des deutschen Verbandskatholizismus war Clara Siebert zunehmend in überregionale Führungsaufgaben hineingewachsen. Auf mehreren Deutschen Katholikentagen (Breslau 1926; Freiburg 1929; Nürnberg 1931; Essen 1932) hat sie eine Reihe von Vorträgen gehalten oder auf Vertretertagungen Diskussionsbeiträge erbracht, die für die religiöse und gesellschaftspolitische Standortbestimmung der katholischen Frauenwelt jener Jahre richtungweisend waren.

Aufgrund der Wahlen vom 31. Juli 1932 und 5. März 1933 (6. und 8. Wahlperiode) gehörte Frau Siebert auch dem Deutschen Reichstag an. Obwohl sie sich vor der nationalsozialistischen Machtübernahme in zahlreichen Wahlversammlungen als entschiedene Gegnerin Hitlers ausgesprochen hatte (»Mütter, legt euren Söhnen nicht das Todesurteil in die Urne mit dem Stimmzettel für Hitler!«)⁵, stimmte auch sie am 23. März 1933 für das Ermächtigungsgesetz, da bekanntermaßen der Zentrumsvorsitzende Prälat Kaas in dieser Sache ein einheitliches, »entpersönlichtes« Votum seiner Fraktionsmitglieder gewünscht hatte. Sie selbst bekannte später immer wieder, über die aus dem Zwang und dem Druck der Gegebenheiten vollzogene Zustimmung zur Regierungsvorlage innerlich nie hinweggekommen zu sein.⁶

Mit der endgültigen Errichtung der Diktatur war die politische Tätigkeit Clara Sieberts beendet. Nun fand sie wieder Zeit, sich verstärkt kirchlich-karitativen Aufgaben zuzuwenden. Sie tat dies im Diözesanverband der katholischen Müttervereine und im Sozialdienst ihrer Karlsruher Pfarrgemeinde St. Elisabeth. In Karlsruhe mußte sie auch die Schrecken des Zweiten Weltkrieges erleben. Ausgebombt und daher zeitweilig evakuiert, wurde sie nach den Ereignissen des 20. Juli 1944 für mehrere Tage in Schutzhaft genommen.⁷ Daher galt sie nach dem Zusammenbruch als Verfolgte des Nationalsozialismus und konnte vielen, die wegen ihrer politischen Vergangenheit in Schwierigkeiten geraten waren, helfend beistehen.

Entgegen ihrem nach 1933 gefaßten Entschluß, nicht mehr aktiv in das politische Tagesgeschehen einzugreifen, ging Clara Siebert im

Kampf um die Wiederherstellung des Landes Baden noch einmal an die Öffentlichkeit. Wie hoch damals die Wogen der Leidenschaft schlugen, wie quer aber auch die Fronten durch die verschiedenen politischen Lager verliefen, wird an der Korrespondenz sichtbar, die Frau Siebert mit ihrer jahrelangen Freundin und Gefährtin im Zentrum und Frauenbund, Maria Beyerle (1882–1968)⁸, führte, die sich im Gegensatz zu ihr als eine dezidierte Befürworterin der Südweststaatsidee erwies.

Clara Siebert war eine im besten Sinn von ihrem Glauben und ihrer religiösen Grundhaltung geprägte Frau. Richtschnur ihres Handelns war stets das christliche Gebot der Gottes- und Nächstenliebe. In ihrer festen Glaubensverankerung sind auch die Wurzeln ihres umfangreichen schriftstellerischen und dichterischen Schaffens zu suchen. Vielseitig war sie vor allem als Schriftstellerin. Gerade in den Jahren der Weimarer Republik, als das katholische Pressewesen sichtlich an Einfluß gewann, fanden ihre Beiträge zu politischen und sozialkaritativen Fragen viel Beachtung. Eine Reihe sachkundiger und einfühlsamer Betrachtungen zur christlichen Kunst und Liturgie hat sie im Organ des KDFB publiziert.⁹ Noch stärker theologisch-kirchlich ist ihr dichterisches Werk geprägt. Als Verfasserin zahlreicher Weihespiele griff sie immer wieder auf zentrale Festgedanken des liturgischen Jahres zurück, bediente sich aber auch gern biblischer Stoffe. Die wohl stärkste dichterische Inspiration ging für sie von der Feier der Eucharistie als der eigentlichen Mitte des katholischen Glaubens aus; hier sind bei der geistlichen Dichterin unverkennbare Einflüsse der seit dem Jahrhundertbeginn spürbar aufbrechenden liturgischen Bewegung festzustellen.

Von ihrem literarischen Nachlaß¹⁰ ist nur ein kleiner Teil im Druck erschienen. So manches war typisches Gelegenheitswerk, auf einen bestimmten, nicht wiederbringbaren Augenblick zugeschnitten. Anderes dagegen wurde in Stunden großer Beglückung oder des Schmerzes von der Seele geschrieben und nie in eine letztgültige dichterische Form gebracht. Es läßt sich vermuten, daß die Autorin selbst für viele ihrer Manuskripte eine Drucklegung nie ernsthaft verfolgt hat.

Hochbetagt verstarb Clara Siebert am 23. März 1963 in Karlsruhe. Ihr Selbstverständnis von der Stellung der Frau in Kirche und Staat, in Politik und Gesellschaft, das sie, für ihre Zeitgenossen richtungweisend, durch Wort und Schrift verkündete, sichert ihr nicht weniger als ihr beispielhafter Dienst zum Wohl der Frauen, der Familien und der in Not Geratenen einen dauerhaften Platz unter den bedeutenden Frauen im deutschen Südwesten.

Anmerkungen

- 1 Gustav Trunk, Rechtsanwalt in Karlsruhe, war in der Vorläufigen Volksregierung Minister für Ernährungswesen; vgl. dazu Schwabe, Klaus (Hrsg.): Die Regierungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten 1815–1933. Boppard 1983, S. 147.
- 2 Als Frau und Mutter im Kriegsamt und im Parlament. Maschinenschriftl. Faszikel 1950, S. 41; vgl. auch Bopp, Linus: Clara Siebert, S. 46.
- 3 Vgl. dazu Prégardier, Elisabeth (Hrsg.): Politik als Aufgabe, S. 180 und 437.
- 4 Vgl. ebenda, S. 267 ff.
- 5 Vgl. Bopp, Linus, a. a. O., S. 48.
- 6 Vgl. Becker, Josef: Zentrum und Ermächtigungsgesetz 1933, S. 208 ff.
- 7 Ein Zeugnis des Gefängnisdirektors gibt die Zeit vom 23. 8. 1944 bis 30. 8. 1944 an; vgl. Bopp, Linus, a. a. O., S. 54.
- 8 Vgl. dazu Prégardier, Elisabeth (Hrsg.), a. a. O., S. 180 und 428.
- 9 Zu den Zeitschriften des KDFB vgl. ebenda, S. 467 ff.
- 10 Nachlaß Clara Siebert im GLA Karlsruhe, Signatur N Siebert/1 ff. Es handelt sich um 83 Faszikel.

Bibliographie

- Becker, Josef: Zentrum und Ermächtigungsgesetz 1933. Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte (Hrsg.: Hans Rothfels und Theodor Eschenburg) Stuttgart 1961
- Bopp, Linus: Clara Siebert (1873–1963). Versuch ihrer Lebensbeschreibung und der Würdigung ihrer Lebensleistung. Freiburg 1971
- Gurk, Franz: Glaubenskraft und Aktivität am Bild bedeutender politischer Persönlichkeiten der Erzdiözese Freiburg. In: Sauer, Josef (Hrsg.): Gestalten und Ereignisse. 150 Jahre Erzbistum Freiburg 1827–1977. Karlsruhe 1977, S. 176–178
- Gurk, Luise: Clara Siebert. In: Frauenland. Zeitschrift für katholische Frauen 46. Jahrgang Heft 5/6, Hrsg.: Katholischer Deutscher Frauenbund. Köln 1963, S. 70
- N. N.: Die badische Landtags- und spätere Reichstagsabgeordnete Clara Siebert. In: Prisma der Frau, Heft 5/6, Hrsg.: Katholischer Deutscher Frauenbund. Köln 1970, S. 48
- Prégardier, Elisabeth und Mohr, Anne, (Hrsg.): Politik als Aufgabe. Engagement christlicher Frauen in der Weimarer Republik. Annweiler/Essen 1990
- Siebler, Clemens: Clara Maria Siebert. In: Badische Biographien. Neue Folge, Band 3, Stuttgart 1990, S. 255–256
- Sterr, Lisa: Clara Maria Siebert. Zentrumspolitikerin in Baden. In: Blick in die Geschichte. Karlsruher stadthistorische Beiträge Nr. 9 (= Beilage Amtsblatt Karlsruhe Nr. 50). Karlsruhe 1990, S. 1

Marie Baum (1874–1964)

Den Frauen die volle Mitverantwortung

Marie Baum wurde am 23. März 1874 in Danzig geboren und starb am 8. August 1964 in Heidelberg.¹ Aufgewachsen im deutschen Kaiserreich unter Bismarck, sammelte sie politische Erfahrungen in vier verschiedenen politischen Systemen, gestaltete als Sozialpolitikerin die Sozialgesetzgebung der Weimarer Republik mit, überlebte zwei Weltkriege und engagierte sich gesellschaftspolitisch bis ins hohe Alter in ihrer zweiten Heimatstadt Heidelberg. Sie war eine Frau, und dieser so selbstverständlich klingende Umstand bestimmte ihr Denken und ihren Lebensweg, der sie in die Frauenbewegung, die Politik, vor allem aber in die soziale Berufstätigkeit führte.²

Ihre Mutter, Fanny Auguste (Flora) Baum – eine Tochter des Mathematikers und Gaußnachfolgers Gustav Lejeune Dirichlet –, bestand auf einer Berufsausbildung ihrer Töchter wie ihrer Söhne. Der Verein »Frauenwohl« – auf Anregung Minna Cauers 1889 in Danzig gegründet und von Marie Baums Mutter geleitet – ermöglichte es der Tochter, sich in eigens für Mädchen eingerichteten Realkursen auf eine externe Abiturprüfung vorzubereiten. Die Eltern – der Vater war angesehener Arzt und Direktor des Danziger Städtischen Krankenhauses – schickten die 19jährige nach Zürich zur Abitursprüfung und zum Studium, weil »die Erlangung akademischer Bürgerrechte an deutschen Universitäten den Frauen zu jener Zeit noch nicht gestattet waren« (38). Am Eidgenössischen Polytechnikum, der späteren TH in Zürich, studierte sie Naturwissenschaften mit dem Hauptfach Chemie.³

Die Aussichten für Chemikerinnen auf eine spätere Anstellung in der Fabrik waren gering, da ein »Vorurteil dagegen besteht, vereinzelt Frauen in den rein männlichen Betrieben arbeiten zu lassen«.⁴ Dennoch konnte Marie Baum nach ihrer Promotion am 1. Oktober 1889 eine Stelle in der Patentabteilung der Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation (AGFA) in Berlin antreten. Doch sie löste diesen Vertrag, der eine sichere Lebensstellung hätte begründen können, nach drei Jahren vorzeitig auf. Die Arbeit in der Industrie habe nur an den äußeren Umkreis ihres Wesens, nicht aber

an dessen Mittelpunkt Anforderungen gestellt, schrieb sie rückblickend (83).

In dieser Situation erhielt sie im Juni 1902 einen Brief aus Karlsruhe. Elisabeth von Richthofen, eine der ersten immatrikulierten Studentinnen in Heidelberg und die erste Doktorandin Max Webers, suchte eine Nachfolgerin für ihre Tätigkeit als »wissenschaftlich gebildete Hilfsarbeiterin bei der großherzoglichen badischen Fabrikinspektion«. ⁵ Nach Ansicht des leitenden badischen Fabrikinspektors Friedrich Woerishoffer (1839–1902) ⁶ sollte sich die weibliche Fabrikaufsicht nicht in polizeilicher Überwachung erschöpfen. Wollte man die geltenden Schutzbestimmungen auch auf die Arbeiterinnen anwenden, so mußten deren Lebensverhältnisse beachtet werden. Eine zukünftige Fabrikinspektorin hatte also hohen Ansprüchen zu genügen. Für Woerishoffer war deshalb die Qualifikation der zukünftigen Fabrikinspektorin entscheidend und er setzte sich für eine wissenschaftlich gebildete Beamtin ein. Hier traf er sich mit Max Weber (1864–1920), der seit 1897 ordentlicher Professor der Nationalökonomie in Heidelberg war und sich wissenschaftlich und politisch mit der Lage der Arbeiterschaft befaßte; Woerishoffer und Weber plädierten für eine Gleichstellung der akademisch gebildeten Beamtinnen in der Fabrikinspektion mit den männlichen Kollegen.

Marie Baum begann ihre neue Arbeit mit vollem Elan: Ihre Inspektionsreisen, zu Fuß und zu Rad, führten sie in die Textilindustrie am Oberrhein, in die Heimindustrie im Hotzenwald, wo man gerade den elektrischen Webstuhl einführte, in die Uhrenindustrie, in Holzschnitzer- und Bürstenmacherwerkstätten im Schwarzwald. Sie reflektierte und dokumentierte ihre praktischen Erfahrungen 1906 in einem Bericht an das Großherzogliche Ministerium des Innern, der einer wissenschaftlichen soziologischen Untersuchung gleichkam. ⁷ Als ihre »etatmäßige« Stellung als Beamtin ⁸ in Karlsruhe gefährdet war und sie den Dienst quittieren wollte, weil der Nachfolger Woerishoffers die geforderte Gleichstellung zwischen Beamtinnen und Beamten in der Fabrikinspektion wieder abschaffte, setzte sich Max Weber in Zeitungsartikeln öffentlich für sie ein. Aber 1907 sah auch Max Weber »das Experiment der weiblichen Fabrikinspektion in Baden ... als gescheitert an«, denn »die Differenzierung nach dem Geschlecht muß jeden Versuch mit der Anstellung weiblicher Beamten von vorneherein diskreditieren, und es ist daher dringend zu wünschen, daß er nunmehr überhaupt unterbleibt.« ⁹

Marie Baum kündigte zum zweiten Mal eine sichere Lebensstellung, diesmal sogar eine Beamtenstelle mit Pensionsberechtigung, aber sie war noch jung und sie hatte sich gleichzeitig nach anderen beruf-

lichen Möglichkeiten umgesehen. Bevor sie in Düsseldorf eine neue Stelle antrat, verbrachte sie ein Studien- und Sommersemester in Heidelberg. Marie Baum wohnte bei Else Jaffe-v. Richthofen, hörte Vorlesungen an der Universität, lernte Gustav Radbruch kennen, verliebte sich einen Sommer lang in den Philosophen Emil Lask (1875–1915) und befreundete sich mit Max und Marianne Weber (133).

Im Oktober 1907 wurde Marie Baum von dem »Verein für Säuglingsfürsorge des Regierungsbezirks Düsseldorf«, dessen Gründung der neue Leiter der Kinderklinik, Professor Arthur Schlossmann (1867–1932), angeregt hatte, als »Generalsekretär« angestellt. In ihrer neuen Tätigkeit in Düsseldorf lernte Marie Baum zum zweiten Mal einen Bereich innovativer sozialer Arbeit kennen. Die Säuglingsfürsorge als Zweig der Gesundheitsfürsorge, getragen von kommunalen und freien Einrichtungen, zielte auf die Bevölkerungsgruppen, die nicht von der gesetzlichen Krankenversicherung der Lohnarbeiter erfaßt wurden: auf Säuglinge, Schwangere, Wöchnerinnen und auf besondere Krankheitsgruppen wie Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten, Alkoholismus. Der »Verein für Säuglingsfürsorge«, der im Oktober 1907 seine Arbeit aufnahm, stellte Marie Baum mit einem Jahresgehalt von 4000 M an und beförderte sie im November 1907 zur »Geschäftsführerin«. Marie Baum war vor allem mit der organisatorischen Seite der Fürsorgearbeit betraut. Ein neuer Frauenberuf entwickelte sich unter ihrer Ägide – die Familienfürsorgerin. Zusammen mit A. Schloßmann gab sie die Schriftenreihe des Vereins heraus, schrieb Aufsätze, hielt Vorträge und regte Studentinnen zu Doktorarbeiten an, die sich mit der sozialen Lage von Arbeiterfrauen beschäftigten (141).

In Düsseldorf war Marie Baum durch ihre Tätigkeit in engeren Kontakt mit der dortigen Frauenbewegung gekommen; 1914 hatte sie einer Kandidatur für den engeren Vorstand des Bundes Deutscher Frauenvereine zugestimmt.¹⁰ Doch der Erste Weltkrieg, der sie »völlig unvorbereitet« (173) traf, verhinderte die Vorstandswahlen. Dem engeren Vorstand des BDF gehörte sie deshalb erst ab 1918 bis zum Jahre 1931 an.

Auch Marie Baum stellte sich in Düsseldorf der Kriegsfürsorge zur Verfügung; in ihrer Eigenschaft als Geschäftsführerin eines großen Vereins wandte sie sich direkt an die Behörden und beantragte Mittel zum Aufbau von Bezirksfamilienfürsorgestellen. 1915 rief der Danziger Oberbürgermeister Marie Baum in ihre Heimatstadt, um hier nach Düsseldorfer Vorbild die Kriegswohlfahrtspflege aufzubauen. Einer Aufforderung Marie-Elisabeth Lüders im Dezember 1916, die Geschäftsführung der Frauenarbeitszentrale bei der Kriegsamtnebenstelle in Düsseldorf zu übernehmen, entsprach sie nicht.¹¹ Zu dieser

Zeit leitete sie bereits zusammen mit Gertrud Bäumer die von ihr im gleichen Jahr gegründete »Soziale Frauenschule und sozialpädagogisches Institut« in Hamburg (188).

Nach dem Kriege und der Verleihung des Wahlrechtes an die Frauen durch den Rat der Volksbeauftragten traf die »Frauen die volle Mitverantwortung«, so Marie Baum in ihrem »Rückblick« (217). Zusammen mit Marianne Weber und Gertrud Bäumer trat sie nach der Gründung der DDP am 19. November 1918 dieser Partei bei und kandidierte erfolgreich bei den Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 im Wahlkreis 14 Schleswig Holstein. Ihren sozialpolitischen Interessen entsprechend arbeitete Marie Baum in dem vom Parlament gebildeten 7. Fachausschuß für soziale Angelegenheiten¹² mit. Im Gegensatz zu Gertrud Bäumer empfand Marie Baum ihr berufliches und politisches Engagement jedoch »auf die Dauer nur schwer zu vereinigen«. (227)

Als ihr das badische Arbeitsministerium in Karlsruhe im Frühjahr 1919 eine Stelle als »Hilfsreferentin« in einem neugeschaffenen Referat »Wohlfahrtspflege«, das sich auch um die Frauen und Kinderfürsorge kümmern sollte, anbot¹³ und ihr zur Auflage machte, ihre parlamentarische Tätigkeit einzustellen, ging sie auf diese Bedingung ein. Bereits im April 1920 wurde sie in den Rang eines Regierungsrates und ein Jahr später in den Rang eines Oberregierungsrates¹⁴ versetzt. Marie Baum leitete im Wohlfahrtsreferat des Arbeitsministeriums u. a. die Hilfsmaßnahmen für Sozial- und Kleinrentner – einer durch die Inflation entstandenen neuen Klientengruppe – und war an der Gesetzgebung für die Rentnerfürsorge – einem neuen Bereich der Wohlfahrtspflege – beteiligt. Ihre konzeptionellen Vorstellungen auf dem Gebiet der Jugendfürsorge konnte sie in einer eigenen Gründung, dem Kinderheim »Heuberg« (ab 1920), verwirklichen. Eine ihrer Mitarbeiterinnen dort war Elisabeth v. Thadden¹⁵. Als aufgrund von Umstrukturierungen im Badischen Arbeitsministerium und Mittelkürzungen im Wohlfahrtsbereich ihre eigenständige Arbeit zusehends in Frage gestellt wurde, kündigte sie und schied am 30. Juni 1926 aus dem Badischen Arbeitsministerium aus.

Mit ihrem Ausscheiden aus dem Staatsdienst war ihre »verantwortliche öffentliche Tätigkeit« (255) zunächst beendet. Von nun an war Marie Baum freiberuflich tätig. In Heidelberg bezog sie am Friesenberg 1a eine Wohnung, in der sie bis zu ihrem Tode lebte. Ab 1928 ermöglichte ihr ein Lehrauftrag der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg eine erneute öffentliche Tätigkeit und ein geringes Einkommen.

Unter Bezugnahme auf das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 § 3 Abs. 2 wurde Marie Baum der

Lehrauftrag »Soziale Fürsorge und Wohlfahrtspflege« am 28. Juli 1933 vom Ministerium für Kultus und Unterricht entzogen. Ihre Großmutter war eine Mendelssohn-Bartholdy; nach der ersten Durchführungsordnung des Gesetzes¹⁶ genügte es, daß ein Großelternanteil nichtarisch war. 1933 war sie 59 Jahre alt, erwerbslos und ohne Anspruch auf ein ausreichendes Ruhegehalt.

Marie Baum, die später zugab, die Hitlerschen Rassegesetze anfänglich nicht in ihrer Radikalität durchschaut zu haben, wurde im Dritten Reich Mitarbeiterin von Pfarrer Hermann Maas, der in Zusammenarbeit mit dem Berliner Pfarrer Heinrich Grüber in Heidelberg eine Vertrauensstelle des »Büros Grüber« übernommen hatte. Mit ihm zusammen verhalf sie vielen verfolgten jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern zur Emigration.¹⁷

Von Jugend an war Marie Baum eng mit der Frauenbewegung verbunden gewesen, der die Machtübernahme Hitlers nun ein jähes Ende setzte. Für alle Frauen brach damit eine Entwicklung zur gleichberechtigten Teilhabe am öffentlichen und politischen Leben ab, die seit 1908 auch auf der Gesetzesebene begonnen hatte. Für Marie Baum bedeutete die Frauenbewegung jedoch mehr als nur eine gesellschaftspolitische Kraft. Sie sah sie als einen »neuen Stand«, der vom Kleinbürgertum bis zum Adel reichte und »im Kern gesundes Bürgertum umfaßte«. (156) Ihren Werten – Achtung vor dem geistigen Erbe der Nation, Verantwortung, der Wille über das Persönliche hinaus ins Ganze zu wirken (156) – fühlte sie sich verpflichtet.

Zu ihrem Bedauern konnte sich diese »überwiegend geistige Haltung« gegenüber anderen mächtig anwachsenden Einflüssen (156) nach 1945 weniger denn je behaupten. Eine Gefahr sah Marie Baum vor allem in der Massenkultur der Weimarer Republik, die im Nationalsozialismus ihrer emanzipatorischen Elemente beraubt und einseitig weiterentwickelt worden war. Gegen ihre Einflüsse stellte sie die hohe Kulturleistung der abendländischen Form von Ehe und Familie und betonte die Aufgabe der Religion, wenn es darum ging, der »Entpersönlichung« entgegenzuwirken. Marie Baum wollte einen »übersehbaren Lebens- und Arbeitsraum« wiedererrichten, »der im Rausch vor der großen Zahl, der grenzenlosen Weite, dem Übermenschentum und den ins Riesenhafte strebenden Planungen in der vergangenen Geschichtsepoche« (373) vernachlässigt worden sei. Als Universitätslehrerin, als Schriftstellerin, als Mitbegründerin eines evangelischen Mädchengymnasiums und einer freien Studentenverbindung und als Vortragsrednerin setzte sie sich für ihre Ziele ein.

Doch drei Jahre vor ihrem Tod schrieb sie resignierend in einem Brief an einen Geschichtsstudenten: »... aber es ist auch mir selber nicht gelungen, in diesem unserem neuen Staat den Platz zu finden.«

Trotz ihrer politischen und gesellschaftspolitischen Tätigkeit fühlte sie sich »eben doch nicht als politischer Mensch«.

Anmerkungen

- 1 Wichtige Hinweise verdanke ich Dr. Manfred Stange, Universitätsbibliothek Heidelberg, der mir Teile seiner Materialsammlung zur Verfügung stellte, und Birgit Rudhard, Soziologisches Institut der Universität Heidelberg.
- 2 In ihrer Autobiographie »Rückblick auf mein Leben«, Heidelberg 1950, hat sie darüber nachgedacht und erzählt. Im folgenden beziehen sich die Seitenzahlen in Klammern im fortlaufenden Text auf die Autobiographie.
- 3 An der Hochschule und dem eidgenössischen Polytechnikum galten mit dem Gesetz vom 18. Mai 1873 für Frauen und Männer dieselben Zulassungsbedingungen. Im Wintersemester 1897/98 studierten in Zürich insgesamt 216 Frauen und 876 Männer. Vgl. Handbuch der Frauenbewegung, hrsg. v. Lange, Helene und Bäumer, Gertrud, Teil III, Berlin 1902, S. 231.
- 4 Vgl. Handbuch der Frauenbewegung. Teil V, Die deutsche Frau im Beruf, Berlin 1906, S. 257–258.
- 5 Schreiben Elisabeth v. Richthofen an Marie Baum 27. Juni 1902. Heid. HS 3675, EE2 E–R.
- 6 Zu seiner Biographie vgl. Bocks, Wolfgang: Die Badische Fabrikinspektion. Freiburg 1978, S. 567 f.
- 7 Drei Klassen von Lohnarbeiterinnen in Industrie und Handel der Stadt Karlsruhe. Dargestellt von der Großherzoglichen Fabrikinspektorin Dr. Marie Baum, Karlsruhe 1906.
- 8 Marie Baum war seit dem 1. Juli 1904 »etatmäßig« geworden, d. h. sie war von einer »wissenschaftlich gebildeten Hilfsarbeiterin« im Angestelltenverhältnis zur Beamtin befördert worden. Heid. HS 3675, KK 2.1.17.
- 9 Weber, Max: Die badische Fabrikinspektion. In: Frankfurter Zeitung, Nr. 21, Abendblatt, 24. Januar 1907.
- 10 Brief Elisabeth Altmann-Gottheimer an M. Baum, 25. Juli 1914, Heid. HS 3675, EE2.3.
- 11 Schreiben M. E. Lüders an Marie Baum, 4. Dezember 1916, Heid. HS 3675, EE2, E–R. Zu M. E. Lüders Organisationstätigkeit des Referates Frauen im Kriegsarbeitsamt vgl. dies.: Das unbekannte Heer. Berlin 1937.
- 12 Heilfron, Eduard (Hrsg.): Die Nationalversammlung im Jahre 1919 und ihre Arbeit für den Aufbau des neuen Volksstaates. 9 Bde. Berlin 1919 ff. Bd. 2, S. 793.
- 13 Badisches Arbeitsministerium an Marie Baum, 2. Mai 1919. Heid. HS 3675, KK 3.20.
- 14 Heid. HS 3675, KK3. 3.27; 3.29.
- 15 Elisabeth v. Thadden, 1890–1944, gründete das Evangelische Landerziehungsheim Schloß Wieblingen bei Heidelberg, die heutige Elisabeth v. Thadden-Schule in Wieblingen. 1944 wurde sie vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Vgl. von der Lüche, Irmgard: Elisabeth von Thadden. Ein Schicksal unserer Zeit. Düsseldorf – Köln 1966.

- 16 RGBl. I, 1933, S. 195. In Heidelberg wurden 56 der insgesamt 201 habilitierten Universitätsdozenten entlassen. Vgl. Wolgast, Eike: Die Universität Heidelberg 1386–1986. Berlin – Heidelberg 1988, S. 145.
- 17 Baum, Marie: Rückblick auf mein Leben, S. 279. Vgl. Thierfelder, Jörg: Redet mit Israel freundlich. Zeugnisse von und über Hermann Maas, Karlsruhe 1986. Marie Baum wird hier jedoch nicht erwähnt.

Bibliographie

Marie Baum: Rückblick auf mein Leben. Heidelberg 1950

Luise Rist (1877–1955)

Aus christlicher Verantwortung für die Gleichberechtigung

Luise Rist (geborene Freyler) – eine der großen Vorkämpferinnen der Frauen Württembergs – wurde am 28. Februar 1877 als ältestes von fünf Kindern in Rottweil geboren. Ihre Kindheit verbrachte sie in Düneberg bei Hamburg, wohin ihr Vater, Heinrich Freyler, kurz nach ihrer Geburt aus beruflichen Gründen versetzt wurde. Als die Familie nach über zehn Jahren nach Rottweil zurückgekehrt war, besuchte Luise Rist dort die höhere Töchterschule. Ihre letzte Ausbildung erhielt sie im Internat der Englischen Fräulein in Lindau. Im Alter von zwanzig Jahren heiratete sie am 27. April 1897 in Stuttgart Josef Rist (1865–1932), der später Professor an der Kunstakademie Stuttgart wurde. Die Ehe blieb kinderlos.

Luise Rist, deren Aktivitäten sich auf den schwäbischen Raum erstreckten, gehörte zu den führenden Persönlichkeiten des Katholischen Frauenbundes der Diözese Rottenburg. Aufgrund ihres dadurch gewonnenen Ansehens konnte sie auch als eine der ersten Parlamentarierinnen Württembergs die Interessen der Frauen in der Öffentlichkeit vertreten.

Obwohl sich der Katholische Frauenbund nach seiner Gründung in Köln im Jahre 1903 in den anderen Diözesen Deutschlands sehr schnell ausgebreitet hatte, konnte er in der Diözese Rottenburg erst spät Fuß fassen, da der Wunsch der württembergischen Frauen nach Organisiertheit beim damaligen Bischof, Paul Wilhelm Keppler (1852–1926), zunächst auf Widerstand stieß. Erst auf Initiative des Erzbischofs von München, Kardinal Michael Faulhaber (1869–1952), ein Freund Kepplers und Gönner des Katholischen Frauenbundes, befürwortete Bischof Keppler den Zusammenschluß der katholischen Frauen unter weiblicher Führung. Am 24. Januar 1917 konnte der erste Zweigverein des Katholischen Frauenbundes der Diözese Rottenburg in Stuttgart gegründet werden. An der Gründungsfeier traten bereits fast tausend Frauen dem Verein bei.

Die Arbeit des Stuttgarter Zweigvereins, dessen erste Vorsitzende Elisabeth Baronin von Linden (gest. 1936) war, beschränkte sich

anfangs auf das Abhalten von Versammlungen. Nach und nach wurde die Gründung neuer Zweigvereine angestrebt, zunächst allerdings nur in Städten, da es schwer war, die Frauen auf dem Land zu aktivieren. Im Jahre 1918 gab es bereits so viele Zweigvereine, daß es am 30. September zur Gründung des Württembergischen Landesausschusses kam, in dem alle Zweigvereine der Diözese zusammengeschlossen wurden. Vorsitzende des Landesausschusses war wiederum Baronin von Linden. Als diese jedoch kurze Zeit später Stuttgart verließ, wurde Luise Rist zur Nachfolgerin bestimmt.

Luise Rist – nun Vorsitzende des Stuttgarter Zweigvereins und Landesvorsitzende, weshalb sie zugleich dem Zentralrat in Köln angehörte – war am Aufbau der Frauenbundarbeit maßgeblich beteiligt. Die Leistungen des Katholischen Frauenbundes in dieser Zeit müssen immer in Zusammenhang mit der Person von Luise Rist gesehen werden.

Der Katholische Frauenbund, der ab 1918 große Aktivitäten entwickelte, kümmerte sich als erstes um die praktische Bildung der Frau. Aufgrund der Zeitumstände – der Erste Weltkrieg war gerade zu Ende gegangen – waren die Frauen gezwungen, das wenige Material, das noch vorhanden war, sinnvoll zu verwerten. Änderungskurse für Kleider, Näh- und Flickkurse, sogenannte »Schlapperkurse« zum Nähen von Hausschuhen gehörten ebenso zum Programm des Katholischen Frauenbundes wie auch Koch- und Diätkurse, in denen die Frauen lernten, trotz der wenigen Nahrungsmittel nach Kriegsende eine gesunde und abwechslungsreiche Mahlzeit zu bereiten. Luise Rist, die selbst eine tüchtige Hausfrau war und die gepflegte Geselligkeit liebte, legte großen Wert auf die hauswirtschaftliche Bildung der Frauen und Mädchen. Sie beteiligte sich an der Erstellung der Lehrpläne und stellte Überlegungen an, wie die Vermittlung von Theorie am besten mit der Praxis verbunden werden könne. Für junge Mütter wurden neben speziellen Schulungen der Haushaltsführung Kurse für Säuglingspflege und Kindererziehung organisiert.

Nachdem die Arbeit des Katholischen Frauenbundes in den Städten gut angelaufen war, ging Luise Rist auch in kleinere Orte, um die Frauen für die Idee des Katholischen Frauenbundes zu gewinnen. Dabei mußte sie erkennen, daß für Frauen in ländlichen Gebieten bereits Ende 1919 von Geistlichen ein Bäuerlicher Katholischer Frauenbund ins Leben gerufen worden war. Im Gegensatz zum Katholischen Frauenbund, der weder ein Berufsverein war noch materielle Ziele verfolgte, verstand sich dieser Verein als Standesorganisation der Bäuerinnen mit beruflichen, ideellen und materiellen Zielen auf konfessioneller Grundlage. Nach längerem Nebeneinander beider Organisationen gab Bischof Keppler dem Katholischen Frauenbund den

Vorzug mit der Begründung, daß dieser seinen Wirkungsbereich nicht nur auf einen ländlichen Personenkreis beschränke, sondern alle Frauen anspreche.

Die Bemühungen um die Gründung ländlicher Vereine hinderte den Katholischen Frauenbund nicht, die bereits bestehende Arbeit ständig weiter auszubauen. In Literaturzirkeln und im Rahmen der Altenbetreuung wurden mit den Frauen neu erschienene Bücher, hauptsächlich über Frauen, besprochen. Aufgrund der körperlichen und seelischen Schäden, die der Erste Weltkrieg bei den Frauen hinterlassen hatte, beschloß der Katholische Frauenbund 1924 die Einführungen der Mütterferien. Bei der Organisation dieser 14tägigen Freizeiten engagierte sich Luise Rist sehr, weil sie dadurch erfahren konnte, auf welchem Niveau die Frauen standen und was sie dringend benötigten. Ab 1920 bildete der Landesausschuß Kommissionen für religiöse und pädagogisch-psychologische Bildungsarbeit. Auf den Tagungen dieser Kommissionen hat Luise Rist eine führende Rolle eingenommen.

Luise Rist war bis 1922 Vorsitzende des Stuttgarter Zweigvereins. Den Landesvorsitz gab sie 1928 wegen Überlastung an Maria Mayerhausen (1890–1945) ab, blieb jedoch zweite Vorsitzende des Landesausschusses. Im selben Jahr noch übernahm sie die Leitung der Hausfrauenvereinigung des Katholischen Frauenbundes, der sie bis 1933 vorstand.

In den Jahren des Nationalsozialismus war der Katholische Frauenbund gezwungen, seine Arbeit stark einzuschränken. Während alle praktische und geistige Bildungsarbeit, die eine Wirkung nach außen erzielte, aufgegeben werden mußte, rückte der Katholische Frauenbund die religiöse Bildungsarbeit in den Vordergrund.

Das Auftreten Luise Rists im Katholischen Frauenbund läßt erkennen, daß sie Führungseigenschaften besaß und sich nicht scheute, auf Sitzungen und Versammlungen die Leitung zu übernehmen.

Neben ihrem engagierten Wirken im Katholischen Frauenbund trat Luise Rist auch als Politikerin hervor. Mit der Einführung des aktiven und passiven Wahlrechts für Frauen nach dem Ersten Weltkrieg begann die Mitarbeit der Frauen in der Politik. Um für die Stimmen der Frauen zu werben, wurden von den einzelnen Parteien Frauen als Kandidatinnen aufgestellt, so auch bei der Kandidatur für die Wahl in die Württembergische Verfassungsgebende Landesversammlung. Die württembergische Zentrumsparterie, die 1918 keine ausgebaute Parteiorganisation besaß, entnahm ihre Kandidatinnen und Kandidaten katholischen Organisationen, um auf diese Weise eine breite Wählerschaft anzusprechen. Unter diesem Gesichtspunkt wurden auch drei Frauen in die Landesliste aufgenommen: Mathilde Kühnert

(1874–1957) aus Ulm als Vertreterin der Arbeiterinnen, Freifrau Amalie von Soden (1869–1953) aus Stuttgart als Vorsteherin des Elisabethen-Vereins und Luise Rist.

Ende 1918 unternahm Luise Rist zahlreiche Wahlreisen und trat in öffentlichen Kundgebungen des Zentrums auf. Bei der Wahl in die Verfassunggebende Landesversammlung am 11. Januar 1919 erreichte Luise Rist die vierthöchste Stimmenzahl der einunddreißig Abgeordneten des Zentrums. Im ganzen konnten dreizehn Frauen in die Landesversammlung einziehen.

Bis 1933 gehörte Luise Rist ununterbrochen dem württembergischen Landtag an, ab 1920 als einzige Frauenvertreterin in der Zentrumsfraktion. Luise Rists politische Aktivität beschränkte sich in diesen Jahren nicht nur auf die Reden vor dem Landtag, sondern sie bewährte sich auch als Finanzexpertin im Finanzausschuß. Des weiteren gehörte sie dem Geschäftsordnungsausschuß, dem Sonderausschuß und dem Bücherausschuß, dessen Vorsitz sie innehatte, an.

Ihre regelmäßige Teilnahme an den großen Tagungen des Zentrums auf Länder- und Reichsebene brachte Luise Rist mit führenden Frauenpersönlichkeiten des Zentrums wie Hedwig Dransfeld (1871–1925), Helene Weber (1881–1962) u. a. zusammen.

Luise Rist setzte sich im württembergischen Landtag hauptsächlich für die speziellen Interessen der Frauen ein. Sie handelte nach dem Vorsatz, Entscheidungen, die das Frauenleben angehen, immer dem Wesen der Frau gemäß zu treffen, und lehnte jede Benachteiligung der Frau ab. Neben der Forderung nach gesetzlicher und politischer Gleichberechtigung strebte sie die wirtschaftliche und soziale Gleichstellung der Frau an. Trotz dieser Zielsetzung wollte sie keine rigoros-schematische Gleichberechtigung. Ihr Leitbild vom Menschen beruhte auf der Vorstellung, daß Mann und Frau zwar gleichwertig, wegen der naturgegebenen Unterschiede jedoch grundsätzlich verschieden sind. Die Rolle der Frau war nach Luise Rist in erster Linie durch die natürliche Mutterschaft und die Familie bestimmt. Luise Rist befürwortete auch die Berufstätigkeit der Frau. Dabei übersah sie allerdings nicht das Dilemma der Lage der Frau bei Mutterschaft und Beruf. Als optimale Lösung galt für sie, daß die Frau so lange berufstätig sein sollte, bis sie eine Familie gründete. Dann sollte sie nur noch Hausfrau sein, eine Tätigkeit, die Luise Rist als vollwertigen Beruf anerkannte.

Große Aufmerksamkeit schenkte Luise Rist auch sozialen und kulturellen Fragen sowie Fragen des Gesundheitswesens und der öffentlichen Sittlichkeit.

Luise Rist ging die aktuellen Probleme immer vom Standpunkt ihrer Weltanschauung an und legte ihrer Arbeit ein christliches Menschen- und Ordnungsbild zugrunde. Aufgrund ihres katholischen

Glaubens lehnte sie den Liberalismus, den sie wegen seiner Gleichgültigkeit in den letzten Fragen des Lebens und wegen seines übertriebenen Individualismus als eine absterbende Weltanschauung betrachtete, entschieden ab. Sie verstand es, ihre Reden gewandt vorzutragen und Anträge und Beschlüsse überzeugend zu formulieren. Sie war eine Frau, die nicht nur durch ihre Worte, sondern vor allem durch ihre Persönlichkeit wirkte. Schon nach kurzer Zeit erwarb sie sich die Anerkennung und Sympathie der Abgeordneten.

Die politischen Verhältnisse des Jahres 1933 zwangen Luise Rist, ihre Tätigkeit als Politikerin einzustellen und sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Das vorläufige »Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich« vom 31. März 1933 bedeutete das Ende des württembergischen Landtags. Ferner führte die politische Umwälzung am 5. Juli 1933 zur Selbstauflösung der Zentrumspartei.

Von 1929 an war Luise Rist Vorsitzende des Kuratoriums der Marienanstalt in Stuttgart, ein Fürsorgeheim für berufstätige Frauen und Mädchen. Diese Tätigkeit mußte sie 1936 aufgrund der politischen Situation ebenfalls aufgeben.

Nach der völligen Zerstörung ihrer Wohnung durch einen Bombenangriff im September 1944 zog Luise Rist zu ihrer Schwester nach Rottweil. Dort wurde sie anlässlich Stauffenbergs Attentat auf Hitler wegen ihrer früheren Zugehörigkeit zur Zentrumspartei mehrere Wochen in Schutzhaft genommen. Anschließend war sie für einige Zeit in Rottenmünster, einer Heilanstalt für Nervenranke, untergebracht.

Im Herbst 1945 kehrte Luise Rist nach Stuttgart zurück. Noch im selben Jahr übernahm sie nach dem Tode von Maria Mayerhausen erneut den Vorsitz über die Zweigvereine in der Diözese. Der Schwerpunkt der Frauenbundarbeit lag nun auf der politischen und staatsbürgerlichen Schulung der Frauen, die Luise Rist durch Vortragsreihen unterstützte. 1949 schied sie aus gesundheitlichen Gründen aus der Frauenbundarbeit aus.

1945 nahm Luise Rist auch ihre politische Tätigkeit wieder auf und beteiligte sich am Neuaufbau des politischen Lebens. Sie unterschrieb als einzige Frau den Aufruf zur Gründung der Christlich-Demokratischen Union (CDU). Im März 1946 gründete sie den Frauenausschuß der CDU, zu dessen stellvertretenden Vorsitzenden sie gewählt wurde. Luise Rist, die bis 1952 Mitglied des Landesvorstandes der CDU war, trat bei den ersten Landeskongressen in den Jahren 1946 und 1947 als die führende Sprecherin der Frauen auf und wies auf die politische Verantwortung der Frauen hin. Sie appellierte an die Frauen, ihre politische Gleichgültigkeit abzulegen, sich politisch zu orientieren und vor allem von ihrem Wahlrecht künftig Gebrauch zu machen.

Luise Rist redigierte als Mitarbeiterin des Deutschen Volksblattes seit 1927 ehrenamtlich die Frauenbeilage, für die sie selbst zahlreiche Artikel schrieb.

Als Anerkennung ihrer wertvollen Arbeit im Dienst der Frauen erhielt Luise Rist 1925 den päpstlichen Orden »Pro Ecclesia et Pontifice«. Im Jahre 1953 wurde ihr das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Luise Rist verstarb nach längerer Krankheit am 10. September 1955 im Alter von 78 Jahren in ihrem letzten Wohnsitz, der Villa Augusta, einem Altenheim der Sießener Schwestern.

Bibliographie

Hagen, August: Luise Rist. In: Gestalten aus dem schwäbischen Katholizismus. Bd. 4. Stuttgart 1962, S. 182–209

Stitzelberger, Eva-Maria: Luise Rist (1877–1955). Eine Vertreterin des sozialen und politischen Katholizismus (Wiss. Arbeit zur Zulassung zur Prüfung für das Lehramt an Gymnasien. Fach: Katholische Theologie. Prof. Dr. Joachim Köhler). Tübingen 1985

Anna Haag (1888–1982)

Pazifistin und Weltbürgerin

Anna Haag wurde am 10. Juli 1888 in Althütte im Welzheimer Wald geboren und starb am 20. Januar 1982 in Stuttgart. Ihr langes Leben erstreckte sich vom Kaiserreich bis weit in die Jahre der Bonner Republik. Sie war Schriftstellerin, Politikerin, Frauenrechtlerin und Pazifistin. Ihrem Einsatz ist es zu verdanken, daß heute in der Bundesrepublik Deutschland junge Männer das Recht haben, den Kriegsdienst mit der Waffe zu verweigern.

Anna Haag entstammte einer kinderreichen Lehrersfamilie in bescheidenen Verhältnissen. Ihre Schulbildung beschränkte sich auf die Volksschule. Eine Berufsausbildung erhielt sie nicht. Sie mußte im elterlichen Haushalt mitarbeiten, aber sie las viel. Sie heiratete jung und lebte mit ihrem Mann, einem Mathematik- und Physiklehrer, in Schlesien und Pommern und von 1912 an in Bukarest. Die Partnerschaft und Toleranz ihrer Ehe boten ihr den Freiraum für ihre eigene Entfaltung. In Rumänien begann Anna Haag zu schreiben. Sie schrieb Berichte über Land und Leute für deutsche Zeitungen. Während der Internierung ihres Mannes im Ersten Weltkrieg leitete sie in Bukarest ein Flüchtlingsheim und nach der deutschen Besetzung Rumäniens ein Heim für deutsche Helferinnen.

1919 kehrte Anna Haag mit ihrer Familie nach Württemberg, nach Nürtingen, zurück und setzte ihre schriftstellerische Tätigkeit fort. 1926 erschien ihr erster Roman »Die vier Roserkinder«. Kurzgeschichten und Romane schrieb sie bis ins hohe Alter.

Während der Weimarer Republik wurde sie Mitglied der SPD aufgrund ihrer Überzeugung, daß die Partei am ehesten dazu imstande sei, ein demokratisches Deutschland Wirklichkeit werden zu lassen, ein Deutschland, das den Frieden im Innern und nach außen anstrebte. Ihre Erlebnisse im Ersten Weltkrieg hatten in ihr eine Friedensliebe hervorgerufen, die sie zeitlebens prägte. Sie trat der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit bei. Die Liga war 1915, die deutsche Sektion 1919 gegründet worden.

Die Zeit des Nationalsozialismus erlebte Anna Haag in Stuttgart,

wohin die Familie 1926 gezogen war. Ihr Mann wurde aufgrund pazifistischer Äußerungen strafversetzt, sie hatte Publikationsverbot. Die zwölf Jahre des Nationalsozialismus waren für Anna Haag eine leidvolle Zeit. Sie litt darunter, sich öffentlich nicht mehr frei äußern zu können, zum Schweigen verurteilt zu sein. Sie schrieb ein geheimes Tagebuch. Es erstreckt sich über die Kriegszeit vom Mai 1940 bis zum April 1945, dem Kriegsende in Stuttgart. Das Tagebuch ist ein beredtes Zeugnis ihrer inneren Emigration und ein Zeitdokument über den Krieg und den Kriegsalltag im Nazi-Deutschland. Es ist der Schlüssel zum Verständnis ihres politischen und gesellschaftlichen Handelns nach 1945.

Anna Haag war eine entschiedene Gegnerin des NS-Regimes und stellt als dessen Realität Terror und Krieg dar: »Die schlimmste Bedrohung der Menschheit geht vom Nationalsozialismus aus«.

Der Nationalsozialismus bedeutete für sie die Verneinung jeglicher menschlicher Werte, für die man lebt. Sie sah in ihm die Reduzierung des Menschen auf die Bestie Mensch durch die Verherrlichung von Krieg, von Sterben, von falschem Heldentum, durch die Auslöschung individueller Freiheit, durch die Gleichschaltung im Denken und Tun, durch die Hörigkeit gegenüber der Propaganda, durch die Vergöttlichung des Führers. Sie grübelte über dem Rätsel, das ihr die Deutschen, ein Volk mit Bildung und einer hohen Kultur, aufgaben. Sie konstatierte einen Hang zur Obrigkeitstreue und ein Gehorchenwollen, das fehlende Bedürfnis nach Freiheit, einen Mangel, eigenes Denken und Kritik einzusetzen, eine bereitwillige Anpassung an fremdbestimmte Ideale.

Anna Haag sehnte die Niederlage herbei. Sie hoffte, daß die Deutschen durch die Erfahrung des Krieges im eigenen Land und der Niederlage geläutert würden für einen Neuanfang. »Die Deutschen haben keine nationale Würde. . . . Man wird die gute deutsche Art wieder wecken können, wenn der Krieg nicht nur verloren ist, sondern die Leute bitter unter ihm gelitten haben werden.« Sie war sich bewußt, daß Deutschland nach dem Krieg vor dem Nichts stehen würde und daß alles durchdrungen sein würde von dem Anti-Geist. Sie begriff aus Liebe zu ihrem Volk den kollektiven Wahnsinn des Nazismus als Verirrung und glaubte daran, daß die Mehrheit der Menschen für die wahren Ideale zu gewinnen seien. Folglich müßten für den Neubeginn an erster Stelle die Erziehungs- und Bildungssysteme erneuert werden. Ihre Erfahrungen im und mit dem Nationalsozialismus ließen sie in ihrem Tagebuch den Schwur leisten, selbst am Neubeginn mitzuwirken. In ihr vollzog sich die Wandlung zu einer Frau, die nach 1945 aus gesellschaftlicher Verantwortung heraus bewußt in die Öffentlichkeit trat: Sie übernahm eine politische Aufgabe,

wurde als Pazifistin aktiv und engagierte sich für ein soziales Projekt, für die Errichtung eines Mädchenwohnheims in der wohnungslosen Nachkriegszeit.

Ab August 1945 durften in der amerikanischen Zone wieder Parteien gegründet werden, und Anna Haag trat wieder in die SPD ein. Für ihren erneuten Eintritt in die Partei war ausschlaggebend, daß die Sozialdemokraten 1933 nicht dem Ermächtigungsgesetz zugestimmt hatten und nach ihrer Einschätzung nicht mitschuldig an Hitlers Einsetzung geworden waren. Als Abgeordnete der SPD wurde Anna Haag am 30. Juni 1946 in die Verfassungsgebende Landesversammlung und am 24. November 1946 in den Ersten Landtag von Württemberg-Baden gewählt. Trotz des signifikanten Frauenüberschusses in der Bevölkerung waren nur zwei von den 32 SPD-Parlamentariern Frauen. Als Beruf gab Anna Haag an: Schriftstellerin. Mit der Wahl zum Ersten Landtag war die erste Hürde für den Aufbau der neuen Demokratie genommen. Die Folgen des Krieges stellten die neu gewählten Politiker vor ungeheure Probleme. Anna Haag setzte sich im Landtag für eine neue Festlegung der Richtsätze für die Fürsorge ein, für ein Gesetz für Röntgenreihenuntersuchung, für die einstweilige Aussetzung von Strafverfahren im Zusammenhang mit § 218. Sie trat für eine andere politische Sprache im Landtag ein: an die Stelle von Forderung und Drohung sollten Bitte und Appell treten. Den Fraktionszwang lehnte sie ab. Der Abgeordnete sollte frei und unabhängig sein Mandat ausüben. Anna Haags politische Ziele blieben den traditionellen Arbeitsgebieten sozialdemokratischer Parlamentarierinnen verhaftet. 1951 kandidierte sie nicht mehr für den Landtag. In ihren Erinnerungen ist eine gewisse politische Resignation unverkennbar, doch ihre Gründe für den Rückzug bleiben unklar.

Das Erlebnis der politischen Verführbarkeit der Frauen im Nazi-Deutschland bewog Anna Haag nach Kriegsende, die Frauen zu einer bewußten politischen Mitarbeit aufzurufen. Sie verfaßte dazu die erste Broschüre, die nach 1945 überhaupt in Stuttgart erschien: »Und wir Frauen?« Die Frauen sollten sich ihrer Bedeutung bewußt sein. Durch den hohen Frauenüberschuß hing die Überlebensfrage schlechthin von den Frauen ab, sie wurden gebraucht. Aber in den politischen Gremien saßen in der Mehrheit Männer. Es mangelte an politisch aktiven Frauen. Die von Anna Haag 1949 herausgegebene Zeitschrift »Die Weltbürgerin« verfolgte gleichfalls das Ziel, den Frauen »politische Mitverantwortung nahezubringen«. Die Frauen, an die sich Anna Haag wandte, waren Mütter und Hausfrauen, ihre Schicksalsgenossinnen. Diese Frauen fühlen sich nach Anna Haag primär für die Familie verantwortlich. Folglich sprach sie die Frauen an diesem Punkt an und versuchte sie zu überzeugen, daß Familie und Politik

nicht zu trennen seien und daß sich die Verpflichtung für das eine aus dem andern ergebe. Anna Haag wollte die Anerkennung der Hausfrauenarbeit. Bereits 1947 hatte sie sich im Landtag dafür eingesetzt, daß auch Hausfrauen Beschäftigte sind. Hausfrauen waren damals von Lebensmittelzulagekarten für Beschäftigte ausgeschlossen.

Durch die Erfahrungen im Krieg wurde der Einsatz für den Frieden nach Kriegsende für Anna Haag eine zentrale Aufgabe. Einsatz für den Frieden bedeutete für sie, in der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit mitzuarbeiten und auf Reisen in den USA für Völkerverständigung zu werben. 1945 hatte Anna Haag die Stuttgarter Gruppe der Internationalen Frauenliga wiedergegründet und den Vorsitz übernommen. Die Gruppe gehörte zu den ersten Gründungen von Frauenverbänden nach 1945 in Stuttgart und bestimmte die Stuttgarter Frauenöffentlichkeit entscheidend mit. In der Liga konnte jede Frau Mitglied werden, die sich zum Ideal friedlicher Zusammenarbeit der Völker bekannte. Mitglieder kamen vor allem aus SPD- und Gewerkschaftskreisen. Für Anna Haag war die Liga ein besonders geeignetes Forum, um den Pazifismus voranzutreiben. Die Stuttgarter Gruppe versuchte, in Referaten und Diskussionen auf das öffentliche Bewußtsein zu wirken. 1947 legte Anna Haag den Vorsitz nieder.

Anna Haag überzeugte durch ihre entschlossene Haltung gegen die Wiederbewaffnung und einen neuen Kriegsdienst. 1947 brachte sie im Landtag den Initiativgesetzentwurf ein: Niemand darf zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden. Der Entwurf war von den zehn weiblichen Abgeordneten mitunterzeichnet. Doch unter den männlichen Kollegen entbrannte eine erbitterte Kontroverse. Der Entwurf wurde schließlich im April 1948 vom Landtag angenommen. Bei der späteren Übernahme ins Grundgesetz wurde der Entwurf um den Gewissensvorbehalt ergänzt: Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden (Art. 4, Abs. 3). Das Recht auf Kriegsdienstverweigerung kann keine Kriege verhindern. Doch zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte behauptete das Individuum sein Recht, den Befehl des Staates zu verweigern, andere Menschen zu töten. Der Manipulation zu einem allgemeinen Kriegswillen, zu einer Kriegsgläubigkeit war hiermit ein Riegel vorgeschoben. Das ist die eigentliche historische Tat der Anna Haag bei der Mitgestaltung der Zukunft.

Angeichts der alarmierenden Wohnungsnot, von der alleinstehende Frauen stark betroffen waren, gründete Anna Haag 1949 die Arbeitsgemeinschaft »Stuttgarter Frauen helfen bauen«. Die Stuttgarter Frauengruppe konnte dank der Unterstützung der Stadt und amerikanischer Spenden 1951 in Bad Cannstatt ein Mädchenwohnheim einweihen. Anna Haags Ziel, am Neuanfang mitzuwirken, hatte

damit konkrete Gestalt angenommen. Alleinstehende Frauen erhielten in der schwierigen Nachkriegszeit Wohnraum und konnten sich weiterbilden, eine praktische Hilfe auf dem Weg zur Gleichberechtigung. Das Wohnheim war überkonfessionell und überparteilich. In Anerkennung ihrer Verdienste wurde das Haus nach Anna Haag benannt. 1966 wurde es von der Stadt Stuttgart übernommen, und seit 1976 wird es von dem Sozialen Arbeitskreis Anna-Haag-Haus betreut. Das Haus ist die Krönung ihres sozialen Engagements und ist ihrem Geist verpflichtet. In der Weiterführung des Hauses hat sich ihr Vermächtnis bewährt, daß engagierte Frauen bei sozialen Problemen die Initiative ergreifen und praktikable Lösungen aufzeigen.

Anna Haag kam aus bescheidenen Verhältnissen. Sie besaß keine Ausbildung und betrat die politische Bühne zu einer Zeit, als man Frauen dies eher zur Zierde zugestand. Sie war wie die große Mehrzahl der Frauen ihrer Generation Hausfrau und Mutter, überschritt aber bereits bewußt die Schwelle, jenseits derer die Frauen als politische Akteure die Gesellschaft mitgestalten. Sie vollbrachte Leistungen für das Gemeinwohl, die weiterwirken. Sie wurde hoch geehrt. Sie erhielt das Bundesverdienstkreuz erster Klasse, die goldene Verdienstmedaille von Baden-Württemberg und die Bürgermedaille der Stadt Stuttgart. Ihr Geburtshaus in Althütte beherbergt heute ein kleines Heimatmuseum, in dem eine Vitrine mit Ausstellungsstücken die Erinnerung an Anna Haag wachhält.

Bibliographie

- Haag, Anna: Das Glück zu leben. Erinnerungen an bewegte Jahre. Stuttgart 1968
- Brändle-Zeile, Elisabeth: Frauen für den Frieden. Schorndorf 1983
- dies.: Anna Haag. In: Ziegler, Hansjörg; Mahal, Günther (Hrsg.): Heimat auf Zeit. Mühlacker 1989
- Gallasch, Christa: Anna Haag: Schriftstellerin, Frauenrechtlerin, Politikerin und Pazifistin. In: Schwäbische Heimat 4, 1990

Frieda Unger (1888–1975)

Die Lahrer Rosa Luxemburg

Frieda Unger hat sich als junge Frau kompromißlos der kommunistischen Ideologie und Politik verschrieben und ihre Einstellung bis zu ihrem Lebensende nicht geändert. Sie starb 1975 in Ost-Berlin. Ihre Tochter, die in Lahr in Baden lebt, erinnert sich an einen gemeinsamen Besuch in West-Berlin, wo ihre Mutter beim Anblick der Früchte des Kapitalismus in den Schaufenstern ärgerlich bis trotzig reagierte. Aus heutiger Sicht ist es leicht, viele Entscheidungen und Aktionen der Politikerin Frieda Unger als Irrtümer oder zumindest als wenig klug einzustufen; was jedoch nach wie vor Interesse weckt, ist ihr klares Urteil über politische und gesellschaftliche Vorgänge ihrer Zeit und ihr uneigennütziges Eintreten für Benachteiligte. Von keinem Zweifel beinträchtigt, handelte sie in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg mit einem fanatischen Sendungsbewußtsein, das sie in die Radikalität führte.

Im Mittelpunkt der Veröffentlichungen über Frieda Unger stand bisher ihre politische Tätigkeit in den frühen Jahren der Weimarer Republik als Abgeordnete der KPD im Badischen Landtag, ihre Rolle bei den Herbst- und Hungerunruhen von 1923, dann insbesondere die Gerichtsverfahren, die sich mit diesen Vorgängen auseinandersetzten und 1926 mit ihrer Verurteilung wegen Hochverrats endeten. Hier sollen jedoch die Auswirkungen des politischen Engagements auf das Privat- und Familienleben deutlich gemacht, und natürlich auch der Frage nachgegangen werden, wie eine Frau, die vor der Jahrhundertwende in kleinen ländlichen Verhältnissen geboren wurde, ihren individuellen Weg in die Politik fand. Die Antwort hierauf formulierte Frieda Unger selbst am 15. Dezember 1923 in Freiburg vor dem Untersuchungsrichter des Staatsgerichtshofes:

»Ich bin in Schopfheim als die Tochter eines Kleinbürgers geboren. Mein Vater war Steinhauermeister und beschäftigte je nach dem Geschäftsgang bis zu 30 Arbeiter. Mit der Entwicklung der Zementindustrie, die mit billigeren Arbeitskräften und mit größerem Kapital zu arbeiten vermochte, ist das Geschäft immer unrentabler geworden, und mein Vater kam zeitweilig auch dadurch in Zahlungsschwierig-

keiten . . . Mein Vater ist im Jahre 1891, als ich drei Jahre alt war, gestorben und wenige Wochen darauf auch der Großvater. Ich bin dann im Hause meiner Großmutter, in welchem auch alle Geschwister meines Vaters hausten und mit meiner Großmutter einen gemeinschaftlichen Haushalt führten, aufgewachsen . . . In jener Zeit ist der Gerichtsvollzieher fast täglicher Gast in unserem Hause gewesen, und diese Beobachtung hat schon damals auf mich einen tiefen Eindruck gemacht.«

Die Vierzehnjährige mußte sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen. Als Dienstmädchen in Basler Patrizierfamilien lernte sie das Leben der Reichen aus der Nähe kennen und machte sich ihre Gedanken darüber. Der Mann, den sie nach dreijähriger Bekanntschaft heiratete, arbeitete in Basel als Maurer. Im ersten Jahr der Ehe – 1910 – brach in Basel wegen Lohnstreitigkeiten ein großer Maurerstreik aus, der viele Wochen dauerte; dabei kam es zu sehr scharfen Kämpfen zwischen den Unternehmern und den Arbeitern. Die kärglichen Unterstützungsgelder der Gewerkschaft während des Streiks reichten kaum für das Notwendigste. Mit diesem Streik beginnt auch Friedas politische Tätigkeit: »Ich wollte meinen Mann nach Schluß der Verhandlungen abholen, die Verhandlungen haben aber sehr lange gedauert, und da bin ich auf der Straße vor dem Versammlungslokal einem Kollegen meines Mannes begegnet, der mich aufforderte, mit in das Versammlungslokal zu gehen. Ich bin der Aufforderung auch gefolgt und habe nun als einzige Frau der Versammlung angewohnt und den Verhandlungen zugehört. Hier mußte ich nun hören, daß zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern schließlich um eine Lohnerhöhung von einem halben Pfennig heftig gestritten wurde. Dies hat mich, da ich in meiner früheren Dienststellung in der Basler Architektenfamilie und auch bei sonstigen Gelegenheiten habe beobachten können, wie gut es den Unternehmern damals gegangen ist, derart empört, daß ich aufgesprungen bin und in die Diskussion eingegriffen habe und den Arbeitgeber-Vertretern zugerufen habe, ob sie sich nicht schämen, um eine solche Lappalie sich mit den Arbeitern herumzustreiten. Ich hielt den Unternehmern vor, daß ich doch aus eigener Anschauung wisse, wie sie lebten, und daß für sie der halbe Pfennig Lohnerhöhung nichts bedeute, während für die Arbeiter sehr viel davon abhängt. Das Ergebnis der Verhandlungen war schließlich, daß die Forderungen der Bauarbeiter bewilligt wurden. Damit war der Streik beendet.« Friedas Mann, der auf der »Schwarzen Liste« der Unternehmer stand, wurde nach dem Ende des Streiks ausgesperrt. Die monatelange Arbeitslosigkeit brachte die Familie in große Not.

Diese Erfahrungen führten die Ungers zur SPD. Frieda war zunächst politisch nicht aktiv, aber sie nutzte eifrig die Bibliothek des

sozialdemokratischen Wahlvereins. Sie las Goethe und Schiller. Besonders beeindruckte sie aber Bebels »Die Frau und der Sozialismus«: »Es ist mir beim Lesen dieses Buches zum klaren Bewußtsein gekommen, was bisher ich nur instinktiv gefühlt hatte.«

Auf dem »Internationalen Sozialistischen Friedenskongreß« 1912 in Basel begeisterte sie die »hinreißende Beredsamkeit« von Bebel, Jean Jaurès und van der Velde, obwohl sie (mit Ausnahme von Bebel) deren Sprache nicht verstand. Von dem Kongreß hat sie die Überzeugung mitgenommen, »daß es für alle Zeiten unmöglich sei, einen Krieg zu führen, wenn die Internationale Arbeiterschaft gewillt sei, einen solchen zu verhindern«. Um so größer war für sie die Enttäuschung, als im August 1914 – sie war inzwischen mit ihrem Manne in ihre Heimat Schopfheim übersiedelt – von Seiten der Arbeiterschaft nichts unternommen worden war, den Krieg zu verhindern. Sie mußte im Gegenteil beobachten, daß sozialdemokratische Arbeiter jubelnd ins Feld zogen.

1915 zog die Familie nach Lahr. Karl Unger war in der dortigen Garnison; Frieda Unger arbeitete während des Krieges in der Wäschekammer der Garnison. Obwohl sie schon die Billigung der Kriegskredite durch die SPD-Reichtagsfraktion 1914 entschieden mißbilligt hatte, verließ Frieda Unger erst 1918 die SPD: »Das Verhalten der Mehrheitssozialdemokratie, welche sich bei der Entscheidung des Reichstags über die Ratifikation des Vertrages von Brest-Litowsk der Stimme enthalten hatte, dagegen dem Vertrage mit der Ukraine zugestimmt und dabei ihr Verhalten damit begründet hatte, daß durch diesen Vertrag Brot ins Land käme, war für mich völlig unverständlich. Denn ich sagte mir, daß das Brot, welches wir aufgrund des Vertrages, wenn dies nach dem Aufbau des Krieges überhaupt möglich war, ins Land brächten, doch unter allen Umständen einem fremden Volke, das auf dieses ebensowohl angewiesen war wie wir, entzogen würde.«

Sie trat der USPD bei und blieb dort bis zur Vereinigung der beiden sozialistischen Parteien zur SPD. 1919 wurde Frieda Unger über die Liste der USPD zur Stadtverordneten in Lahr gewählt. 1920 engagierte sie sich als Rednerin im badischen Landtagswahlkampf in Kooperation mit dem Reichstagsabgeordneten Adolf Geck, Zeitungsverleger und Druckereibesitzer aus Offenburg. Bei einer Rede in Kippenheim erhob sie den massiven Vorwurf, das beamtete Personal der Reichsbahn lasse sich von Schieberbanden bestechen, woraufhin das Reichsverkehrsministerium, Zweigstelle Baden, sie wegen Beamtenebeleidigung anzeigte. Vom Amtsgericht Lahr wurde sie noch im selben Jahr zu 100 Mark Geldstrafe oder zehn Tagen Gefängnis verurteilt. Der Nachlaß Geck enthält einen Kommentar hierzu: »Bei

der Strafanmessung kam das offene und unerschrockene Geständnis der Angeklagten strafmildernd in Betracht; desgleichen die bisherige Straflosigkeit der Angeklagten. Straferhöhend wirkte die Schwere des beleidigenden Vorwurfs . . .«

1922 trat Frieda Unger mit der Mehrheit ihrer Fraktionskollegen unter den Lahrer Stadtverordneten, zu denen auch ihr Mann Karl zählte, zur KPD über. 1921 bis 1925 gehörte sie dem Badischen Landtag in Karlsruhe an, wo sie in den Ausschüssen »Gesuche und Beschwerden« und »Rechtspflege und Geschäftsordnung« mitarbeitete. Am 15. und 17. September 1923 spielte sie eine zentrale Rolle bei der Lahrer Arbeitererhebung. Sie trat als Rednerin bei Demonstrationen auf und war zusammen mit einem Gewerkschaftsvertreter von der Arbeiterseite autorisiert, mit Vertretern aus Wirtschaft und Verwaltung Verhandlungen zu führen. Am 23. Oktober 1923 wurde Lahr auf Anordnung der Reichsregierung von Bereitschaftspolizei besetzt mit dem Ziel, die Kommunisten daran zu hindern, die Straßen zu beherrschen, oder anders formuliert: zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nach Artikel 48 der Reichsverfassung. Frieda und Karl Unger flohen an jenem 23. Oktober bei Nacht nach Offenburg, das damals während des Ruhrkampfes französisch besetzt war (Brückenkopf Kehl).

Am 17. November wurde sie in Wolfach mit ihrem Mann verhaftet auf der Basis eines Haftbefehls, den das Amtsgericht Lahr im Oktober 1923 ausgestellt hatte. Es folgten einige Monate Untersuchungshaft in Freiburg, während der die oben zitierten Verhöre stattfanden. Die Zentrumsabgeordnete Klara Siebert suchte am 14. Dezember 1923 die Kinder Unger in Lahr auf, einen Tag später die Mutter im Landesgefängnis Freiburg. Frieda Ungers einflußreicher politischer Weggenosse Adolf Geck, der inzwischen von der USPD wieder zur SPD zurückgekehrt war, setzte sich für ihre Freilassung ein unter Berufung auf Artikel 37 der Reichsverfassung und einen entsprechenden Passus der Badischen Verfassung, der die Abgeordneten unter Immunität stellte. Er erreichte, daß Frieda Unger im April 1924 zur Teilnahme an den Sondersitzungen des Parlaments freigelassen wurde. Als im August die sitzungsfreie Zeit anbrach, tauchte sie unter, um im Dezember wieder zur Sitzungsperiode 24/25 zu erscheinen. Im Mai 1926 wurde sie vom Reichsgericht in Nachfolge des Staatsgerichtshofs zum Schutz der Republik wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus und einer Geldstrafe von 250 Reichsmark verurteilt. Zur Strafverbüßung wurde sie am 15. Juni 1926 in die Frauenhaftanstalt beim Landesgefängnis Bruchsal verbracht.

Die Anklage auf Vorbereitung zum Hochverrat wurde an den Ereignissen des 23. Oktober 1923 festgemacht. Dem harten Kern der

Lahrer Kommunisten wurde vorgeworfen, einen Umsturzversuch mit Waffeneinsatz geplant zu haben. Im Zentrum der Anklage stand ein Brief, den Frieda Unger am 28. Oktober durch einen Boten an ihren Fraktionskollegen Bock in Lörrach geschickt hatte mit der Bitte, Waffen für Lahr zu organisieren: vier Maschinengewehre und hundert Gewehre mit Munition. Dieses Schreiben wurde abgefangen und lag dem Gericht vor. Frieda Unger rechtfertigte sich damit, den Text in großer Erregung verfaßt zu haben als Reaktion auf Falschmeldungen: die Schupo hätte ihre vier Kinder mißhandelt, und in den Lahrer Straßen hätte es Tote und Verletzte gegeben. Am Montag, dem 29. Oktober, erfuhr sie durch den Abgeordneten Geck in Offenburg die Wahrheit vom ruhigen Verlauf der Besetzung Lahrs, was sie von ihren Gewaltplänen sofort abrücken ließ.

Im Vertrauen darauf, daß das Gericht nur Handlungen, nicht aber Gesinnungen bestrafe, machte sie eine freimütige Aussage: »Ich gebe ohne weiteres zu, daß die an Bock in dem Briefe ausgesprochene Bitte um Übersendung von Waffen von meiner Seite durchaus ernst gemeint war . . . Ich dachte mir, daß die Arbeiterschaft den Kampf gegen solche Gewaltakte mit allen verfügbaren Mitteln aufnehmen sollte, und in diesem Sinne waren auch die Worte in meinem Brief 'Sieg oder Untergang' gemeint. Dagegen sollte mit dem Briefe nicht zum Ausdruck gebracht werden, daß jetzt die Stunde der Erhebung des Proletariats zum Sturze der Regierung und der Verfassung geschlagen habe. Ich persönlich bin zwar schon damals der Meinung gewesen und bin es heute auch noch, daß eine Befreiung des Proletariats nur durch eine Revolution erfolgen kann und daß diese auch unausbleiblich ist, so sehr auch die gegenwärtigen Machthaber diese zu verhindern suchen. Ich bestreite aber, daß ich mich an militärischen Vorbereitungen zum bewaffneten Aufstand, insbesondere an der Bildung von proletarischen Hundertschaften, an der Errichtung eines militärischen Kurierdienstes, an der Beschaffung von Waffen usw. beteiligt habe.«

Für das Privatleben bedeutete die politische Tätigkeit, die in Turbulenz eskalierte und als Kriminalgeschichte endete, immer längere Phasen der Abwesenheit von daheim, das Scheitern der ersten Ehe, die jahrelange Trennung von den Kindern. Um es vorwegzunehmen: Trennung bedeutet hier nicht Entfremdung. Die Anhänglichkeit der vier Kinder aus erster Ehe riß nie ganz ab und intensivierte sich nach dem Tod des Vaters 1945 zu einem guten Verhältnis, in das auch der Stiefvater einbezogen war. In den beiden Jahrzehnten vor Frieda Ungers Tod lebte die älteste Tochter, geboren 1909, von Beruf Krankenschwester, mit ihr im selben Haushalt in Berlin-Johannistal.

Nach Ansicht der Tochter ist die Ehe ihrer Eltern im weitesten Sinn an der Politik zerbrochen, obwohl beide Ehepartner in derselben

Partei engagiert waren. Entscheidend war die Tatsache, daß Frieda Unger ihre Zeit vorrangig bis total der Politik zur Verfügung stellte. Ein zweiter, von der Familie nicht formulierter Grund lag sicher darin, daß Frieda Unger brillanter dachte und agierte als ihr Mann. Dafür sprechen nicht nur die Gerichtsakten mit Zeugenaussagen und den vorn aufgeführten Originaltexten, sondern auch Dokumente, die im Nachlaß von Adolf Geck erhalten sind. Es war wohl im Landtagskampf von 1920, daß sich ihre Begabung offenbarte, nicht nur klar zu denken und schlagfertig zu reagieren, sondern auch ein gewisses, wenn auch herbes Charisma auszustrahlen.

Frieda Ungers zweiter Ehemann, Max Haas, stand als Aktiver der Lahrer Kommunisten mit dem Ehepaar Unger seit Kriegsende in engem Kontakt. Zwischen ihm und Frieda entwickelte sich eine Beziehung, die ihren Anfang in seiner Bewunderung für die mitreißende Agitatorin genommen hatte. Bei ihr spielte sicher über die persönliche Zuneigung zu diesem 14 Jahre jüngeren Mann die Bereitschaft und der Wille eine Rolle, sich sichtbar über bürgerliche Normen hinwegzusetzen. 1926 ging Frieda Unger die zweite Ehe ein während des Strafvollzugs in Bruchsal. In der Familie ist überliefert, ein wesentliches Motiv zu diesem Schritt sei die Hoffnung gewesen, unter dem neuen Namen mit einem Gnadengesuch rascheren Erfolg zu haben, was sich natürlich nur schwer halten läßt, da die Justiz die Identität aus den Akten kannte; durch die Namensänderung ließ sich allenfalls das Presseecho auf die Freilassung entschärfen. Effektiv war dagegen das Gnadengesuch, das fünf weibliche Abgeordnete aus Baden, zwei Sozialdemokratinnen und drei Mitglieder der katholischen Zentrumspartei, am 24. November 1926 an den Reichspräsidenten richteten. Frauensolidarität über die Parteigrenzen hinweg auch damals.

Nach ihrer Freilassung am 1. Oktober 1927 zog Frieda Haas zu ihrem Mann nach Lahr. Den Lebensunterhalt bestritt das Paar mit einem fahrbaren Kiosk, der auf einem Platz aufgestellt wurde, durch den Verkauf von Südfrüchten und heißen Kastanien beziehungsweise Eis. Die Tochter Klara erinnert sich, mit der Großmutter einmal nach Lahr gekommen zu sein, wo sie die Mutter aus einer Seitenstraße heraus in ihrem Kiosk sah, sich aber nicht hintraute. Das mag verschiedene Gründe haben, die in der kindlichen Psyche lagen, sicher aber auch den, daß Frau Unger-Haas in Lahr Ende der 20er Jahre, als die rechtsstehenden Parteien mehr Einfluß erlangten, Zielscheibe despektierlichen Geredes war, was sie mit Selbstdisziplin ertrug, bis sie 1931 mit ihrem Mann nach Berlin übersiedelte.

In Berlin wohnte sie mit ihrem Mann in Neukölln. Dieser arbeitete in einem metallverarbeitenden Betrieb als Schweißer. Beide lebten

ruhig, ohne sich politisch hervorzutun, weshalb sie nach 1933 zunächst unbehelligt blieben. 1937 wurde Frau Haas jedoch von der Gestapo verhaftet und zwei bis drei Monate in einem Polizeigefängnis in Schutzhaft behalten. Dann folgten zwei weitere Monate Untersuchungshaft in Moabit. Daß die Sache glimpflich ausging, erklärt sich die Familie damit, daß ein Neffe von Max Haas bei der SS, Leibstandarte A. H. eine einflußreiche Stellung hatte und bereit war, für seinen Onkel mit Frau als Bürge einzutreten.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war Frieda Unger-Haas sofort bereit, sich für ihre alte Überzeugung ganz so einzusetzen, wie sie es sich nach dem Ersten Weltkrieg vorgenommen hatte: im Ernährungswesen. 1974 schreibt sie: »Nach 1945 wurde ich Abteilungsleiterin in der Zentralverwaltung Land und Forst. Nach der Bildung der DDR-Regierung wurde diese Behörde Landwirtschaftsministerium. Ich mußte kurz vorher wegen Erkrankung . . . ausscheiden. In der Folgezeit war ich Leiterin der Ortsgruppe Johannistal der Nationalen Front bis zu meinem 70. Lebensjahr. Eine Rheumaerkrankung machte mich fast bewegungsunfähig. Ein Bronchialasthma verbot mir das öffentliche Reden. Für meine politische Tätigkeit in Lahr und als Abteilungsleiterin erhielt ich den Vaterländischen Verdienstorden in Silber von unserer Regierung. Ich bin als O. d. F. (Opfer des Faschismus) anerkannt.« Ein Foto zeigt sie am Schreibtisch in der genannten Behörde. Sie war damals 57 bis 60 Jahre alt. Nach Aussagen ihrer Tochter kleidete sie sich unauffällig, aber damenhaft. Für die Hosemode hatte sie nichts übrig.

Sie war Raucherin und bevorzugte gegen Ende ihres Lebens Westzigaretten, was man als kleine menschliche Inkonsistenz bezeichnen könnte.

Entsprechend ihres spontanen Eintretens für den Aufbau des Sozialismus in der Sowjetischen Besatzungszone verlegte sie 1950 ihren Wohnsitz in den Ostteil der Stadt nach Johannistal. Ein Brief von Frau Unger-Haas aus den letzten Lebensjahren läßt in der Schlußformel immer noch Anhänglichkeit an die badische Heimat erkennen: »Herzlich grüßt Sie und das schöne Lahr und Geroldseckerland Frieda Haas.«

Bibliographie

Badische Biographien, NF Bd. 1, S. 258 f.
Hochreuther, Ina: Frauen im Parlament. Südwestdeutsche Abgeordnete seit 1919. Stuttgart 1992, S. 65 ff.

Liessem-Breinlinger, Renate: Die Lahrer Hungerunruhen. Die Vorgänge vom Herbst 1923 nach Prozeßakten und Zeitungsberichten. Die Rolle der Abgeordneten Frieda Unger. In: Geroldseckerland 17, 1975. Lahr 1974, S. 141-160

Quellen

Staatsarchiv Freiburg, Bestand Amtsgericht Freiburg, Zugang 1959/9 Paket 5; lfd. Nr. Az 3148 (9 Fasz.) u. 3142 (1 Fasz.)

Generallandesarchiv Karlsruhe, 69 N1/980 u. 1471 (Nachlaß Geck). Nachlaßinventar gedruckt als Bd. 28 der Veröff. der Staatl. Archivverwaltung Ba.-Wü. Hrsg: G. Haselier. Stuttgart 1975

BA Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten, Bestand Oberreichsanwalt Az 13/14a J 843/23, Bd. 7

Stadtarchiv Lahr, Lahr II. 36/1 (Stadtverordnetenwahl 1919)

Stefanie (Stefie) Restle (1901–1978)

Für soziale Gerechtigkeit und Völkerfrieden

An Heiligabend 1901 wurde Stefanie in Beuron im Donautal geboren und erhielt den Vornamen der Mutter. Ihr Vater war dort zur Zeit ihrer Geburt fürstlich-hohenzollernscher Forstgehilfe und wurde später Revierförster, ein aufstrebender Beamter und vermutlich vielbeschäftigter Mann in dieser walddreichen Gegend. Zehn Kinder hatte das Ehepaar Restle. Als Stefie – so nannte sie sich noch im hohen Alter – 1907 in die Volksschule Beuron eingeschult wurde, starb ihre Mutter. Noch vor dem Abschluß der 8. Klasse wurde Stefie im Herbst 1914 – der Erste Weltkrieg hatte eben begonnen – in die Klosterschule in Tutzing am Starnberger See geschickt; sie sollte Missionslehrerin werden. Schon nach einem Jahr schied sie aus der Schule aber wieder aus, da (so schrieb sie 1949 in einem Lebenslauf) »einerseits mein Vater die Mittel nicht mehr aufbringen konnte, andererseits aber auch meine Eignung zum Klosterberuf bezweifelt wurde«. Ein Jahr verbrachte sie im Schwesternhaus in Beuron, um die Haushaltsarbeit kennenzulernen, und besuchte danach ein halbes Jahr lang die Käufmännische Fachschule O. Kopp in Tuttingen, die ihr im April 1917 »Intelligenz« und »rasche Auffassung« bescheinigte, sowie, daß sie sich »rasch und sicher in die einzelnen Fächer eingearbeitet und auch recht gute Erfolge erzielt« habe.¹

Im Mai 1917 begann sie ihre berufliche Tätigkeit als Kontoristin bei einer Holzgroßhandlung in Freiburg i. Br. und blieb dort vier Jahre, »in denen ich sehr viel lernte und mit Freude und Bewußtsein meine vielseitige Leistungsfähigkeit entdeckte«. Trotzdem oder gerade deshalb nützte sie dann eine Chance, dem Büroalltag zu entkommen: mit einer Norwegerin, der Frau eines Augenarztes, die sie in Freiburg kennengelernt hatte, verließ Stefie im Sommer 1921 die nachkriegswirre Heimat und reiste nach Norwegen. Sie übernahm die Betreuung der beiden Kinder des Arztpaars, wollte die norwegische Sprache erlernen und danach eine Stelle als Korrespondentin suchen. Das mißglückte aber, weil ihre Aufenthaltsbewilligung nur die Tätigkeit als Haushaltshilfe zuließ. Schon 1919 war ihr Vater gestorben, und

Stefie finanzierte ihrem Bruder die Forstausbildung und unterstützte auch andere Geschwister durch Transferierung ihrer hartverdienten Kronen in die inflationserschütterte Heimat. »Um des Verdienstes willen« arbeitete sie als Haushaltshilfe und zuletzt als Hausdame in verschiedenen Familien und Betrieben bis zum Herbst 1925 in Norwegen.

Auf Drängen einer Schwester, die in Durlach bei Karlsruhe verheiratet war und ein Kind erwartete, kehrte Stefie zurück und half der Schwester ein Jahr lang im Haushalt. Dann nahm sie ihre »eigentliche Berufsarbeit« wieder auf: beim Arbeitsamt Durlach begann sie Ende 1926 als Bürogehilfin, wurde im Juli 1927 in das badische Innenministerium in Karlsruhe als Stenotypistin übernommen und einige Monate später zum Badischen Landesamt für Arbeitsvermittlung versetzt. Nach der Überführung dieser Dienststelle in die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung wurde sie im Frühjahr 1928 vom Landesarbeitsamt Südwestdeutschland übernommen und kam nach Stuttgart. Vom 1. Februar 1928 an arbeitete sie in der Kasse des Landesarbeitsamts und war hauptsächlich mit der Verwaltung der Kassenbelege, der Führung von Kontoauszügen und Abrechnungsarbeiten betraut. »Ihre dienstlichen Leistungen waren gut, ihr dienstliches Verhalten einwandfrei«, wird ihr im Oktober 1934 bescheinigt – allerdings lange nach ihrer fristlosen Entlassung im Mai 1933. Sie war Sozialdemokratin.

Gegen ihren Hinauswurf, erst am 31. März ohne Angabe von Gründen, dann im Mai fristlos aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums erhob sie zwar Beschwerde, blieb aber erfolglos. Sie war eines der vielen Opfer der rigorosen Nazi-verfolgung von Sozialdemokraten im öffentlichen Dienst. Das berichtigte Gesetz vom 7. April 1933 war das wichtigste Instrument der Nazis, um politische Gegner und Juden auf die Straße zu setzen² – ein Unrechtsgesetz, das in seiner Scheinlegalität jeder Rechtsstaatlichkeit spottete. In dieser Zeit der ungebremsten Nazi-Willkür und des SA-Straßenterrors gegen Sozialdemokraten und andere politische Gegner, zu der die SPD-Landtagsabgeordneten Dr. Kurt Schumacher und Karl Ruggaber zusammen mit vielen anderen SPD-Funktionären und SPD-Kommunalpolitikern in den Konzentrationslagern Heuberg und Oberer Kuhberg eingesperrt waren³ und der SPD-Landesvorstand praktisch der Gewalt wich,⁴ schrieb die mutige junge Frau am 26. Mai an ihren Präsidenten:

»Ich bin Mitglied der SPD seit Februar 1926. Es lag mir fern, dieser Partei beizutreten, um eines persönlichen Vorteils willen; aber ich begegnete dort Menschen, die sich für soziale Gerechtigkeit im Staate und seinen Einrichtungen und – was mir tiefste Herzensangelegenheit

ist und immer sein wird – den Völkerfrieden einsetzen. Ich lernte die sozialistische Frauenbewegung kennen, die mit ihrer schlichten Forderung des gleichen Rechts für Alle, im Gegensatz zu manchen Strömungen der Frauenbewegung mit der Forderung von »Frauenrechten«, meinen Gedankengängen und Empfindungen begegnete. Gelegentlich kam ich auch in Berührung mit der Erziehungskraft in den Gruppen der sozialistischen Arbeiterjugend . . . Es war mir stets ein dringendes Bedürfnis, die Zusammenhänge in der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung im Staat zu verstehen; Vorträgen und Diskussionen über diese Dinge galt daher mein reges Interesse. Es war mir aus Gründen der Solidarität heraus ganz selbstverständlich, mich gewerkschaftlich zu organisieren, ebenso fühlte ich mich dazu verpflichtet, mich gelegentlich an Sammlungen der Arbeiterwohlfahrt für die Alten- und Gebrechlichen-Winterhilfe zu betätigen . . . Es ist wahr, daß ich mich stets als sozialistischen Menschen bekannt habe . . .«

Die ehemalige Klosterschülerin »aus bürgerlichem Hause« war also, wie sich aus dieser Darlegung ergibt, fast unmittelbar nach ihrer Rückkehr aus Norwegen in SPD und Gewerkschaftsbewegung aktiv geworden – eine auffällige persönliche Entscheidung. Es liegt nahe zu vermuten, daß Stefie in Norwegen mit Kreisen der Arbeiterbewegung in Kontakt kam und zur Sozialistin wurde, gesichert ist dies jedoch nicht.

Stefie war ab Mai 1933, wie damals fast alle plötzlich verfeimten Sozialdemokraten, zunächst arbeitslos. Sie nutzte die Zeit wenigstens für einen Fortbildungskurs als Kontoristin. Erst im November 1934 fand sie wieder eine Anstellung als Stenotypistin beim (jüdischen) Kaufhaus Tietz & Co. in Stuttgart und wechselte im Januar 1935 als Buchhalterin zur Firma Auto-Staiger »zu sehr bescheidenen Bedingungen«. Sie blieb dort über die ganze Zeit der NS-Diktatur und des Zweiten Weltkriegs bis Ende 1947 und arbeitete sich »mit eisernem Willen« (so das Zeugnis) hoch, übernahm nach Kriegsbeginn die Leitung der Lohnbuchhaltung. »Mit besonderer Aufmerksamkeit hat sie sich mit dem Einsatz der Fremdarbeiter beschäftigt und alles versucht, um diesen Menschen in jeder Hinsicht behilflich zu sein und ihre Belange zu befriedigen« (Zeugnis). Auch in der Zeit der schweren Luftangriffe, die fast das gesamte Zentrum von Stuttgart zerstörten, setzte sie selbstlos alles daran, um die rechtzeitige Lohnauszahlung zu ermöglichen. »Ganz besonders hat Frl. Restle 1945 beim Einmarsch der fremden Truppen sich nicht nur um die Gefolgschaft (bemüht), sondern auch unter Mißachtung aller Gefahren die Interessen der Firma wahrgenommen.« Kein Wunder, daß sie 1945 in den neuen Betriebsrat und zu dessen Vorsitzender gewählt wurde und diese Funktion bis zu ihrem Ausscheiden wahrnahm. Die Firma war schwer

zerstört worden und mußte in dieser Zeit wieder aufgebaut werden.

Nun wollte Stefie jedoch zurück zur Arbeitsverwaltung. Schon im Sommer 1945 hatte sie sich darum bemüht, es war aber keine für sie angemessene Stelle vorhanden. Das war auch noch 1947 so; sie übernahm deshalb 1948 die Betreuung der Bibliothek des damaligen Landeswirtschaftsamts, bis sie im Mai 1949 als Vermittlerin beim Arbeitsamt Stuttgart eingestellt wurde. Bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 1966 blieb sie dort. Sie wurde aber keine »normale« Büroangestellte. Die Weichen für ihre weitere Zukunft waren damals schon anders gestellt: bereits seit 1948 war sie Stadträtin und blieb es bis 1951⁵, und in den Jahren 1950 bis 1968 arbeitete Stefie Restle im Landtag als für die SPD direkt gewählte Abgeordnete des Wahlkreises Stuttgart IV. Sie wurde also eine der wenigen ersten Landespolitikerinnen in Baden-Württemberg. Wie schon im Stuttgarter Gemeinderat wurde auch im Landtag der Sozialausschuß ihr bevorzugtes Arbeitsgebiet.

Einrichtung von Kinderkliniken, Besserstellung von Kriegerwitwen und -waisen, Ausbau von Krankenhäusern, Heil- und Pflegeanstalten, Wohnraumbeschaffung für kinderreiche Familien, Einführung von Mietbeihilfen, Ausbau des Gesundheitsdienstes, Verbesserungen bei der Einstufung von Lehrerinnen, Hebammen und Beamtinnen, Eingliederung von Flüchtlingen und Aussiedlern, Fürsorge für Blinde, Gehörlose, Schwerhörige, krebserkrankte Frauen, Ausbau von Hauspflegediensten, Umgestaltung der Lehrpläne von Hauswirtschaftlichen Schulen, Einführung des freiwilligen Sozialjahrs, Verbesserung des Schulwesens und der Ausbildung von Frauen – all das waren Probleme, zu denen Stefie Restle im Landtag Anträge und Anfragen ausarbeitete, vorlegte, Stellung bezog.⁶ Sie konnte auch sehr spitz werden: bei der Einbringung ihres ersten Antrags, mit dem sie die Einrichtungen für spinalgelähmte Kinder in Wildbad durch Bewilligung von Sondermitteln beschleunigt ausbauen wollte, führte sie u. a. aus: »Und an noch etwas, meine Damen und Herren, darf ich vielleicht im Zusammenhang damit erinnern. Es gab eine Zeit, da wurde das Problem der gebrechlichen Kinder auf eine sehr eigenartige Weise radikal gelöst. Die Heime wurden sehr schnell leer gemacht; der Rest war ein Häufchen Asche, Tränen von Müttern und Schweigen! – Ich habe in letzter Zeit manchmal den Eindruck gewonnen, daß es Menschen gibt, denen diese Dinge nicht mehr so gegenwärtig sind, daß man wenigstens ein klein wenig spüren könnte, daß sie zu irgend einer Zeit davon einmal nachhaltig beeindruckt wären. (Sehr gut! bei der SPD). Bei der Wiedereinrichtung des Wernerschen Hauses für Kinder handelt es sich meiner Ansicht nach um nicht mehr und nicht weniger als um einen Akt notwendiger Wiedergutmachung.« So in der Landtagssitzung vom 21. Februar 1951 laut Protokoll.⁷

Die kleingewachsene, aber erwiesenermaßen zähe Frau mit dem »eisernen Willen« (Auto-Staiger) schaffte es, das Mandat ihres Wahlkreises Stuttgart IV (Feuerbach, Zuffenhausen) durch vier Wahlen als direkt gewählte Abgeordnete zu halten: 1952 mit 39,3%, 1956 mit 37,4%, 1960 mit 45,7% und 1964 mit 47% der gültigen Stimmen.⁸ Sie war offenbar eine glaubhafte und voll akzeptierte Vertreterin des sozialdemokratischen Milieus⁹ in den stark von Arbeiterfamilien bewohnten Vororten ihres Wahlkreises, die es verstand, der (relativen) Mehrheit der Wähler das Gefühl zu vermitteln, daß die Abgeordnete für sie da sei, für sie arbeite und ihre Interessen uneigennützig und optimal zu vertreten wisse. Sie hätte sich sonst nicht so lange in ihrem Amt halten können. Diese Feststellung wird nicht irgendwie eingeschränkt, wenn man hinzufügt, daß damals auch die anderen Stuttgarter Wahlkreise stets von sozialdemokratischen Politikern vertreten wurden.

1968 schied Stefie Restle aus dem Landtag aus, und es wurde schlagartig still um sie. Die baden-württembergische SPD der 1970er Jahre war in Aufbruchstimmung, problematisierte in der Ära Erhard Eppler gerne globale Probleme und interessierte sich im großen ganzen wenig für die eigene, jüngste Tradition und Geschichte – und eben auch nicht für die Politiker, die diese repräsentierten. Sicher ein Fehler, wie man heute feststellen kann. Stefie Restle wurde von ihrer Partei und in der Öffentlichkeit fast vergessen. Die Frau, die 18 lange Jahre einen Stuttgarter Wahlkreis im Landtag vertreten hatte, starb zwischen dem 7. und 9. Oktober 1978 einsam; ihr Todestag konnte nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden. Auf dem Pragfriedhof wurde sie am 12. Oktober 1978 feuerbestattet. Todesanzeige und Danksagung ihrer Schwester für Anteilnahme und die Nachrufe der Landtagsfraktion, des Kreisverbands und des Ortsvereins Stuttgart West der SPD erschienen in der Stuttgarter Zeitung, die Nachrufe in der Presse beschränkten sich auf wenige Zeilen in den Stuttgarter Nachrichten und im städtischen Amtsblatt.¹⁰ Einem aufmerksamen Sachbearbeiter der Bundesanstalt für Arbeit verdanken wir, daß die Personalakte von Stefie Restle heute im Staatsarchiv Ludwigsburg verwahrt ist; ohne diese Unterlagen wäre es wohl gar nicht mehr möglich gewesen, ihre Lebensgeschichte bis zum Eintritt in die Landespolitik aufzuhellen.

Anmerkungen

1 Personalakte der Bundesanstalt für Arbeit: Staatsarchiv Ludwigsburg, K 309, Bü 1. Vgl. Handbuch des Landtags in Baden-Württemberg 1956, 1960 u. 1964.

- 2 Sauer, Paul, S. 74.
- 3 Schadt, Jörg; Schmierer, Wolfgang (Hrsg.), S. 30 f.; Bassler, Siegfried (Hrsg.), S. 104 f.
- 4 Schnabel, Thomas, S. 207 f.
- 5 Stadtarchiv Stuttgart, Gemeinderatsprotokoll 19. 3. 1948 u. 15. 2. 1951. Aufgrund der Wahl von 1947 nachgerückt 1948.
- 6 Sprecherregister zu den Verhandlungen des Landtags 1950–1968.
- 7 Verhandlungen des Landtags von Württemberg-Baden 1950–1952.
- 8 Staatsanzeiger für Baden-Württemberg 1952, 1956, 1960, 1964. Prozentberechnung vom Verf.
- 9 Vgl. Glück, Horst, S. 276 ff.
- 10 Stuttgarter Zeitung 12. u. 19. 10. 1978, Stuttgarter Nachrichten 11. 10. 1978, Amtsblatt 19. 10. 1978.

Bibliographie

- Bassler, Siegfried (Hrsg.): Mit uns für die Freiheit. 100 Jahre SPD in Stuttgart. Stuttgart 1987
- Glück, Horst: Parteien, Wahlen und politische Kultur in einer württembergischen Industrieregion. Esslingen 1991
- Sauer, Paul: Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus. Ulm 1975
- Schadt, Jörg; Schmierer, Wolfgang (Hrsg.): Die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte. Stuttgart 1979
- Schnabel, Thomas: Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928–1945/46. Stuttgart 1986

Frauen in Bildung und Wissenschaft

Die Bildungsreformen des 19. Jahrhunderts brachten für die Frauen zunächst keine besseren Bildungschancen. In Baden waren nach der Schulreform gemäß preußischem Vorbild die höheren Schulen ebensowenig für Mädchen geöffnet wie vorher. In Württemberg, wo sich die Tradition der althumanistischen Gelehrtenbildung noch länger hielt, waren die Mädchen selbstverständlich wie seit eh und je an den Lateinschulen nicht zugelassen. Die evangelischen Seminare und das Tübinger Stift blieben weiterhin Bildungsstätten für die Söhne der »Ehrbarkeit«. An eine Teilnahme von Frauen am »Landexamen«, der entscheidenden Eingangsschleuse zu Führungspositionen in Württemberg, war so wenig wie zu Herzog Christophs Zeiten im 16. Jahrhundert zu denken. Die höhere Bildung als Voraussetzung für die Tätigkeit im Wissenschaftsbereich war bis in unser Jahrhundert einer kleinen männlichen Elite vorbehalten.

In Baden wie in Württemberg läßt sich allerdings eine gewisse Vereinheitlichung und auch Verbesserung der Elementarbildung für Mädchen seit Beginn des 19. Jahrhunderts feststellen. Die allgemeine Schulpflicht wurde eingeführt (für Mädchen aber in Baden kürzer als für Jungen, nämlich sechs statt sieben Jahre). Doch die ärmliche Ausstattung der Schulen, die oft noch unzureichende Lehrerausbildung und vor allem die weitverbreitete Kinderarbeit in der Landwirtschaft, im Kleingewerbe, Heimgewerbe und in den Fabriken führte dazu, daß der Schulbesuch oft sehr unregelmäßig und wenig erfolgreich war. Weder die badischen (von 1840) noch die entsprechenden späteren württembergischen Verordnungen zur Beschränkung der Kinderarbeit wurden vor 1870 energisch durchgesetzt. Erst das Verbot der Kinderarbeit und die durchgreifende Reform der Volksschulen und der Ausbildung der Volksschullehrer gegen Ende des Jahrhunderts schufen überhaupt die Voraussetzung für den Zugang aller, Männer wie Frauen, zu einer qualifizierten Bildung, die über Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion hinausging. Für die Mädchen gab es

bis in die Jahrhundertmitte nach der Volksschule praktisch keine öffentlichen Bildungseinrichtungen, die Allgemeinbildung oder berufsqualifizierende Fertigkeiten vermittelten. Die seit der Jahrhundertmitte eingerichteten Gewerbeschulen und gewerblichen Fachschulen nahmen nur junge Männer auf. Die ersten Weiterbildungseinrichtungen für Frauen gingen meist auf private Initiative zurück, z. B. die von badischen Frauenvereinen gegründeten »Sozialen Frauenschulen«. Die erste »Frauenarbeitschule« Deutschlands, eine Sonderform der Gewerbeschule, entstand 1863 in Reutlingen. In dieser Schule erlernten die Mädchen verschiedene Handarbeitstechniken und hatten auch allgemeinbildenden Unterricht. Besonders qualifizierte Schülerinnen konnten sich zur Handarbeitslehrerin ausbilden lassen. Dieser vor allem in Württemberg erfolgreiche Schultyp wurde allerdings vorzugsweise von Bürgertöchtern besucht und eher als Vorbereitung für die Führung des Haushalts als für eine Qualifizierung für einen Beruf gesehen.

Die Töchter der Oberschicht erhielten im 19. Jahrhundert vielfach Privatunterricht, das gehobene Bürgertum schickte seine Töchter in Privatschulen. Die Teile des Bürgertums, die sich eine solche Ausbildung nicht leisten konnten und wollten, drängten auf die Einrichtung von öffentlichen höheren Mädchenschulen. Die bürgerliche Frauenbewegung – der sich die württembergischen Frauen mit dem Schwäbischen Frauenverein allerdings erst mit Verzögerung 1873 anschlossen – forderte die »erhöhte Bildung des weiblichen Geschlechts«, die »Pflege höherer wissenschaftlicher Bildung«, aber auch »Industrie- und Handelsschulen für Mädchen« (Programm des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins von 1865). Diese höheren Mädchenschulen sollten aber nicht auf ein Hochschulstudium vorbereiten, sondern nur »dem Weibe eine der Geistesbildung des Mannes in der *Allgemeinheit der Art und des Interesses* ebenbürtige Bildung . . . ermöglichen, damit der deutsche Mann nicht durch die Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau an dem häuslichen Herd gelangweilt . . . werde« (so die »Den hohen deutschen Staatsregierungen gewidmete Denkschrift der ersten deutschen Hauptversammlung von Dirigenten und Lehrenden der höheren Mädchenschulen« aus dem Jahr 1873). Ab den siebziger Jahren werden – in Baden schon früher als in Württemberg – verstärkt öffentliche höhere Mädchenschulen eingerichtet.

Auf privater Basis gab es für Frauen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Möglichkeit, sich zur Lehrerin ausbilden zu lassen – die Voraussetzung für die einzige standesgemäße Erwerbstätigkeit für Frauen aus dem Bürgertum. (Vgl. dazu die Biographien von *Vera Vollmer* und *Maria Müller-Gögler*.) Allerdings konnte dieser Beruf nur unter diskriminierenden Bedingungen ausgeübt werden. Es gab

Zulassungsbeschränkungen für Volksschulen (z. B. durften in Baden nach 1880 nur fünf Prozent der Stellen mit Lehrerinnen besetzt werden), es galt das Zölibatsgebot, Frauen wurden im Regelfall nur als Hilfslehrerinnen eingestellt, und der Unterricht in den wissenschaftlichen Fächern der höheren Klassen der privaten wie der öffentlichen Mädchenschulen war ihnen meist nicht erlaubt. Eine singuläre Erscheinung unter den Lehrerinnen war Marie Hesse (1842–1902), die Mutter von Hermann Hesse. Weil sich keine geeignete männliche Lehrkraft für das Prüfungsfach Englisch an der Oberklasse der Calwer Realschule finden ließ, erlaubte das Kultministerium erstmals und ausnahmsweise den Unterricht durch eine (verwitwete) Frau an einer reinen Jungenklasse.

Am Beispiel der Tübinger Frauenrechtlerin, der Professorenfrau Mathilde Weber (1829–1901), läßt sich der Weg einer Frau über das rein soziale Engagement für benachteiligte Frauen (sie gründete z. B. eine Näh- und Strickschule, eine Frauenarbeitsschule, richtete Kurse für Dienstmädchen ein) zum Einsatz für die Verbesserung der Bildungschancen der Frauen nachvollziehen. An sich selbst erlebte sie Unsicherheit und Benachteiligung aufgrund der mangelhaften Bildung der Frauen. Sie organisierte deshalb eine Art Volkshochschule, in der zwanzig Jahre lang Tübinger Professoren populärwissenschaftliche Vorträge hielten. Ihr Hauptanliegen war jedoch – auch in ihrer Tätigkeit in der Frauenbewegung – die Zulassung von Frauen speziell zum Medizinstudium, weil ihrer Meinung nach das Schamgefühl Frauen daran hindere, zu männlichen Gynäkologen zu gehen.

Ein reguläres Studium an einer Universität war für Frauen in Deutschland vor 1900 nicht möglich. Wer studieren wollte, mußte – wie *Marie Baum* – ins Ausland. Vereinzelt wurden Frauen als Gasthörerinnen zugelassen, wenn sie die Zustimmung des jeweiligen Professors eingeholt hatten. Nur wenn eine Frau – wie z. B. die Gräfin Maria von Linden (1869–1936) – außer ihrer herausragenden Qualifikation auch noch Protektion von höchster Stelle (ihr Großonkel war württembergischer Minister) mitbrachte, ließ die Tübinger Universität ausnahmsweise eine solche Frau zum Studium (1892) und zur Promotion zu.

Erst seit 1876 setzten sich die bürgerlichen Frauenverbände für die Zulassung von Frauen zum Studium ein. Die in der Petition des Frauenvereins »Reform« an die Kultusministerien aller deutscher Länder gerichtete Forderung nach der Zulassung von Frauen zur Abiturprüfung und zum Studium (1888/9) wurde jedoch in Baden und Württemberg ebenso abgelehnt wie anderswo. Die Frauen erschienen vielen Professoren intellektuell, physisch oder moralisch den Anforderungen einer wissenschaftlichen Ausbildung an den Hochschulen

nicht gewachsen. Die Universitätsinstitutionen, Rektoren, Senate und Fakultäten sperrten sich gegen die Zulassung von Frauen. Bezeichnend ist das Verhalten der Heidelberger Universität: Luise Lenz-Heymann (1825–1899) wollte in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts ihr beträchtliches Vermögen der Universität Heidelberg unter der Auflage vermachen, daß die Universität von den anfallenden Zinsen weiblichen Studierenden Stipendien zahlen sollte. Die Universität lehnte ab.

Einzelne Professoren unterstützten durchaus Frauen und förderten sie als ihre Schülerinnen, so Max Weber in Heidelberg z. B. Else von Richthofen (1874–1973), die als seine erste Doktorandin mit seiner Unterstützung zur ersten badischen (und deutschen) staatlichen Fabrikinspektorin ernannt wurde. Mit seiner Frau Marianne (1870–1954), die dem Heidelberger Verein für Frauenbildung und Frauenstudium vorstand, setzte er sich für die Öffnung der Universität ein. Dabei war Marianne Weber – wie andere Frauen aus der bürgerlichen Frauenbewegung, z. B. Elly Heuss-Knapp (1881–1952) und *Mathilde Planck* – von der naturbedingten Unterschiedlichkeit der Geschlechter überzeugt und strebte letztlich keine Überwindung der Aufgaben- und Rollenverteilung zwischen Mann und Frau an. Die Frau sollte mit dem Studium ihre naturgegebene Eigenart entfalten, sie sollte aber dem Mann nicht zur Konkurrentin, sondern nur zur gleichwertigen Gefährtin werden. Es ging diesen Frauen um die Gleichwertigkeit, nicht aber die Gleichheit mit dem Mann.

Trotz allem war der deutsche Südwesten – Württemberg dabei zögerlicher als Baden – Vorreiter bei der Institutionalisierung der höheren Frauenbildung in Deutschland. In Baden wurde sowohl das erste deutsche Mädchengymnasium eröffnet (1893 in Karlsruhe) als auch die erste Zulassung von Frauen zum Studium (1900) verfügt. In Tübingen wurden seit 1897 einige Lehrerinnen der dortigen höheren Mädchenschule in begrenztem Umfang als Gasthörerinnen an der Universität geduldet. Aber erst als die Abiturientinnen des ersten württembergischen Mädchengymnasiums (1899 in Stuttgart gegründet) auf ihrem Recht auf eine Immatrikulation an der einzigen Landesuniversität bestanden, ließ der Tübinger Senat sie nach einer ministeriellen Verfügung 1904 zum Studium zu. Damit hatte Württemberg als drittes deutsches Land – nach Baden und Bayern – das Frauenstudium eingeführt. Die ersten Studentinnen waren nicht selten Professoren- oder Lehrerstöchter, wie *Maria Bidlingmaier*. Sie hatten oft – wie *Vera Vollmer* – vor dem Studium schon eine Lehrerinnenausbildung absolviert und einige Jahre der Berufstätigkeit hinter sich gebracht. Die meisten Studentinnen immatrikulierten sich in der philosophischen, naturwissenschaftlichen und der medizinischen Fakul-

tät, da den Frauen außer dem Beruf der Lehrerin und der Ärztin bis in die zwanziger Jahre nur wenige Berufsfelder offenstanden.

Der Weg in die Wissenschaft war beschwerlich; als Hochschullehrerinnen wurden Frauen noch lange nicht voll akzeptiert. Sie mußten überdurchschnittliche Leistungen erbringen, oft auf ein Familienleben verzichten und erhielten dennoch höchstens außerordentliche Professuren, wurden also nicht beamtenrechtlich und finanziell abgesichert. Ein Beispiel dafür ist die Heidelbergerin *Gerta von Ubisch*. Das Leben von *Elisabeth Gerds-Rupp* zeigt, wie schwer es eine originelle, aber unkonventionelle Wissenschaftlerin im etablierten Wissenschaftsbetrieb hatte.

Die erste Frau, die an einer deutschen Hochschule einen ordentlichen Lehrstuhl erhielt, war Margarethe von Wrangell (1876–1932). An der Hochschule in Hohenheim leitete sie seit 1923 das Institut für Pflanzenernährung. Für ein Privatleben fand sie erst Zeit, als sie längst etabliert war. Ihr Mann versorgte den Haushalt und begleitete sie zu Tagungen.

Mit der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 wurden Frauen von den Universitäten als Lehrende entfernt und als Lernende massiv behindert. Unter Berufung auf das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums wurden Professorinnen und Dozentinnen von der Universität ausgeschlossen. Zwischen 1934 und 1938 gab es Zugangsbeschränkungen für Frauen: ein reichsweiter numerus clausus beschränkte den Anteil der Frauen auf zehn Prozent der Studienanfänger. Dieser empfindliche Rückschlag für die Gleichberechtigung der Frauen in der Wissenschaft konnte nach dem Zweiten Weltkrieg erst allmählich wieder aufgeholt werden. Auch heute noch, obwohl der Anteil von Frauen an den Studierenden der Hochschulen fast fünfzig Prozent beträgt, sind weniger als zehn Prozent der Dozenten Frauen. Eine der wenigen Lehrstuhlinhaberinnen war Elfriede Aulhorn (1923–1991), die an der Tübinger Augenklinik lehrte und sich internationales Ansehen erwarb. Die Germanistin Käte Hamburger (1896–1992) ist dagegen ein Beispiel dafür, daß es Frauen trotz ihrer unbestrittenen Qualifikation bis in die Gegenwart schwer haben, einen Lehrstuhl zu erhalten.

Literaturhinweise

- Belenky, Mary (u. a. Hrsg.): Das andere Denken. Persönlichkeit, Moral und Intellekt der Frau. Frankfurt, 2. Aufl. 1991
- Feyl, Renate: Sein ist das Weib – Denken der Mann. Ansichten und Äußerungen für und wider die gelehrten Frauen. Köln 1991

- Mertens, Lothar: Die Entwicklung des Frauenstudiums in Deutschland bis 1945. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. B. 28/89, S. 3–12
- Schlüter, Anne (Hrsg.): Pionierinnen – Feministinnen – Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland. Pfaffenweiler 1992
- Schmidt, Willy (Hrsg.): Frauen in den exakten Naturwissenschaften. Stuttgart 1990
- Stephan, Inge: Das Schicksal der begabten Frau im Schatten berühmter Männer. Stuttgart, 5. Aufl. 1990

Literatur zu den im Text genannten Frauen

- Elly Heuss-Knapp: Hochreuther, S. 105 ff.
- Marie Hesse: LB Bd. 11
- Luise Lenz-Heymann: BadBi 5
- Maria Gräfin von Linden: Gabriele Junginger (Hrsg.): Maria Gräfin von Linden. Tübingen 1991
- Else Richthofen-Jaffé: Green, Martin: Else und Frieda. Die Richthofen-Schwestern. München 1976
- Marianne Weber: Hochreuther, S. 67 ff.
- Mathilde Weber: LB 13
- Margarete von Wrangell: Renate Feyl: Der lautlose Aufbruch. Frauen in der Wissenschaft. Darmstadt, 3. Aufl. 1983

Vera Vollmer (1874–1953)

Frauen aller Schichten sollten gebildeter sein

1950 schrieb Vera Vollmer, rückblickend auf 23 Jahre Tätigkeit im württembergischen Kultministerium: »Dies scheint mir heute noch die Hauptaufgabe auf weiblichem Gebiet zu sein: die Frauen *aller* sozialen Schichten sollten auf *ihrem* Gebiet gebildeter sein.«¹ Diese – heute noch aktuellen – Worte umfassen das Programm der ersten Frau, die 1919 in eine leitende Funktion ins Kultministerium berufen wurde und dort bis 1942 als Grundsatzreferentin für alle Fragen der Mädchenbildung verantwortlich war. Vera Vollmer verstand sich offensichtlich nicht als Vorkämpferin einer intellektuellen Elite, sie wollte in ihrem Amt Breitenwirkung erzielen und für Benachteiligte eintreten.

Sie selbst hatte die besten Voraussetzungen: Geboren im Alten Schloß in Stuttgart, der Vater Oberschloßinspektor, die Mutter Hofdame und Vorleserin der Königin Olga, Patin wurde die Herzogin Wera. Die Familie lebte im Alten Schloß, die Eltern nahmen aktiv an den Geschehnissen bei Hof und im Land teil. Diese Atmosphäre hat Vera Vollmer geprägt; so waren etwa ein großbürgerlicher Lebensstil, großzügige Wohnungen mit Dienstboten, Reisen und Kunstsammeln für sie selbstverständlich. Ebenso prägend waren aber sicherlich auch das Interesse an öffentlichen Dingen, die Bereitschaft zum Engagement und ein herausstechender Leistungswille, nicht unbedingt typische Eigenschaften einer höheren Tochter um die Jahrhundertwende.

Zunächst sah ihr Lebensweg nicht nach Beruf und Karriere aus. Sie besuchte das neunklassige königliche Katharinen-Stift und erwarb so die beste Bildung, die ein Mädchen in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Stuttgart erhalten konnte. Sie erlebte die Schule als eine Männerwelt, Frauen traten nur in Randfunktionen auf. Außer als Handarbeitslehrerinnen waren sie in den höheren Töchterschulen nur als Anstandsdamen zugelassen, die den Stunden des männlichen Kollegiums beizuwohnen hatten.² Weitere Bildungsmöglichkeiten wie Abitur und Studium waren auch noch so begabten und begüterten Mädchen verschlossen.

So ging Vera Vollmer den Weg der höheren Tochter, lernte im Haushalt der Mutter alles, was zur perfekten Hausfrau gehörte, und es ist bezeichnend für sie, daß sie stets stolz auf diese Fähigkeiten war. Dies Leben im Wartestand auf eine Heirat aber füllte sie nicht aus, und mit 22 Jahren setzte sie ihren Eintritt ins Höhere Lehrerinnenseminar durch. Einerseits entsprang dieser Entschluß sicher dem Wunsch nach weiterer geistiger Bildung, andererseits aber lassen Äußerungen aus der Zeit erkennen, daß sie mehr anstrebte: »Ich hoffe, daß ich vielleicht später, wenn ich . . . im Beruf bin, etwas leisten und den Mädchen etwas sein kann. . . . Manche brauchen's so nötig. Und ich brauch's auch, denn für jemand leben muß der Mensch, für sich allein ist's trostlos.«³ Das sind Reflexionen einer Frau, die sich intensiv Gedanken darüber macht, welche Erfüllung es für eine unverheiratete Frau geben kann, die bereits Leere, Eintönigkeit und Einsamkeit erfahren hat.

Von diesem Moment an hatte sie ihre Aufgabe gefunden: Engagement im Beruf und gleichzeitig energischer und konsequenter Einsatz für die Verbesserung der Situation der Frauen.

Die Arbeit als Lehrerin machte ihr Freude, ihre Stunden galten als modern, richtungweisend vor allem in dem Bestreben, die Mädchen zu eigenen Aktivitäten anzuregen. Trotz aller Anerkennung blieb sie unzufrieden, denn der Unterricht der älteren Schülerinnen war nach wie vor Domäne der akademisch gebildeten Männer. Das änderte sich erst mit der Schulreform von 1906, die den bereits tätigen Lehrerinnen die Möglichkeit einräumte, sich für ein Fachstudium beurlauben zu lassen. Für Vera Vollmer, finanziell unabhängig und ungebunden, bedeutete dies die lang ersehnte Chance!

Die Jahre des Studiums in Tübingen (1906–1910) brachten für die Dreiunddreißigjährige neue Bewährungsproben und neue Kämpfe. Die Anforderungen waren hoch, außerdem war auch in akademischen Kreisen die Skepsis wissenschaftlich arbeitenden Frauen gegenüber weit verbreitet. Die Studentinnen, sie wurden nur als Gasthörerinnen zugelassen, konnten keine Vorlesung ohne das schriftliche Einverständnis des jeweiligen Professors besuchen. Man sah sie als Akademiker zweiter Klasse an, verweigerte ihnen nach dem Examen die Promotion. Vera Vollmer ließ auch hier nicht locker, setzte sich durch und verfaßte neben ihrer wiederaufgenommenen Berufstätigkeit die Dissertation.

Den stärksten Einschnitt in ihrer Berufslaufbahn brachte das Jahr 1919: Sie trat als Regierungsrätin, heute etwa vergleichbar der Regierungsdirektorin, ins Kultministerium ein, verantwortlich für das Referat für grundsätzliche Fragen des gesamten Mädchenbildungswesens. Im Ersten Weltkrieg hatte sich die Einstellung der Gesellschaft

berufstätigen Frauen gegenüber stark gewandelt, so wurde es möglich, zum ersten Mal eine Frau in die Leitungsfunktion eines Ministeriums zu berufen.

Für Vera Vollmer scheint diese exponierte Situation nicht heikel gewesen zu sein. Sie hatte durch ihre Sonderrolle während des Studiums und in den überwiegend männlichen Kollegien der Schulen ein sehr sicheres Auftreten erworben. Ohne Beharrungs- und Durchsetzungsvermögen war schon ihre bisherige Laufbahn nicht denkbar. Jetzt wurde sie durch ihre selbstbewußte, aber ruhige und sachliche Art und ihre Kompetenz schnell zu einer allseits akzeptierten Führungskraft.⁴

Mit ihrer neuen Tätigkeit waren eine Fülle von Aufgabenbereichen verbunden: Sie war zuständig für Grundsatzfragen der Mädchenbildung, d. h., daß Regelungen der schulischen und beruflichen Ausbildung in ihr Ressort fielen. Unter ihrer Leitung entstanden Lehrpläne für Mädchen- und Frauenfachschulen; sie entwarf Prüfungsordnungen, machte Schulbesuche, vertrat das Land auf den Reichsschulkonferenzen, jahrelang als einzige Frau, und leitete die Öffentlichkeitsarbeit ihres Ressorts.

Ein immenses Arbeitspensum, sicherlich nur befriedigend zu bewältigen, weil sie sich als alleinstehende Frau, frei von privaten Bindungen, ganz diesen Aufgaben widmen konnte. Ihr Auftreten wird als sehr dominierend, ja »männlich«⁵ beschrieben, ihr Arbeitsstil aber muß offen und kooperativ gewesen sein: »Ich habe wenig aktenmäßig auf dem Papier gearbeitet, als vielmehr Anregungen, Gedanken gegeben und wirklich mit den vielen gearbeitet, die Teilaufgaben auf dem Gebiet zu erfüllen hatten, das mir am Herzen lag.«⁶

Die Situation der Mädchenbildung, die sie in Württemberg vorfand, war problematisch. Die Zeitverhältnisse waren für Investitionen in diesem Bereich ausgesprochen ungünstig. Vera Vollmer analysierte die Hindernisse, die einem sinnvollen Ausbau weiblicher Bildungseinrichtungen im Wege standen, zu Beginn ihrer Amtszeit sehr genau. Sie wies auf den hohen Frauenüberschuß nach dem Krieg hin und schrieb dann: »Es liegt eine Tragik darin, daß die gleiche Zeit, die den Frauen die staatsbürgerliche Gleichberechtigung brachte, ihre außerhäusliche Berufsarbeit auf allen Gebieten und mit teilweise rücksichtsloser Härte zurückdrängt. . . . Es wäre irrig, den Beruf bei einer Frau nur als Notbehelf anzusehen. Somit erfordern einerseits das auch den Mädchen zustehende Recht auf Arbeit, andererseits die wirtschaftlichen Verhältnisse, daß die Anschauung von der Notwendigkeit einer gründlichen Berufsausbildung auch für die Frau sich immer mehr durchsetze.«⁷

Diesen Grundsätzen folgend lag ihr Interesse vor allem in der

Verbesserung der beruflichen Bildung. Für viele »typisch weibliche« Berufe gab es nur kurzen, oft dilettantischen, in privaten Einrichtungen erteilten Unterricht. Verbindliche Lehrpläne fehlten ebenso wie die Koordination von Ausbildungswegen und -zielen. Das große Verdienst von Vera Vollmer bestand darin, für Berufe wie Kindergärtnerin, Hortnerin und Jugendleiterin eine systematische Ausbildung mit vergleichbaren Anforderungen und Abschlüssen durchgesetzt zu haben. Einen vorläufigen Abschluß fand dieses Bemühen 1938, als der Besuch der Berufsschule auch für Mädchen obligatorisch wurde.

Gleichzeitig bemühte sie sich um einen kontinuierlichen Ausbau des höheren Mädchenschulwesens, der sich – sehr zu ihrem Leidwesen – nur langsam vollzog. So muß sie 1931 auf einer Tagung des Deutschen Lehrerinnenverbandes einräumen, daß der Anteil der Mädchen mit Abitur in Württemberg immer noch wesentlich niedriger ist als im Reichsdurchschnitt. Die Ursache dafür sah die Referentin einmal in der ländlichen Struktur, außerdem aber in der Eigenart schwäbischer Frauen, »die lieber als Glied eines größeren Ganzen ihre Arbeit leisten, als führend an seine Spitze zu treten«.⁸

Die Konsequenz aus dieser Entwicklung hieß für Vera Vollmer: Die Mädchen müssen aus dem engen Kreis von Haushalt und Familie herausgelöst werden; vor allem die Mädchen aus Unter- und Mittelschicht sollten einen breiteren Horizont erwerben. Die bequeme Geisteshaltung, die mit der Erwartung »Ich heirate ja doch« verbunden ist, galt es aufzubrechen. »Die hochbegabten Mädchen brauchen uns im Grunde viel weniger. Aber die anderen, die keinen höheren Trieb in sich haben, sich einer bestimmten Aufgabe zu widmen, die finanziell nicht zu einem Beruf gezwungen sind, die brauchen uns.«⁹

Die große Mehrzahl dieser jungen Mädchen sollte durch neue Bildungsangebote, zugeschnitten auf ihre spezifische Situation, überzeugt werden. In den sog. »Frauenschklassen«, die als einjährige Kurse von Mittel- und Realschulabsolventinnen besucht werden konnten, wurde neben praktischer Ausbildung in Hauswirtschaft in Fächern wie Bürger- und Gesetzeskunde, Tagesgeschehen und Wirtschaft die Rolle der Frau in der Gesellschaft reflektiert. In dem von ihr ausgearbeiteten Lehrplan hieß es dazu: »... daß es im einzelnen nicht von Bedeutung ist, wieviel Bürgerkunde etc. geboten wird. ... Die Hauptsache ist, daß Sinn und Blick weggelenkt werde aus dem engen Kreis des Hauses hinaus zu den Bedürfnissen der Öffentlichkeit ...«¹⁰

Das zusätzliche Frauenschuljahr fand große Resonanz, es entsprach in seiner Anlage offenbar den Wünschen und Vorstellungen der Zeit. Diese »Einführung in die hausmütterlichen Aufgaben in Verbindung mit allgemein menschlicher und bürgerlicher Fortbildung«¹¹ wirkt aus heutiger Sicht sehr betulich, festhaltend am überkommenen Frauen-

bild, aber man darf nicht übersehen, daß es für die Masse der zukünftigen ungelerten Arbeiterinnen und Hausfrauen die einzige Möglichkeit der Weiterbildung war. Hier auf ein Öffnen für sozial- und gesellschaftspolitische Fragen hinzuwirken, war sicher ein ernstzunehmender Ansatz.

Für Vera Vollmer hatte auch die Arbeit der in Haushalt und Landwirtschaft tätigen Frau einen hohen Stellenwert, die Berufsbildung war für sie nur *ein* Weg der Frauenbildung. »Die Erfahrungen der Kriegszeit haben gezeigt, daß es für die Allgemeinheit nicht gleichgültig sein kann, wie in den Hunderttausenden von Einzelhaushalten der Verbrauch geregelt, die Rohstoffe verwendet werden. . . . Es könnte unendlich viel gespart werden, wenn die Frauen sich ihrer Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit mehr bewußt und auf ihrem, dem hauswirtschaftlichen Gebiet, . . . gebildeter wären.«¹² Entsprechend wichtig war ihr die Ausbildung der Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerinnen. Sie sah die Schule als Ort gesamtgesellschaftlicher Erziehung, zu der gerade diese weitgehend vernachlässigten Fächer beitragen sollten. Mit der ihr eigenen Kraft setzte sie sich noch in der Inflationszeit für die Gründung des Hauswirtschaftlichen Seminars in Kirchheim/T. ein. Unterricht und Leitung dieses Internats lagen lange in ihrer Hand, sie wollte hier Lehrerinnen ausbilden, die speziell in kleinen Landgemeinden im oben zitierten Sinn »weibliche Kulturarbeit« leisten und Vorbild für eine neue Frauengeneration sein sollten.

Verbindung von Tradition und Fortschritt hieß das Ziel, nachvollziehbar etwa in ihrer Anregung, während des Handarbeitens aus den Schriften der Frauenrechtlerinnen vorlesen zu lassen.¹³

Bei allem Engagement für Gegenwartsprobleme hat sich Vera Vollmer selbst kaum direkt politisch geäußert. Sie war in der Weimarer Republik einige Jahre Mitglied der liberalen DDP, gab ihre Mitgliedschaft aber auf, weil sie der Auffassung war, daß Beamte keine parteipolitische Bindung eingehen sollten.¹⁴ Auch sie mußte 1933 gegen diese Überzeugung handeln und auf Druck der NSDAP Parteimitglied werden, um im Amt bleiben zu können. Über größere Konflikte in dieser Zeit ist nichts bekannt; als Indiz für eine stärkere Zurückhaltung könnte vielleicht das starke Abnehmen der Zahl ihrer Veröffentlichungen nach 1933 gewertet werden.¹⁵

Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß im bürgerlichen Bildungsdenken, das auch Vera Vollmer repräsentierte, eine gewisse Nähe zu nationalsozialistischen Ideen vorhanden war. Wenn sie schrieb: »Die Hauptaufgabe ist es, die Mädchen die Aufgaben des Frauenlebens sehen zu lehren . . .«¹⁶, dann scheint ein fast bruchloser Übergang zur Auffassung des Dritten Reichs von der Rolle der Frau möglich.

Aufgrund des Kriegsausbruchs blieb Vera Vollmer über die Ruhestandsgrenze hinaus im Amt, erst 1942 gab sie ihre Tätigkeit auf. Bis zu ihrem Tod 1953 blieb sie noch publizistisch und wissenschaftlich tätig.

Von heute aus betrachtet wirkt ihr Frauenbild sehr ambivalent. Sie war sicher keine kämpferische Frauenrechtlerin, aber zukunftsweisend in ihrem Bestreben, in Frauen aller Schichten ein Bewußtsein für gesellschaftliche Probleme zu wecken. Andererseits erscheint inzwischen die Betonung des spezifischen Frauenwegs im Bildungswesen eher rückschrittlich. Beispielgebend aber ist auf jeden Fall ihre Tatkraft und ihr Engagement; sie machte nicht Karriere um der Selbstbestätigung und des Erfolgs, sondern um der Sache willen. In späteren Jahren bekannte sie einmal: »Ich kann nicht dankbar genug sein, daß ich immer eine Aufgabe fand, für die ich leben mußte.«¹⁷ Auf diese Weise hat sie für ihren Lebensweg das Problem der Isolation der alleinstehenden Frau gelöst.

Anmerkungen

- 1 Gulde, H.: Vera Vollmer. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. XIV, S. 438.
- 2 Tafel, A.: Die Lehrerin an der höheren Schule Württembergs. In: Deutsche Mädchenbildung III, 9, 1927, S. 443.
- 3 Metzger, E. u. A.: Vera Vollmer. In: Mitteilungsblatt der Lehrerinnen-Vereinigung Baden-Württembergs, 6. Jg., 1953, S. 2.
- 4 Gulde, S. 452, 458.
- 5 Gulde, S. 455.
- 6 Gulde, S. 458.
- 7 Vollmer, Vera: Gedanken über Mädchenbildung. In: Schwäbische Kronik, Juli 1920.
- 8 Vollmer, Vera: Vom württembergischen Schulwesen. In: Zeitschrift des ADLV, 20. 5. 1930.
- 9 Metzger, S. 5.
- 10 Dieterle, H.: Die Frauenschulklassen in der württembergischen Mädchenrealschule. In: Deutsche Mädchenbildung, III, 9, 1927, S. 438.
- 11 Gulde, S. 449.
- 12 Vollmer, Vera: Vom Beruf und der Ausbildung der Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerinnen. In: Württembergische Lehrerinnenzeitung, 9. Jg. 1929, S. 116.
- 13 Gulde, S. 454.
- 14 Gulde, S. 464.
- 15 Gulde; Werkverzeichnis Vera Vollmer.
- 16 Metzger, S. 5.
- 17 Metzger, S. 2.

Bibliographie

Schriften von Vera Vollmer

Gedanken über Mädchenbildung im Anschluß an die Reichsschulkonferenz.

In: Schwäbisch Kronik 17. 7. 1920

Vom höheren Mädchenschulwesen in Württemberg. In: Deutsche Mädchenbildung III, 9, 1927, S. 115–117

Vom württembergischen Schulwesen. In: Zeitschrift des ADLV, 20. 5. 1930

Die hauswirtschaftliche und die landwirtschaftliche Berufsschule in Württemberg. In: Monatsschrift für Mädchenbildung, H. 6–8, 1951

Vom Beruf und der Ausbildung der Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerinnen. In: Württembergische Lehrerinnenzeitung, 9. Jg., 15. 9. 1929, Nr. 15

Zur Biographie Vera Vollmers

Gulde, Hildegard: Vera Vollmer. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. XIV. S. 433–468

Metzger, E. u. A.: Dr. Vera Vollmer. In: Mitteilungsblatt der Lehrerinnen-Vereinigung Baden-Württemberg, 6. Jg., Juli 1953, Nr. 3/4, S.1–7

Riepl-Schmidt, M.: Vera Vollmer. In: Wider das verkochte und verbügelte Leben. Stuttgart 1990, S. 183–193

Darstellungen des Bildungswesens in Württemberg

Desselberger, J.: Geschichte des höheren Mädchenschulwesens in Württemberg, 1916

Mack, A.: Die Zukunft des höheren Mädchenschulwesens in Württemberg. In: Deutsche Mädchenbildung, III, 9, 1927, S. 418–425

Dieterle, H.: Die Frauenschulklassen in der württembergischen Mädchenrealschule. In: Deutsche Mädchenbildung III, 9, 1927, S. 436–439

Tafel, A.: Die Lehrerin an der höheren Schule Württembergs. In: Deutsche Mädchenbildung III, 9, 1927, S. 443–447

Maria Bidlingmaier (1882–1917)

Staatswissenschaftlerin und Bäuerinnenforscherin

»Bidlingmaier, Maria, Studierende der Staatswissenschaften, geboren in Lauffen a. N., wohnhaft in Bursa-Straße Nr. 2 bei Frau Karle, belegt im Winterhalbjahr 1914/15« an der Universität Tübingen für »10 M. Kolleggeld« ihr erstes Seminar bei Professor Carl Fuchs, dem renommierten Staatswissenschaftler. Im Sommersemester hatte sie, von der Universität Freiburg kommend und noch als »wohnhaft in Lauffen« eingetragen, erste Tübinger Lehrveranstaltungen belegt: Seminare über »Bank und Börse«, über »Sozialismus als Theorie«, dazu »Volkswirtschaftliches Seminar, Nationalökonomisches Konversatorium«, und Staatsrecht, Verwaltungslehre, Verwaltungsrecht.

Am 22. Januar 1917 stirbt Maria Bidlingmaier in Stuttgart. Über die Zeit seit ihrer Promotion 1915 ist wenig bekannt. »In der Kriegsorganisation in Berlin tätig«, notieren die Akten des Universitätsarchivs Tübingen. Erschöpfung, Gelenkrheumatismus, Lungenentzündung, Fieber werden als Todesursachen genannt. Ihre Doktorarbeit erscheint im Jahre 1918 im Druck – posthum: »Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs«, Kleinaspach in den Löwensteiner Bergen und Lauffen.

Die Staatswissenschaftliche Fakultät war 1817 an der Universität Tübingen gegründet worden auf Betreiben des württembergischen Kultministers von Wangenheim und des damaligen Reutlinger Amts-Aktuars Friedrich List. Bis zum Jahre 1918 haben an dieser Fakultät 23 Frauen den Dokortitel erworben. 13 davon hatten kein Reifezeugnis – Ausnahmeregelungen konnten es ersetzen. Edith Glaser urteilt in ihrer Dissertation über die Anfänge des Frauenstudiums in Tübingen, die großzügige Zulassungspraxis habe der Fakultät den zweifelhaften Ruf einer 'Doktor-Fabrik' eingetragen. Maria Bidlingmaier gehörte zu den 10 Frauen mit einem ordentlichen Reifezeugnis. 5 Frauen hatten vor ihr bereits an der Staatswissenschaftlichen Fakultät über Frauenthemen promoviert: Helene Deutsch und Gertrud Scharf 1910, Judith Grünfeld, Henriette Latzko und Katharina Eliuschevitch 1913. Maria Bidlingmaier, die sechste in dieser

Reihe, promovierte bei Carl Fuchs als erste mit einem Frauenthema.

Der Weg zum Frauenstudium war lang und steinig gewesen. Während Amerika seit 1845 studierende Frauen zuließ, hatte die Universität Zürich als erste und lange Zeit einzige auf dem Kontinent den Frauen Zugang zum Studium ermöglicht. Ausländerinnen vor allem hatten diese Chance wahrgenommen, darunter überwiegend Russinnen. Seit den 1870er Jahren lockerten sich die Bestimmungen – Rußland gab 1872 das Medizinstudium für Frauen frei. London öffnete ihnen 1879 die Tore der Universität. Deutschland aber, so urteilt Gudrun Emberger, war in dieser Frage das rückständigste Land Europas. Nachdem ab 1873 allen Russinnen das Studium in Zürich unter Androhung des Berufsverbots in Rußland untersagt worden war, »wandten sich die Betroffenen an andere Universitäten. Auch Tübingen erhielt zwei Anfragen und war gezwungen, sich erstmals mit dem Problem des Frauenstudiums auseinanderzusetzen«. Im Jahre 1882 warnte ein württembergischer Erlaß vor allzuviel Großzügigkeit: »Dem Ministerium sei auf einer anonymen Postkarte mitgeteilt worden, der Zoologe Professor Einer habe in seiner Vorlesung eine Dame als Zuhörerin geduldet«. 1895 hatte die erste Tübinger Studentin, Maria Gräfin Linden, ihr Biologie-Studium mit einer Doktorarbeit über die Gehäuseschnecken abgeschlossen. Ihr Onkel, der ehemalige Staatsminister von Linden, hatte diesen frühen Sonderfall ermöglicht.

Um den Anfängen zu wehren, wurden nun Maßnahmen ergriffen. Seit 1897 waren »Gesuche um Zulassung als Hörerin« erforderlich. Ein Erlaß des Jahres 1904 erst ermöglichte den Frauen ein reguläres Universitätsstudium. Württemberg war damit der dritte Staat, der – nach Baden und Bayern – Frauen zum Studium zuließ.

Maria Caroline Bidlingmaier wird am 31. März 1882 in Lauffen am Neckar geboren. Die Mutter Maria Wöhr, geboren 1840, stammt aus einer Weingärtnerfamilie in Eltingen. Als Schneider, Dorfschützen, Schuster hatten sich die Vorfahren das nötige Zubrot zum Weinbau verdient. Der Vater Christoph Bidlingmaier, 1832 in Degenfeld auf der Alb geboren, war Sohn eines Schäfers. Seine Vorfahren – Bauern, Tagelöhner, Weber, allesamt arme Leute – waren seit Jahrhunderten im Gebiet zwischen Geislingen, Gmünd, Göppingen, dem sogenannten Rehgebirge, mit seinen weitverstreuten Weilern und Einzelhöfen ansässig. Es war »ein harter Schlag«, wie die Familientradition berichtet: Der Großvater, 1862 gestorben, ging schon als junger Mann mit den benachbarten Grafen Degenfeld aus Eybach auf die Jagd. Als junger Mann habe er eine Schafherde von daheim nach Paris treiben müssen, wobei es die größte Leistung gewesen sei, seine »Geldkatz« wieder heimzubringen.

Die Enge des dörflichen Horizontes, der Herkunft ist aufgebrochen. Sohn Christoph wird 1864 vierter Schullehrer in Lauffen, 1892 erster Schullehrer und »Oberlehrer«. Als Rektor der Volksschule amtierte er bis ins 78. Lebensjahr, um dem Nachfolger die Stelle zu sichern. Neben dem Schuldienst bewirtschaftete er Weinberge in besten Lagen, und noch als Achtzigjähriger durchschwamm er den Neckar täglich, »bis er zufror«. Er war musikalisch, besaß zwei Klaviere und spielte in der Kirche die Orgel. Die Mutter wird geschildert als »feine, stille, zurückhaltende Frau, die sehr intensiven Anteil an allem nahm«. Auch Künstler verkehrten im Lauffener Lehrerhaus, so Wilhelm Fehrle oder der junge Reinhold Nägele.

»Politisch-weltanschaulich war man liberal bis konservativ«, die religiöse Heimat war der Pietismus. Lehrer Bidlingmaier war »Stundenbruder«, bis es wegen der Töchter zum Bruch kam. Maria und Johanna, die in der achtköpfigen Kinderschar jüngsten und lebenslang eng verbundenen Schwestern, begannen gemeinsam ihr Studium in München. Von dort aus seien sie auch Ski gefahren und gewandert in den bayrischen Alpen, in neumodische, praktische Hosen gekleidet. Die Kunde davon muß die Lauffener Pietisten erreicht haben – sie ermahnten ihren Bruder Bidlingmaier wegen dieses Lebenswandels und der Kleidung seiner Töchter, worauf er entgegnete: »Dann ist mir Euer Gott zu klein!« und von ihnen abrückte.

Die Schwestern haben gemeinsam – »Geld zur Ausbildung war nur für eine da« – den mühsamen Weg zur akademischen Zulassung zurückgelegt. Nach der mittleren Reife in Lauffen »machten beide miteinander Maturum in Heilbronn« und die Ausbildung zur Volksschullehrerin. Ihr Studium begannen sie in München. Maria wählte das Fach der Staatswissenschaft, die drei Jahre jüngere Johanna das der Medizin. Drei ihrer älteren Geschwister waren bereits den Weg in die Professionalität vorangegangen; Sophie, geb. 1871, war ebenfalls Lehrerin, Theodor, Jahrgang 1872, hatte Theologie studiert und war 1903 Pfarrer in Zwiefalten geworden. Die Schwester Katharina Charlotte, Jahrgang 1874, hatte 1906 den Pfarrer in Feldstetten, Theodor Hasler, geheiratet – er hielt am 25. Januar 1917 die Leichenpredigt für Maria Bidlingmaier. Friedrich, 1875 geboren als siebtes Kind, hat Maria Bidlingmaier ihre Dissertation gewidmet. Die Kirchenbücher notieren ihn als »Südpolarforscher«. Der 1900 in Göttingen promovierte Geophysiker nahm 1901 »als Physiker an der deutschen Südpolar-Expedition teil ... erfand den Doppelkompaß zu Messungen der erdmagnetischen Horizontal-Intensität ... war 1908 an der technischen Hochschule Aachen, 1909–1911 am Observatorium Wilhelmshafen tätig und erhielt 1912 einen Lehrauftrag der Universität München«, notiert Kürschners Gelehrten-Kalender 1931.

Maria und Hanna, die Schwestern, waren vor dem Bruder in München gewesen. Im Wintersemester 1910/11 hatten sie hier ihr Studium begonnen. Beide waren in der »Akademischen Freischar« organisiert, einer Art Anti-Korporation; dort sei man gesellig gewesen, Ski gefahren, gewandert.

Über Marias musikalische Aktivität berichtet nur eine Geschichte, die freilich ein Licht wirft auf ihr Wesen – auf Züge, die vielleicht unerläßlicher Bestandteil frühen weiblichen Bildungs- und Emanzipationsstrebens waren. Maria habe einmal mit ihrer Violine ein Konzert gegeben, ob in Lauffen oder Heilbronn, weiß die Familienüberlieferung nicht mehr genau; hinterher sei sie sehr zornig gewesen: »für diese fetten Bäuche spiele sie nicht mehr!«; ja, sie sei »wohl energisch, manchmal fast schroff« gewesen.

Kluge und selbstsichere Mütter, eine starke Vaterfigur und -bindung, eine liberale, offene Erziehung zur Individualität und eine Schwester als enge Weggefährtin – das scheinen *auch* Merkmal anderer früh emanzipierter Frauen. Eine weitere Gemeinsamkeit fehlt bei Maria Bidlingmaier: die Herkunft aus einem großbürgerlichen Elternhaus. Die stets selbstbewußt erinnerte ländliche Herkunft und Prägung der Bidlingmaiers sowie ihre Verwurzelung in *einem* Heimatort – für eine Lehrersfamilie durchaus nicht die Norm – scheinen diesen Mangel kompensiert zu haben. Zu Herkunft und Verwurzelung käme, als eine weitere, spezifische Komponente, die Einbindung in den Pietismus, in seine Wert- und Verhaltensmuster; nicht im Sinne eines Programmes und festen Korsettes, sondern als eine durchaus kritische, keineswegs unauflöslich gesehene Verbindung, wie die 'Hosen-Reaktion' zeigt: » . . . dann ist mir Euer Gott zu klein.«

Prägungen solcher Art könnten der Grund für das Interesse und für den Draht Maria Bidlingmaiers zu den einfachen Leuten gewesen sein. Sie waren sicherlich ein Grund für ihre wissenschaftlich-kritische Auseinandersetzung mit der Heimatregion, ihren Menschen und deren Problemen besonders in jenem Bereich, der – wie im Fall der Bäuerinnen – von außen als Problemfeld nicht wahrgenommen wurde; und für ihr engagiertes Eintauchen ins empirische Feld, ihre präzise Beobachtung und für ihren Erzählstil.

Maria Bidlingmaier *erzählt* ihre Forschung, um verstanden zu werden. Ihr emphatischer, subjektiv-emotionaler Stil ergreift Partei für ihr Forschungsobjekt. Aufklärung und Praxisbezug sind für sie untrennbar verbunden mit ihrer Parteinahme. Praktische Tips, konkrete Nutzenanwendung wissenschaftlicher Erkenntnis sind so der mitlaufende 'rote Faden', der ihre Arbeit durchzieht – sei es für einen besseren Gemüseanbau, Einführung und Nutzung von Kochkiste, Eindünsten und Saften, wie es etwa Wanderlehrer und Pfarrfrau ver-

mittelten, für mehr Abwechslung und Wohlgeschmack, mehr Phantasie bei der Nahrungszubereitung oder für ein angemessenes Kindbett.

Forschung *auch* als Mittel zu gesellschaftlichem Wirken, Wissenschaft als Medium für Parteinahme: diese Linie war durch Carl Fuchs' eigenes öffentliches Engagement vorgezeichnet, und sie wurde von jenen seiner Schüler fortgesetzt, die selber aus dem ländlich-bäuerlichen Bereich kamen wie Maria Bidlingmaier oder Friedrich Bubeck, dessen unter Professor Fuchs entstandene Dissertation über »Die wirtschaftliche Lage der Weingärtner Uhlbachs in Vergangenheit und Gegenwart und Vorschläge zu deren Verbesserung« ebenfalls 1915 im Druck erschienen war.

Den nüchternen Blick konkret-materialistisch ansetzender Analyse, wie er diese Arbeiten – auch aufgrund eigener Erfahrung und Kenntnis – auszeichnet, lassen spätere Arbeiten vermissen. Sie entfernten sich von der Basis, um über die Menschen im ländlichen Raum auf eine andere, zielgerichtete Weise zu reden: als Komparsen der Heimat, der Dorfkultur, als Objekte für »Volkstumspflege«.

Warum Maria Bidlingmaier sich für das Sujet Bäuerin interessiert habe? Ziemlich früh wohl habe sie, so erinnert sich ihr Neffe, soziales Engagement gezeigt und sich eingesetzt für Leute, die sie als benachteiligt ansah. Direkt formuliert worden sei das nie – »das klang so unterschwellig mit«.

Die 'soziale Ader', die ihr zugesprochen wird, war ohne Zweifel Bestandteil, ja Produkt des schwäbischen Milieus, in dem Maria Bidlingmaier aufwuchs. In seiner ursprünglich pietistischen Prägung war dies ein wichtiges Element im Prozeß jenes rasanten sozialen Aufstiegs, wie er sich in dieser Familie innerhalb von zwei Generationen vollzog: vom armen Albschäfer, der kleinbäuerlichen Schicht zuzurechnen, in die Aura des akademischen Bildungsbürgertums.

Die Wahl des Forschungsgegenstandes markiert so in einem Herkunft, Wandel und Übergänge – in sozialem und kulturellem Sinne ebenso wie in historischem. Sie ist Signatur jener epochalen Umwälzungen der traditionellen bäuerlichen Welt jener Zeit, und sie kündigt von deren Dynamisierung durch den Krieg ebenso wie von den anstehenden gesellschaftlichen Veränderungen. Die »anstrengende Kriegsarbeit«, die Carl Fuchs im Vorwort erwähnt, ließ die soziale Ader zum Mit-Leiden an der Zeit werden – in körperlicher wie in seelischer Hinsicht. Der massenhafte, verzehrende Einsatz von jungen Frauen in Lazaretten und Hilfsorganisationen entsprach – als caritative, aufopfernde 'Liebestätigkeit' – dem Frauenbild der Zeit weit mehr als industrielle oder gar akademische Tätigkeit – auch wenn beide längst Realität geworden waren.

Die Lebensläufe der frühen weiblichen Forscherinnen weisen große

strukturelle Ähnlichkeiten auf – selbst bei unterschiedlichster Herkunft. Maria Gräfin Linden, die erste Tübinger Promovendin und spätere Bonner Professorin, mußte erleben, daß »die außerplanmäßige Professorin nur vorläufig geduldet« war, »bis die Nationalsozialisten nach dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums sie ihres Amtes enthoben« im Jahre 1936; sie emigriert nach Liechtenstein, dort stirbt sie im selben Jahr – wie Maria Bidlingmaier an einer Lungenentzündung. Eine Generation trennt diese beiden Frauen voneinander – eine entscheidende Generation in der Entwicklung der Frauengeschichte, der Frauenbewegung. Gräfin Linden hatte sich noch bedingungslos assimiliert, um als Forscherin an der Männerwelt Universität zu bestehen. »Sie trug Herrenhüte und Krawatten, tarnte sich so . . . hinter der männlichen Maske«. Maria Bidlingmaier hingegen sehen wir auf Fotografien in sanften Voilekleidern mit Spitzenbesatz, weich in ihren Zügen, in ihrem Habitus.

Diese beiden Beispiele markieren, so scheint es, die für Frauenforscherinnen möglichen Pole des Verhaltens, wie sie Claudia Honegger auch für die frühen Frankfurter Soziologinnen beschreibt. Sie waren entweder großbürgerlicher (adliger, jüdischer) Herkunft, jung, geistreich, »im Zweifelsfall bildhübsch« – oder älter, 'gesetzt', bescheidenzurückhaltend und zielgerichtet, weil das Entree in die forschende Männerwelt hart und lang erarbeitet worden war von dieser zweiten Gruppe der Hausfrauen, Gattinnen, Witwen oder ehemaligen Fürsorgerinnen. Auch, so wäre hinzuzufügen, von Schäfers-Enkelinnen wie Maria Bidlingmaier.

Bibliographie

- (Vorbemerkung: Ausgewählt wurden vor allem Titel zu Person und Umfeld Maria Bidlingmaiers; weiterführende Literatur zu Agrar-, Regional- und Frauengeschichte findet sich im Anhang ihrer Dissertation, s. u.)
- Bidlingmaier, Maria: Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs. Diss. Tübingen 1917. Stuttgart (Kohlhammer) 1918. Neu hrsg. mit einem Nachwort, Bibliographie und einem dokumentarischen Anhang von Christel Köhle-Hezinger. Kirchheim 1990
- Brand, Maria Freiin von: Die wirtschaftliche und kulturelle Lage der Bäuerin auf den Fildern. Diss. Hohenheim 1933
- Bubeck, Friedrich: Die wirtschaftliche Lage der Weingärtner Uhlbachs in Vergangenheit und Gegenwart und Vorschläge zu deren Verbesserung. Diss. Tübingen 1915
- Emberger, Gudrun: Der lange Marsch der Frau zum akademischen Studium. In: » . . . helfen zu graben den Brunnen des Lebens.« Historische Jubiläumsausstellung des Universitätsarchivs Tübingen aus Anlaß der 500-Jahrfeier der Universität Tübingen 1477–1977. Tübingen 1977, S. 265–270

- Freudenthal, Margarete: Gestaltwandel der städtisch-bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft unter besonderer Berücksichtigung des Typenwandels von Frau und Familie, vornehmlich in Südwestdeutschland zwischen 1760 und 1933. I. (i. e. einziger) Teil: Von 1760 bis 1910. Diss. Frankfurt 1933. Neu hrsg. und mit einem Vorwort versehen von Katharina Rutschky. Berlin 1986
- Glaser, Edith: Hindernisse, Umwege, Sackgassen. Die Anfänge des Frauenstudiums am Beispiel der Universität Tübingen (1904–1934). Diss. Tübingen 1989
- Honegger, Claudia: Die ersten Soziologinnen in Frankfurt. Ms. masch. Frankfurt 1989 (Abdr. in Angelika Wetterer: Frauen und Frauenforschung in der bundesdeutschen Soziologie. Kassel 1990)
- dies.: Epilog. In: Karin Hausen/Helga Nowotny (Hrsg.): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt 1986, S. 293–299
- Köhle-Hezinger, Christel: Nachwort zur Neuausg. von Maria Bidlingmaier, Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs. Kirchheim 1990, S. 275–305
- dies.: Frühe Frauenforschung. In: Frauenforschung. Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde Bd. 29/1992 (im Druck)
- Linden, Maria Gräfin von: Erinnerungen der ersten Tübinger Studentin, hrsg. von Gabriele Junginger. Tübingen 1991
- Rupp, Elke: Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen. (Zulassungsarbeit Geschichtliche Landeskunde) Tübingen 1972
- Schlude, Ursula: Die Geschichte einer Bäuerinnengeneration. Alltagserfahrungen von Frauen aus einer Gemeinde Südoberchwabens im Prozeß der Intensivierung der Landwirtschaft. (= Veröff. des Projektes Regionale Sozialgeschichte, hrsg. von Rainer Wirtz und Gert Zang). Konstanz 1979
- Wohlgemuth, Marta: Die Bäuerin in zwei badischen Gemeinden. Diss. Freiburg 1913

Gerta von Ubisch (1882–1965)

Das uneingelöste Versprechen auf Gleichberechtigung

Gerta von Ubisch habilitierte sich 1923 mit einer Arbeit über Vererbungslehre an der Universität Heidelberg. Zu diesem Zeitpunkt gab es im Deutschen Reich 14 Frauen, die ihr Habilitationsverfahren abgeschlossen hatten. 1924 erhielt von Ubisch einen Lehrauftrag, 1929 wurde sie zur nichtbeamteten außerordentlichen Professorin der Genetik, und damit zur ersten Professorin in Heidelberg, ernannt. Da ihre Mutter Jüdin war, wurde ihr fünf Jahre später die Lehrerlaubnis entzogen.

Gerta von Ubisch gehörte somit zu den Frauen, die sich nicht nur als Lernende, sondern bereits sehr früh als Lehrende Zugang zum »Heiligtum Universität« (Hedwig Dohm) verschafften. Die meisten der ersten Professorinnen waren Naturwissenschaftlerinnen, da die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultäten sich gerade erst verselbständigt hatten und insgesamt für Modernisierungen offener waren als die traditionellen Fakultäten.

Das Recht auf Habilitation erhielten Frauen 1920 auf Anfrage der Theologin Edith Stein, also erst 20 Jahre nach den ersten regulären Immatrikulationen an den Universitäten Badens. Aber auch nach 1900 blieb es noch der Entscheidung der einzelnen Dozenten überlassen, ob »das andere Geschlecht« an ihren Veranstaltungen teilnehmen durfte. Gerta von Ubisch, die, als sie 1904 an der Universität Heidelberg ihr Physikstudium begann, zur zweiten Generation von Studentinnen zählte, berichtet, daß Dozenten, die Frauen ausschlossen, einen Stern im Vorlesungsverzeichnis hatten. Im Jahre 1903 gab es 30 Studentinnen und 62 Gasthörerinnen von insgesamt 1792 Studierenden an der Universität Heidelberg.

Gerta von Ubischs Herkunft ist repräsentativ für die der ersten Studentinnen: Die meisten waren Töchter von höheren Beamten und Kaufleuten – Gerta von Ubisch, 1882 in Metz geboren, war Tochter eines preußischen Offiziers und einer jüdischen Kaufmannstochter. Gerta von Ubischs Großonkel, Lewin Goldschmidt, ein wichtiges Vorbild für sie, war Ordinarius für Handelsrechtslehre an der Uni-

versität Heidelberg gewesen, die ihn 1855 promoviert hatte, nachdem er an anderen Universitäten abgelehnt worden war.

Quellen für das folgende Portrait sind Gerta von Ubischs unveröffentlichte Autobiographie, die sie 1955 abgeschlossen hat, sowie einige unveröffentlichte Briefe.¹

Die Voraussetzung für das Studium hatte von Ubisch gegen Widerstände durchgesetzt. Auf Schwierigkeiten stieß sie zunächst in ihrer Familie. Letztlich förderte ihr Vater dann aber doch den Bildungsdrang seiner Tochter – eine häufige, wenn nicht geradezu notwendige Konstellation in den Biographien der Frauen, die sich entweder sehr früh oder in Zeiten, in denen dieser Schritt nicht vorgesehen war, Zugang zum höheren Bildungswesen verschafften. Trotz anfänglicher Skepsis und der Verpflichtung, daß die Tochter zunächst ein Jahr Kochen und Haushaltsführung lernen müsse, beantragte ihr Vater beim preußischen Kulturminister, daß Gerta das Realabitur ablegen könne. Zwar konnten Mädchen mittlerweile – im Jahr 1900 – das humanistische Abitur machen, aber das stärker naturwissenschaftliche Realabitur blieb ihnen noch verwehrt. Schließlich besuchte sie in Berlin die Gymnasialkurse der Frauenrechtlerin Helene Lange.

Gerta von Ubisch beschreibt, daß bei ihr ein sehr frühes und stark ausgeprägtes Interesse für Biologie und Physik und eine klare Zielsetzung, die nicht in die Erfüllung weiblicher Bestimmung mündete, zusammengekommen seien. Mit 16 Jahren habe sie beschlossen, Physik zu studieren. Daß es auch für Frauen die Möglichkeit gab, ein Studium zu absolvieren, erfuhr sie von der Frauenrechtlerin Marie Baum, die mit ihrer Mutter befreundet war.

Für die Universität Heidelberg sprach, daß sie einen der höchsten Studentinnenanteile hatte. Ansonsten beurteilte von Ubisch sie als nicht sehr günstig, da Physik durch den »sehr langweiligen« Professor Quincke vertreten war (S. 15). Vom Studium an der Ruperto Carola enttäuscht, ging sie zunächst nach Freiburg und dann 1908 nach Berlin. Dort arbeitete sie mit Lise Meitner zusammen und begann mit der Arbeit an ihrer Dissertation. Aber auch hier bekam sie zu spüren, wie wenig wissenschaftliche Ambitionen von Frauen gefördert wurden. Lakonisch schreibt sie: »der Doktorandenassistent kümmerte sich nicht um weibliche Studenten und ließ mich daher ganz ohne Hilfe« (S. 23).

Nach ihrer Promotion im Jahre 1911 widmete von Ubisch sich dann ganz der Biologie und wurde in den folgenden Jahren zu einer Pionierin der Genetik. Zunächst ging sie an die Berliner Landwirtschaftliche Hochschule zu Professor Baur, den sie als »Volkstribun der Vererbungslehre« charakterisiert: »Leider ist es nicht zu leugnen, daß die große Popularisierung dieses Gebietes durch Baur mit zu dem

katastrophalen Mißbrauch beigetragen hat, den der Nationalsozialismus mit der Rassenfrage betrieben hat. Es wird behauptet, daß Hitler in Landsberg den berühmten 'Baur/Fischer/Lenz', das Handbuch der menschlichen Vererbungslehre zu fassen bekommen und ihn diese mißverständene Lektüre zu den Ariergesetzen angeregt hat« (S. 30). Baur selbst habe die nazistische Rassenlehre für Unsinn gehalten. Die Tatsache, daß der Mißbrauch der Wissenschaft, der sie sich verschrieben hatte, sie als Tochter einer jüdischen Mutter bedrohte, problematisiert von Ubisch in ihren Lebenserinnerungen nicht. Zu hoch mag der Preis gewesen sein, der ihr der Eintritt in diese Wissenschaft abverlangte. Allerdings lagen ihre eigenen Forschungen nie im Bereich der Humangenetik, sondern immer in dem der Pflanzenphysiologie.

Obwohl in den Jahren 1914–18 kriegsbedingt Genetiker fehlten und das Interesse an von Ubischs Spezialgebiet, die Züchtung ertragreicher Nutzpflanzen, stark stieg, bekam sie keine Stelle, die finanziell und anderweitig zumutbar gewesen wäre. Immer wieder stellte sich heraus, daß die Forschungsanstalten prinzipiell keine Frauen einstellten, so daß ihre Laufbahn von dauernden Stellen- und Ortswechsellern und den damit verbundenen Zeitverlusten geprägt ist. Die Erfahrung, als Frau wie ein Mensch zweiten Grades behandelt zu werden, macht sie immer wieder zum Thema. Es scheint, als ob diese fundamentale Verletzung das zentrale Motiv für das Schreiben ihrer Autobiographie gewesen sei. Die Kränkung begann bereits mit dem Eintritt ins Leben: ihre Mutter hatte sich sehnlichst einen Sohn gewünscht.

1920 erhielt sie dann eine Stelle bei Baur; ein Konflikt mit einer anderen Assistentin, Elisabeth Schiemann, Genetikerin, die ebenfalls zu den ersten zwanzig habilitierten Frauen gehört, beendete dieses Arbeitsverhältnis jedoch rasch. Ein Jahr später holte der Botaniker Jost Gerta von Ubisch als Assistentin nach Heidelberg, obwohl er meinte, aufgrund ihrer wissenschaftlichen Qualifikation habe sie eigentlich »Anrecht auf eine selbständige Stelle, aber wo hätte die eine Frau bekommen« (S. 44). Mit fast vierzig Jahren stand von Ubisch erstmals in einem längerfristigen, akzeptablen Anstellungsverhältnis.

Jost redete ihr zu, sich zu habilitieren. Sie selbst, so schreibt sie, habe nie an Habilitation gedacht, da zu dieser Zeit wenig Frauen Dozentinnen gewesen seien, in Baden keine. Sie beschreibt sowohl ihre Angst, in der Fakultät nicht die Mehrheit zu erhalten, da viele Professoren noch gegen weibliche Dozenten gewesen seien, als auch die Befürchtung, daß in die Vorlesungen einer Frau keine Hörer kämen. Doch trotz dieser Bedenken entschied sie sich für die Habilitation: »der Gedanke, immer nur als Assistent an einem Institut wirken zu können, während die männlichen Kollegen vorankamen,

sowie die Begrenzung der Assistentenzeit an den Instituten, veranlaßte mich, auf Josts Vorschlag, der ja sehr schmeichelhaft war, einzugehen« (S. 45). Schwierigkeiten machte ihr lediglich der Physiker Lenard, einer der ersten Anhänger Adolf Hitlers an den Universitäten. Er habe sie mit den Worten empfangen: »Sie haben ja einen ganz traurigen Entschluß gefaßt. Die Frau ist doch zu etwas ganz anderem da. Sie sind unverheiratet? Hätten Sie mir Ihre Verlobungsanzeige geschickt, so würde ich mich sehr gefreut haben, aber so . . .« (S. 46). Lenard erschien dann auch nicht zur Fakultätssitzung, auf der über von Ubischs Habilitationsantrag abgestimmt werden sollte, da er »die Habilitation des Fräuleins für überflüssig halte« (S. 46).

Ihre Antrittsvorlesung hielt sie 1923 in dem – ganz entgegen ihren Befürchtungen – bis auf den letzten Platz besetzten großen Hörsaal des Botanischen Instituts. Sie erinnert sich: »Als Jost mir als Dekan die Urkunde der *venia legendi* überreichte, wünschte er mir, daß mein Hörsaal immer so voll sein möge« (S. 47). Die folgenden Jahre in Heidelberg beschreibt sie als die schönsten ihres Lebens, »trotzdem ich viel zu tun hatte und kaum zur Besinnung kam. Es kommt mir jetzt merkwürdig vor, daß ich die Umgebung von Heidelberg so wenig kenne; aber ich kam kaum je dazu, einen Ausflug zu machen, da ich die Sonntage für meine privaten Arbeiten dringend brauchte. Ich konnte oft den Morgen nicht erwarten, bis ich wieder an meine Versuche gehen konnte, die ich mir nachts ausgedacht hatte.« Durch die intensive Arbeit hatte von Ubisch wenig sozialen Austausch, ein Preis, den viele der ersten Wissenschaftlerinnen zahlen mußten. Zu Kontakten, schreibt sie, »hatte ich wenig Zeit und auch zu wenig Mittel. Ich war die einzige weibliche Dozentin und hatte mich erst spät – mit einundvierzig – habilitieren können. Das erschwerte natürlich den harmlosen Verkehr mit anderen Privatdozenten. An der Heidelberger Universität herrscht ein ungemein starker Kastengeist: es wird sich schwer ein Ordinarius finden, der mit Nicht-Ordinarien wie seinesgleichen verkehrte« (S. 48).

Obwohl Gerta von Ubisch angibt, neben zwei anderen Kreisen auch Kontakt zu dem Kreis um Marianne Weber gehabt zu haben, wird sie in keiner der zahlreichen Autobiographien und Erinnerungen an die berühmten »Heidelberger Kreise« erwähnt. Eine alleinstehende Frau, die hart arbeitete und sich ganz der Wissenschaft widmete, wurde offensichtlich nicht als dazugehörig empfunden. Hinzu kommt, daß sie sich selbst als wenig »liebenswert« und als »unweiblich« charakterisiert. Ein derartiges Selbstbild läßt darauf schließen, daß der Bruch mit der traditionellen weiblichen Rolle nicht konfliktlos blieb.

Im herrschenden »Kastendünkel« (S. 55), der dem Mythos vom »liberalen Heidelberger Geist« widerspricht, sieht sie auch einen

Grund für die ausbleibende Reaktion der Professorenschaft auf die Entlassung der »Nicht-Arier«. Die soziale Isolation und die absolute Dominanz der Arbeit – »ich stürzte mich so in Arbeit, daß ich kaum je zur Besinnung kam« – macht von Ubisch unter anderem dafür verantwortlich, daß der Siegeszug des Nationalsozialismus für sie völlig überraschend kam: »In meiner wissenschaftlichen Eingesponnenheit traf mich – und das kann ich nur als ein großes Versagen betrachten – das Anwachsen der nationalsozialistischen Bewegung fast unvorbereitet« (S. 53). Als Tochter einer Jüdin wurde von Ubisch Ostern 1933 die Lehrberechtigung entzogen. In ihren Memoiren stellt sie die Frage nach den Gründen dafür, »daß die Universitäten nicht gegen diese Gesetze stimmten, daß sie nicht einmütig für ihre Kollegen eingetreten sind« (54). Große Bedeutung bei der Antwort auf diese Frage mißt sie der langen Tradition des Antisemitismus im deutschen Bildungsbürgertum bei, das zwar immer wieder einige »Ausnahmejuden« gelten ließ, aber keine wirkliche Gleichstellung befürwortete. Da sich einige konservative Professoren unter Verweis auf den »patriotischen Einsatz« ihres Vaters in der Deutschnationalen Partei für sie einsetzten, erhielt von Ubisch zunächst Dozentur und Stelle zurück. Die Studenten boykottierten jedoch ihre Vorlesungen, so daß sie sich Ende 1933 beurlauben ließ. Sie ging zuerst nach Holland, dann in die Schweiz und schließlich ins Exil nach Brasilien.

Ein weiteres ungewöhnliches Moment in Gerta von Ubischs Biographie ist ihr politisches Engagement, das vor allem in ihre Studenten- und Assistentenzeit fällt. In der Regel waren die ersten Generationen von Studentinnen unpolitisch, da sie sich ganz ihrem Studium verschrieben hatten. Durch ihren Religionslehrer Paul Rohrbach, der später als Publizist und demokratischer Politiker bekannt wurde, und durch Helene Weber, die Mutter von Max und Alfred Weber, bereits früh mit dem Liberalismus in Berührung gekommen, engagierte sie sich in den frühen Jahren der Weimarer Republik in der linksliberalen Demokratischen Partei, der sie 1920 beitrug. Sie schrieb Artikel über die Verpflichtung der Frauen, sich an den Wahlen zu beteiligen und sich politisch zu organisieren, und arrangierte Wahlveranstaltungen für die führende Frauenpolitikerin der DDP, Elly Heuss-Knapp, die ihr aber »in ihrem schönen schwarzen Samtkleid etwas zu sehr 'nur Frau' war«. Von Ubisch erinnert sich: »Ganz besonders begeisterten [mich] die Wahlreden von Max Weber, der wie ein Engel mit dem flammenden Schwert dastand, und die von Theodor Heuss in seiner ruhigen, sachlichen Art.« Da die Frauenemanzipation das Hauptanliegen ihrer politischen Betätigung war, konstatierte sie rückblickend bitter, daß man nach der Novemberrevolution »den Frauen große Versprechungen auf Gleichberechtigung usw. gemacht hat, um sie zur

Mitarbeit zu veranlassen, und 'wie herrlich weit wir es bis heute gebracht haben'« (S. 40).

1952 kehrte sie als Siebzigjährige aus dem Exil nach Deutschland zurück. Dort führte sie über Jahre einen zähen und verzweifelten Kampf und mehrere Prozesse um Pension, Entschädigung und Rehabilitierung. Ihre Forderungen werden mit dem Argument abgelehnt, daß sie lediglich »außeretatmäßige« Professorin gewesen sei. In unzähligen Briefen versuchte sie, die Behörden davon zu überzeugen, daß sie, wäre sie ein Mann gewesen, 1933 schon längst eine ordentliche Professur innegehabt hätte. Sie sieht ihren Fall als Resultat der »Herabsetzung der weiblichen Arbeit.« Enttäuscht über die mangelnde Unterstützung schreibt sie an die Universität: »Baden ist das erste Land in Deutschland, das ein Mädchengymnasium gehabt hat. Ich bin nie Frauenrechtlerin gewesen, sondern habe mich auf meine Wissenschaft beschränkt. Aber die Frage drängt sich auf: wozu die Mädchen ermutigen, sich Kenntnisse anzueignen, wenn man ihnen dann plötzlich 'Halt' zuruft. Baden sollte es sich nicht sagen lassen müssen, daß es die einzige Dozentin, die es in Heidelberg vor dem Krieg gehabt hat, im Stich gelassen hat.«² Aufgrund einer Novelle des Beamtenengesetzes im Jahre 1955 erhält Gerta von Ubisch, nach einer erneuten Eingabe beim Ministerium, ab Juni 1956 während der verbleibenden neun Jahre ihre Lebens eine Pension von 600 DM monatlich.

Gerta von Ubisch führt in ihrer Autobiographie ein Leben mit wenig Glanz vor. Die großen Themen vieler Biographien und Autobiographien, Liebe und Erotik, tauchen bei ihr nicht auf. Charakteristisch ist, daß sie ihren Lebensrückblick mit der Identifikation mit Friedrich dem Großen und seiner Gewohnheit, um fünf Uhr morgens aufzustehen, eröffnet: »Als kleines zwölfjähriges Mädchen war ich verzweifelt, daß man mir nicht erlauben wollte, um 5 Uhr aufzustehen – wie es Friedrich der Große getan haben sollte – ich fand es unerträglich, die Hälfte der kostbaren Zeit zu verschlafen, die man zu soviel Dingen verwenden konnte.«

Anmerkungen

- 1 Universitätsbibliothek Heidelberg, Handschriftenabteilung (Heid. Hs. 4029). Im folgenden werden nur die direkten Zitate aus der Autobiographie mit Seitenzahlen versehen.
- 2 Undatierter Brief Gerta von Ubichs aus dem Jahre 1953. Personalakte des Universitätsarchivs.

Bibliographie

- Boedecker, Elisabeth: 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Schriften des Hochschulverbandes. Heft 27. Göttingen 1974
- Frankenthal, Käte: Der dreifache Fluch. Jüdin, Intellektuelle, Sozialistin. Frankfurt 1981
- Hausen, Karin: Warum Männer Frauen zur Wissenschaft nicht zulassen wollen? In: Hausen, Karin; Nowotny, Helga (Hrsg.): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt 1986. S. 31–43
- Lauterer-Pirner, Heidi, und Schepers, Margret: Studentin in Heidelberg. In: Buselmeier, Karin; Harth, Dietrich u. a. (Hrsg.): Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg. Mannheim 1985, S. 101–123
- Menne, Ferdinand: Läßt die alma mater ihre Töchter nicht zu sich kommen? Neue Literatur zum Thema »Frauen und Hochschule«. In: Die neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 7 (1987), S. 635–639
- Schmude, Jürgen: Frauen im akademischen Lehramt an der Universität Heidelberg. In: Ruperto Carola 41 (1989), S. 22–33

Elisabeth Gerdts-Rupp (1888–1972)

Ich wollte leben, rasend leben

Nach ihrem Tod erschienen ein paar Erinnerungsartikel. Zum 100. Geburtstag arrangierte die Reutlinger Stadtbibliothek eine kleine Ausstellung. Später druckte die Zeitschrift »Allmende« zwanzig Seiten aus einem ihrer Romane. Mehr gibt es nicht – keine Biographie, keine ausführliche Würdigung ihres literarischen Werks, kein kritisches Resümee ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Wahrscheinlich hängt dies damit zusammen, daß Elisabeth Gerdts-Rupp keine Karriere machte, zumindest nicht, wenn man darunter die geradlinige und erfolgreiche Entwicklung in einer einzelnen beruflichen Sparte versteht. Sie nahm mehrere Anläufe, verfolgte verschiedene Interessen und landete nie in einer bequemen Position, die ihr gewissermaßen automatisch Ansehen oder gar Ruhm gesichert hätte. Für Frauen standen solche Positionen nicht ohne weiteres bereit, und nicht wenige der Schwierigkeiten, mit denen sie sich auf diversen Feldern herumzuschlagen hatte, waren spezifisch weibliche Schwierigkeiten. Freilich nicht nur: sie entsprangen auch ihrer Rastlosigkeit, ihrem Ungenügen an allem Erreichten und allem Erreichbaren, ihrer Kompromißlosigkeit, die innere Widersprüche nicht aufhob, sondern noch steigerte. »Ich wollte leben, rasend leben« – so beschrieb sie ihre Stimmung als Studentin. Dieser ungestillte Lebensdrang hielt an und trug sie immer wieder über verlockende Einzäunungen hinweg – private wie die einer bürgerlichen Ehe und berufliche wie die eines gesicherten Amtes.

Geboren ist Elisabeth Rupp am 23. November 1888 im oberschwäbischen Ravensburg, wo der Vater Landrichter war. Er wurde bald mit höheren und zentraleren Funktionen betraut, die ihn nach Stuttgart und Berlin führten. Die eigentliche Heimat aber war für Liesel Rupp das großelterliche Haus in der Reutlinger Gartenstraße, wo sie alle Ferienzeiten verbrachte und wohin die Familie nach dem Tod des Vaters im Jahr 1916 zog. In ihrem Roman »Im Zweige« hat sie das Leben in Haus und Garten in glühenden Farben geschildert. Dort wurde der Grund gelegt für ihre bis zum Wunsch nach mystischer Verschmelzung gesteigerte Naturbegeisterung. Dort lernte sie aber

auch Literaten und Künstler kennen (die jüngere Schwester war selbst Bildhauerin), und vor allem über Studenten, die aus dem nahen Tübingen kamen, gewann sie Einblicke in philosophische und wissenschaftliche Probleme.

Einer von diesen Studenten charakterisierte im Rückblick die Mutter Elisabeths als »eine Frau von großer, vernünftiger Lebenserfahrung mit liberalen Grundsätzen, auf die sie viel hielt, kritisch und gütig zugleich«. Ihr hatte es die Tochter in erster Linie zu verdanken, daß sie nach dem Stuttgarter Abitur ein Studium aufnehmen durfte. Der Vater war mehr darauf bedacht, ihr, die gelegentlich vom Dasein einer Gelehrten träumte, solche Flausen auszutreiben und sie zu verheiraten; schließlich gab er der Fürsprache der Mutter nach, sorgte aber dafür, daß seine Tochter etwas möglichst Handfestes studierte: Rechtswissenschaft.

Im Jahr 1910 nahm sie ihr Studium auf in Straßburg. Möglicherweise ging sie deshalb dorthin, weil die Zulassung im benachbarten Tübingen schwieriger durchsetzbar gewesen wäre. Die deutschen Universitäten hinkten der Entwicklung nach. Während in Frankreich schon 1863 (damals war Straßburg noch französisch) eine allgemeine Regelung für die Zulassung von Studentinnen getroffen war, wurden in Deutschland erst um die Jahrhundertwende Gymnasien eingerichtet, an denen Mädchen als Voraussetzung für die Zulassung zum Studium das Abitur ablegen konnten. Aber auch in Straßburg war die Aufnahme von Studentinnen an der Universität alles andere als die Regel. Elisabeth Rupp fand sich, wie sie es selbst beschrieb, »als einzige Frau unter hundert Männern«, und unter diesen »herrschte eine kindliche Feindseligkeit gegen die Eindringlinge«.

In Leipzig und Berlin, wo sie ihr Jura-Studium fortsetzte, war es nicht anders. Und sie empfand nicht nur die erdrückende zahlenmäßige Übermacht der Männer als Belastung, sondern auch den Stil der Wissenschaft, mit dem sie sich auseinandersetzen mußte. Die Wissenschaft, wie sie von ihr erfahren wurde, »gab kein Sattwerden. Es war zu dürr, zu hirnhaltig; es war zu wenig Körper, Temperament, Lebenslust darin«. So formuliert Elisabeth Rupp, wo sie von ihren Auswegen berichtet: dem Theaterspiel, der Hinwendung zur Musik, der Hingabe an die rauschhaften Tänze der Großstadt; »völlige Entfaltung der Menschlichkeit aus Geist und Körper heraus« war ihr Ziel. Aber sie trug einiges von diesen umfassenden Vorstellungen und Wünschen auch an die Wissenschaft heran. Was sie erwartete, ist in der jüngeren Diskussion in das inzwischen reichlich abgegriffene Schlagwort von der Betroffenheit eingegangen – und spätestens bei der Abfassung ihrer Dissertation bewegte sie sich tatsächlich in einem Bereich, in den sie schmerzliche Erfahrung geführt hatte. Ein Freund hatte

Selbstmord begangen. Monatelang zog sie sich aus der akademischen Kommunikation zurück. Dann schrieb sie ihre Doktorarbeit über »Das Recht auf den Tod«, über einen Gegenstand also, »der seine öde Sachlichkeit« für sie »in lebensvolle Unmittelbarkeit gewandelt hatte«.

Nach dreijährigem Studium promoviert Elisabeth Rupp in Straßburg, danach kehrt sie nach Berlin zurück. Kurze Zeit trägt sie sich mit dem Gedanken, sich ganz dem Theater zu verschreiben; aber eine erfahrene Schauspielerin registriert »Hemmungen im Mimischen«, rät ihr ab. Sie macht sich auf die Suche nach einem Brotberuf: »es begann die unendliche Reihe der Besuche, Korrespondenzen, die dazu nötig sind, staatlich beglaubigte Kenntnisse gegen bescheidenes Entgelt irgendwie zum Nutzen der Allgemeinheit verwenden zu dürfen.« Ein Erfolg wollte sich nicht einstellen. »Sogar die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung, die mein Erscheinen zwar wohlwollend und mit einer Art Elternstolz begrüßten, wurden stumm, wenn ich mit meinen Absichten herausrückte.« Schließlich findet sie eine Stellung in einem Verein für Sozialarbeit; aber ihre Tätigkeit ist ihr verhaßt. »Sie bestand darin, daß man den unglücklichen Opfern unseres Betätigungsdranges mit unbegreiflicher Indiskretion und Verachtung aller Menschenrechte zu jeder Tageszeit in die Wohnungen stieg, ihnen Behausung, Schränke, Betten, Kleider prüfte, sie bis in die heimlichsten Winkel ihrer Körper und Seelen ausfragte, alles Ermittelte schließlich zu Papier brachte und das gesammelte Material, falls es ausreichte, zur Beantragung gerichtlicher Maßnahmen oder einer anderen Hilfsaktion verarbeitete.« Das Bevormundende, ja Gewalttätige solcher Hilfsaktionen bleibt ihr fremd, und der nötige moralische Impetus gegenüber den »Arbeitsscheuen« fehlt ihr, weil sie deren Verweigerungshaltung auf den Stumpfsinn ihres Alltags zurückführt.

Die Rückkehr nach Reutlingen ist für sie eine Befreiung. Sie taucht ein in die vertraute Welt ihrer Kindheit, und sie erschließt sich eine neue Welt: Kunst und Literatur. In den Jahren 1916 und 1918, also im Krieg, bringt sie zwei schmale Lyrikbändchen heraus. Sie lassen kaum etwas ahnen vom Geschehen der Zeit; die Buchtitel »Wiesenlieder« und »Wolke, Wiese, Welt« geben die Richtung an: Es sind Naturgedichte, genaue, in den Bildern manchmal überraschende Skizzen der heimatlichen Landschaft, dem Albfrühling gewidmet, dem Bodensee, der kleinen Holzelfinger Kirche, der schwäbischen Stadt:

»Vergessene Gassen laufen noch immer
stumm in die lichtblauen Berge hinein . . .«

Die Natur ist aber nicht nur der Vorwurf für hübsche Genrebilder, sie ist ein Gegenentwurf zur beschädigten Welt der Menschen. Elisabeth Rupp kommt in diesen Jahren mit indischer Philosophie und

überhaupt mit der auf Ruhe und Bedürfnislosigkeit zielenden Weisheit des Ostens in Berührung, durch den jungen Theologen und Religionsphilosophen Wilhelm Hauer zunächst, dann auch durch Hermann Hesse, mit dem sie für kurze Zeit eine leidenschaftliche Liebe verbindet. Die Erzählung »Malén und Eobar« spiegelt dieses Verhältnis, exotisiert und durchsetzt mit gewagten und schwülen Szenen – Ankündigung eines Ausbruchs aus der bürgerlichen Welt ängstlich abgeschirmter Sicherheiten.

Ihre bedeutendste literarische Leistung war der Entwicklungsroman »Im Zweige«, in dem Elisabeth Rupp, mit nur leichten Verfremdungen, ihr eigenes Leben nachzeichnet – unbeschwerte Kindheit im Reutlinger Garten, entbehrungs- und sehnsuchtsreiche Zeit des Studiums, Anfänge im Beruf. Der Roman, 1921 in einem Berner Verlag erschienen, stieß bei der Kritik auf ein nicht sehr lautes, aber positives Echo. Vielleicht hätte die junge Autorin durch weitere Ermunterung für die Literatur gewonnen werden können. Wahrscheinlich aber hätte sie die innere Unruhe auf jeden Fall über die literarischen Traumbilder hinausgetragen. Gegen Ende ihres Romans erzählt sie von ihren Plänen, in eine deutsche Kolonie auszuwandern. »Es war nicht mehr bloß Sehnsucht nach Landschaft, Sonne und Natürlichkeit; es war ein tiefer Ekel vor europäischem Leben überhaupt, diesem grauen, eingezwängten, überwachten Schrittmachen auf vorgezeichneter Bahn, – dem Ellenbogenkampf mit scheinheilig bemäntelter Gier überall, – dem langweiligen Geschrei von Kultur, wo ich keine sah. Wenn ich daran dachte, wie ich draußen die Glieder rühren, die schöne, riesenhafte Welt endlich, endlich umarmen würde, überkam mich eine so unbändige Fröhlichkeit, – eine solche Ungeduld, daß ich kaum mehr den Atem zu diesem vorläufigen Weiterleben fand.«

Der Krieg blockierte ihre Pläne, aber er erstickte sie nicht. Im Februar 1922 reist Elisabeth Rupp nach Argentinien, wo sie auf einer abgelegenen Estancia als Hauslehrerin arbeitet. Ihre Aufzeichnungen, 1950 unter dem Titel »Mariquina« veröffentlicht, sind einerseits ein Tagebuch ihrer Befindlichkeiten, ihrer Gefühle, ihres Heimwehs. Auf der anderen Seite kündigt sich darin aber auch das sachliche Interesse an fernen Landschaften und fremden Kulturen an.

Auf ihrer Rückreise nach einjährigem Aufenthalt lernt sie den Seeoffizier Jan Gerds kennen, den sie – gewissermaßen aus dem Stand – heiratet. Mit dieser Ehe lief sie nicht Gefahr, in den von ihr gehaßten Zuständen bürgerlicher Selbstzufriedenheit zu landen. Ihr Mann war die meiste Zeit unterwegs; sie blieb frei für ihre Art der Welteroberung. Sie begann ein zweites Studium: Geographie und Völkerkunde. Im Jahr 1934 legte sie ihre zweite Dissertation vor, in der sie aufgrund spanischer Quellen »magische Vorstellungen und Bräuche der Arau-

kaner«, eines chilenischen Indianerstammes, untersuchte. In der Folge arbeitete sie am Museum für Völkerkunde in Hamburg und unternahm Studienreisen nach Südamerika, Vorderasien, Nordafrika und in europäische Mittelmeerländer. 1939 kam sie nach Tübingen und arbeitete fortan am Völkerkundlichen Institut. Obwohl sie keine bezahlte Stellung hatte, hielt sie den Lehrbetrieb während des Krieges und in der Nachkriegszeit aufrecht, bis für das Fach wieder eine Professur zur Verfügung stand.

Ihr Mann hatte in den letzten Wochen des Krieges den Freitod gewählt – erneute, seltsame Realisierung eines Motivs, das seine Frau zeitlebens begleitete und beschäftigte. Um die gleiche Zeit, bei einem Bombenangriff am 1. März 1945, war das Reutlinger Haus, in das sich Elisabeth Gerdts-Rupp zurückgezogen hatte, völlig zerstört worden. Bis zum Ende der 50er Jahre lebte sie in wenigen Räumen des Tübinger Schlosses, wo auch das Völkerkundliche Institut untergebracht war – allein, mit einer Schar Katzen, vielleicht etwas wunderlich geworden und von vielen Studierenden, die dort aus- und eingingen, nur als Kuriosum registriert. Im kleinen Kreis ihrer Schüler und Freunde aber öffnete sie sich und gab ihr in langjährigen Studien gewonnenes und vor allem ihr unmittelbar erfahrenes Wissen über fremde Kulturen weiter – begeistert und begeisternd, fern allen eurozentrischen Überlegenheitsgefühlen. Europa, vor allem das sich behäbig ausbreitende und auf seine wirtschaftliche Macht pochende Europa blieb ihr verdächtig, und sie sandte die leicht vergifteten Pfeile ihrer Sottisen gegen all die Arrivierten, die sich mit den Gegebenheiten arrangiert hatten und sich mit gemütlichen Vorläufigkeiten zufrieden gaben.

1960 zog sie sich zurück an den Bodensee. In ihrem Haus auf der Halbinsel Mettnau war sie der noch weitgehend unberührten Natur nahe. Auch jetzt genügte ihr aber die bloße Hingabe nicht; sie wurde aktiv im Naturschutzverband und engagierte sich bis zuletzt. Am 18. März 1972 ist sie gestorben: Eine Wissenschaftlerin mit zwei Dokortiteln, begabt mit juristischem Scharfsinn und erfüllt von der Begeisterung für fremde Kulturen, die noch in stärkerem Einklang mit der Natur lebten. Eine für alle Künste empfängliche Frau, deren schönste Gedichte und deren Jugendroman der Vergessenheit entrissen werden sollten. Eine Liebende, die nie bereit war, ihre Gefühle zu verraten. Eine vornehme Dame schließlich, vor deren scharfem Mundwerk sich aber alle zu fürchten hatten, die nicht ähnlich kompromißlos dachten wie sie. Und das waren – fast alle.

Bibliographie

Schriften von Elisabeth Gerdts-Rupp:

Das Recht auf den Tod. Diss. 1913

Wiesenslieder. 1916

Wolke, Wiese, Welt. Neue Gedichte. 1918

Im Zweige. Erlebnis einer Jugend. 1921

Malén und Eobar. 1922

Magische Vorstellungen und Bräuche der Araukaner im Spiegel spanischer Quellen seit der Conquista. 1936

Mariquina. 1950

Tier und Landschaft. 1968

Im Zweige (Auszug). In: *Allmende* 28/29 (1991), S. 24–38.

Literatur über Elisabeth Gerdts-Rupp:

Rieth, Adolf: Elisabeth Rupp zum Gedächtnis. In: *Reutlinger General-Anzeiger*, 1. April 1972

Bausinger, Hermann: Elisabeth Gerdts-Rupp zum Gedächtnis. In: *Attempo* 1972, S. 86–88

Rieth, Gustav Adolf: Ein Haus in der Gartenstraße. In: *Reutlinger Geschichtsblätter* 12 (1974), S. 7–30

Bausinger, Hermann: Federschlange, Malen, Liesel Rupp. Eine Erinnerung anlässlich des 100. Geburtstages von Elisabeth Gerdts-Rupp. In: *Allmende* 23 (1989), S. 47–56

Bausinger, Hermann: »Als einzige Frau unter hundert Männern«. Elisabeth Rupp: Studentin in Straßburg der Jahrhundertwende. In: *Allmende* 28/29 (1991), S. 19–24

Else Kienle (1900–1970)

Die Verteidigung der Frauen gegen das Gesetz und das Gericht der Männer

In der langen Geschichte des Kampfes gegen den Paragraphen 218 gibt es auch ein wichtiges Signal des Widerstandes in Stuttgart, das weit über Stuttgart und Württemberg hinaus im Deutschen Reich der Weimarer Republik Echo fand. Die Ärztin Dr. Else Kienle war zusammen mit dem Dramatiker, Kommunisten und Naturarzt Dr. Friedrich Wolf (1888–1953) 1931 in Stuttgart in Untersuchungshaft genommen worden – unter dem Verdacht, diesen Paragraphen mißachtet zu haben. Seit 1871 wurden im deutschen Reichsgebiet mit einem einheitlichen Strafrecht Zuwiderhandlungen gegen das Abtreibungsverbot mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren oder mit Gefängnisstrafen nicht unter sechs Monaten geahndet. Trotz dieser Strafaussicht wurden pro Jahr 200 000 illegale, lebensgefährdende Abbrüche in Deutschland erlitten. Erst seit 1926 gab es eine medizinische Indikation, die in der Praxis aber von vielen Ärzten verweigert wurde.

Die Ärztin Else Kienle hatte in ihrer kleinen Klinik für »Harn- und Beinleiden« in Stuttgart, die sie seit 1928 besaß, Frauen in Notlagen geholfen. Sie waren ihr zum Teil auch von Dr. Friedrich Wolf überwiesen worden. Sie leitete außerdem ehrenamtlich die kostenlose Beratungsstelle des »Reichsverbandes für Geburtenregelung und Sexualhygiene« in Stuttgart und hielt Informationsvorträge. Dieses informelle System sozial engagierter Ärzte war in der Lage, Aufklärung zu leisten und mit Verhütungsmitteln zu helfen, deren Abgabe nicht erlaubt war. Unter diesen Bedingungen waren diese Beratungsstellen – in einem empfindlichen Gleichgewicht von Informierenwollen und Verbergenmüssen – sehr anfällig für Gegner und Denunzianten. Else Kienle wirkte also inmitten dieses politisch hochbrisanten und menschlich leidvollen Konfliktfeldes der sozial Schwachen. Wie sie das tat, welche Beweggründe sie hatte, die alleingelassenen Frauen in ihrer schweren Aufgabe der Familienplanung zu unterstützen, warum sie den vom Staat gesteuerten Aufklärungsmangel unterlief, das ist auch heute von – nicht nur frauengeschichtlichem – Interesse. »Ich muß als Frau die Sache der Frauen gegen das Gesetz, gegen das

Gericht der Männer verteidigen.«¹ Dies schrieb sie 1932 in ihrem ersten Buch »Frauen. Aus dem Tagebuch einer Ärztin«. Sie hatte die Niederschrift in der Untersuchungshaft begonnen und blieb dieser Devise trotz aller dadurch eingehandelten Fährnisse treu.

Wer war diese aufrechte, aufmüpfige Frau, die für eine neue Sexualethik kämpfte und dabei die eigene Existenz so gefährdete, daß ihr nur noch der Ausweg der Emigration blieb? Else Ida Pauline Kienle war am 26. Juni 1900 in Heidenheim als älteste Tochter des Lehrers Otto Kienle (1872–1946) geboren worden. Ihre Mutter Elisabeth Kienle, geb. Zeller (1873–1944), stammte aus einer alten württembergischen Arzt- und Lehrerfamilie.

Schon das kleine Mädchen scheint in seinem auf die Natur orientierten Wissensdurst das Familienerbe fortzusetzen. Ihren Kampf gegen die kleinbürgerliche Enge und einen übertriebenen Konservatismus beginnt sie ebenfalls recht früh. Den Eltern verübelt sie das Märchen vom Storch, mit dem sie bei der Geburt des Bruders beruhigt wird, obwohl sie auf dem Versuchsbauernhof ihres Großvaters Zeller Tiergeburten gesehen hatte. In ihrem amerikanischen Memoirenband »Mit Skalpell und Nadel«, der 1968 in Deutschland erschien, schreibt sie: »Von dieser Zeit an begann ich einen Guerillakrieg gegen die Autorität.«² Ihre Kraft erprobt sie in einer Bande wilder Buben und Mädchen und ist das bekannteste »enfant terrible« der Kleinstadt. Doch die Tochter soll trotz allem zu einer jungen Dame erzogen werden; sie wird in die Höhere Töchterschule geschickt. Dort lernt sie von einer verständnisvollen Lehrerin, daß es müßig ist, im Aufbegehren gegen die Disziplin des Lernens und die Klassengemeinschaft Kräfte zu vergeuden. Vom Vater erhält sie Lateinunterricht, und da sie eine überdurchschnittliche Schülerin ist, ist sie eines der ersten Mädchen, die das Georgii-Gymnasium für Knaben in Eßlingen besuchen kann, um dort das Abitur zu machen. (An Mädchenschulen war das dort damals noch nicht möglich). Sie geht in Pension und lebt dann ab 1916 wieder mit ihrer Familie zusammen, als der Vater selbst Lehrer an einer Eßlinger Schule wird.

Als ständige Klassenerste hält sie auch beim Abitur den Festvortrag der Abschlußfeier. Die Hackordnung der Klassenkameraden hatte sie schon lange durch Kämpfe im Pausenhof und durch ihr kooperatives Wissen zu ihren Gunsten entschieden. Daß sie Ärztin werden will, ist für sie klar, und so setzt sie diesen Studienwunsch erfolgreich in der Familie durch. Dazu sie selbst: »Damals war es einfach undenkbar, daß eine Tochter aus gutem Hause einen Beruf ergriff, vom Medizinstudium ganz zu schweigen. Das zwanzigste Jahrhundert und seine großen Wandlungen hatten zwar schon angefangen, doch die meisten von uns lebten noch in der Vergangenheit, die nicht die geringste

Veränderung verhielt. Es war eine geordnete Vergangenheit, in der alles seinen angestammten Platz hatte, und an dem Platz, der den Frauen zugewiesen war, ließ sich nicht rütteln. Da ich Ärztin werden wollte, mußte ich zuerst eine Rebellin werden.«³

Die Studienbedingungen sind hart, gerade für Frauen, die aus biologischen Gründen angeblich zum Medizinstudium unfähig waren. Es war zu beweisen, daß die weibliche Physis und die geistigen Voraussetzungen ausreichten, die Härte der Ausbildung besonders in den Sezierräumen der Erstsemester auszuhalten. Trotz aller widrigen Umstände – Else Kienle hat Ausdauer und Glück. Sie ist besessen von ihrer Aufgabe, ist außergewöhnlich geschickt und genau und wird fast immer auch von ihren männlichen Kollegen akzeptiert. Am Ende ihres Studiums, das sie über Tübingen, München, Kiel nach Heidelberg führt, wo sie 1923 ihren Doktorgrad erwirbt, spezialisiert sie sich in der Wiederherstellungschirurgie und arbeitet auf diesem Gebiet in ihrer Stuttgarter Praxis und später in New York mit großem Erfolg. Ihre Erlebnisse mit Kriegsversehrtentransporten im Ersten Weltkrieg hatten sie in diese Fachrichtung gelenkt. Und da sie der Meinung war, daß körperliche Mißbildungen auch zu seelischen Deformationen führen, war sie später auch im Bereich der Schönheitschirurgie tätig.

In Stuttgart bekommt sie nach vielen Absagen an anderen Orten im Katharinenhospital ihre erste Stelle. Als Dermatologin arbeitet sie in der Abteilung Geschlechtskrankheiten unter Professor Jäger, den sie als Vorläufer der Hitlerbewegung »Kraft durch Freude« bezeichnet. Alle Angestellten mußten sich jeden Morgen im Garten seiner Villa zum Turnen einfinden: »Als die erste Assistentenstelle frei wurde, erhielt ich sie wahrscheinlich auf Grund meiner turnerischen Leistungen bei der Frühgymnastik. Meine medizinischen Qualifikationen waren von zweitrangiger Bedeutung.«⁴

Die Arbeit in den drei sogenannten »Baracken« für Männer, für Frauen und für Prostituierte war hart für die junge Ärztin, die die drakonischen Maßnahmen ihres Chefs nicht schätzte. Die Behandlung der Geschlechtskrankheiten war schmerzhaft und nur bedingt mit einem Heilerfolg gekrönt: »In der Frauenabteilung wurde das körperliche Elend durch seelische Nöte verstärkt. Diese oft unschuldigen Opfer der Ansteckung fühlten sich fürs Leben gezeichnet. Vielen von ihnen konnte selbst eine Heilung die Ehrbarkeit nicht wieder geben und die meisten sahen sich dazu verurteilt kinderlos zu bleiben.«⁵ Es war hier in der Polizeistation des Krankenhauses, wo Else Kienle zum erstenmal mit dem Elend vieler Frauen konfrontiert wurde: »Tiefste menschliche Eindrücke habe ich hier empfangen; vieles Schwere, Bedrückende – und doch auch manch Schöne und Haftende.«⁶ Bei vielen Patientinnen gelingt es ihr, Vertrauen zu schaffen, Mißtrauen zu

überwinden, um ihnen nicht nur medizinisch, sondern auch menschlich helfen zu können: »Wir (Ärzte) waren Wesen aus einer anderen Welt, aus einer anderen Lebensschicht . . . Ich selbst hatte ja nur mit Mühe die festgefrorenen Vorurteile meiner bürgerlichen Erziehung gegenüber diesen »Gefallenen« überwinden können. Nur allmählich gelang es mir, mit ihnen Fühlung zu bekommen, ihr Zutrauen Schritt für Schritt zu erobern.«⁷

Doch diese Einstellung wird von Professor Jäger nicht gern gesehen. Er sieht Disziplin und Autorität den Gefangenen gegenüber in Gefahr. Er versetzt die Ärztin als einzige Frau in die Männerbaracke und stellt sie dort aus Schikane auf härteste Proben.

Else Kienle, die zugunsten ihres Berufes bis dahin auf eine Familiengründung verzichtet hatte, wird die Arbeit schwer. Ihr Vertrauter ist in jener Zeit der Bankier Stefan Jacobowitz, der sie darin bestärkt, die schon erwähnte Klinik in der Marienstraße 25 zu eröffnen und ihr dabei finanzielle Hilfe leistet.

Die nun Achtundzwanzigjährige heiratet ihren 14 Jahre älteren, geschiedenen Mäzen, der ihr ihre Berufstätigkeit nicht verübelt. Else Kienle-Jacobowitz hat nun beides: Beruf und häusliches Glück. In jener Zeit wird sie als selbstbewußte, attraktive Frau beschrieben, die auch versucht, ihr Leben zu genießen, Tennis spielt, gerne in schnittigen Autos fährt und besonders neumodische ausladende Hüte liebt.

Hilfsbereitschaft und wenig Anpassung an gesellschaftliche Zwänge sind wichtige Wesenszüge dieser kritischen jungen Frau. Sie macht sich Gedanken darüber, inwieweit der Staat und » . . . seine Befugnisse ins Leben des Einzelnen reichen sollen und dürfen, . . . seine Verfügungsgewalt über den Einzelmenschen ist jedenfalls sehr umstritten. Wozu wünscht er sie? Warum bestreitet er dem Individuum ein so ursprüngliches Recht, wie das auf den eigenen Körper? Natürlich vor allem aus militärischen Gründen. Ihr müßt Kinder zeugen, denn der Kaiser braucht Soldaten, – das war ein höchst simpler und einleuchtender Kausalzusammenhang, der jedermann geläufig ist.«⁸ Auch die Kirche wird in ihren Überlegungen nicht ausgespart. »Von ein paar erfreulichen Ausnahmen . . . abgesehen, ist die Anschauung auch evangelischer kirchlicher Kreise ebenso starr und weltfremd wie die der katholischen. Alle Sonntage predigen auf Hunderten und Tausenden von Kanzeln Pfarrer gegen die, wie sie meinen, leichtfertige Sünde der Abtreibung.«⁹ Aus ärztlicher Sicht befürwortet Else Kienle eine »staatlich geregelte, in öffentlichen Kliniken unter schärfster wissenschaftlicher Kontrolle ausgeübte Unterbrechungsmethode, (die) für die Frauen nahezu gefahrlos ist.«¹⁰

Die Ärztin ist, wie sie selbst sehr glaubhaft abwägend beschreibt, keine Anhängerin der Abtreibung, dennoch will sie gegen die Praxis

der unsauberen Kurpfuscher und der illegalen ärztlichen Gewinnler diese Notmaßnahme der Menschlichkeit und der medizinischen Hilfe setzen: »Die Regelung der Abtreibung auf eine menschenwürdige Art soll nur ein erster, vorbereitender Schritt sein zur Geburtenregelung durch Vorbeugung!«¹¹ Daß Else Kienle sich mit diesen, auch öffentlich dargelegten Ansichten in Widerspruch zu einer moralisch anders orientierten Obrigkeit brachte, die selbst den Gebrauch empfängnisverhütender Mittel und eine damit auch veränderte, freiere Sexualmoral mit dem Untergang aller christlich-ethischen Wertvorstellungen koppelte, ist nicht verwunderlich.

1929 fand die Uraufführung des Schauspiels »Cyankali« von Friedrich Wolf in Berlin statt. Er entfachte mit diesem Bühnenwerk über die Auswirkungen des § 218 eine Massenbewegung gegen diesen Paragraphen in ganz Deutschland. Durch das sogenannte »Schund- und Schmutzgesetz« aus dem Jahre 1926 wurde aber eine rechtliche Handhabe gegen sozialkritische Autoren möglich, die sich dazu öffentlich äußerten. Friedrich Wolf wurde am 19. Februar 1931 in Stuttgart in Untersuchungshaft gebracht, kam aber nach einigen Tagen gegen eine Kautions von 10 000 Mark wieder frei. Else Kienle, die einen Tag später aufgrund einer anonymen Denunziation eines Kollegen verhaftet worden war, blieb fünf Wochen im Frauengefängnis (bis zum 28. März 1931), wurde täglich zum Verhör transportiert und war angeklagt, in 200 Fällen durch Abtreibung getötet zu haben. Erst nach einem zehntägigen Hungerstreik, bei dem sie beinahe kollabierte, kam sie wieder frei.

Der Prozeß selbst verlief im Sand. Die Volksaktion gegen den § 218 hatte in einer Kundgebung am 15. April 1931 im Berliner Sportpalast, zu der 15 000 Menschen kamen, um Else Kienle und Friedrich Wolf zu sehen, ihren größten Erfolg.

Doch die politischen Verhältnisse werden im Zuge der nationalsozialistischen Machtübernahme immer enger. Selbst zu Hause in Eßlingen darf nicht mehr von der Tochter gesprochen werden, weil sich die Eltern dadurch in Verdacht bringen. Else Kienles Mut bleibt dennoch ungebrochen. Ihr weiterer Lebensweg ist abenteuerlich und verwegen: Sie verläßt Stuttgart, trennt sich von Jacobowitz, löst auch bald eine Frankfurter Praxis wieder auf, reist nach Frankreich und versucht, mit dem letzten Geld – ihr Vermögen ist, seit sie in Abwesenheit wegen Hochverrats verurteilt wurde, beschlagnahmt – zu emigrieren. In Monaco lernt sie den Amerikaner George Henry LaRoe kennen, heiratet ihn noch 1932 in England und emigriert mit ihm in die Vereinigten Staaten. Nach einer ärztlichen Prüfung bekommt sie bald eine Genehmigung für eine eigene Praxis als »Plastic surgeon« und wohnt in einer guten Gegend New Yorks.

Wollen wir ihrer schon erwähnten Autobiographie, die 1956 in New York erschien, Glauben schenken, so war dies neue Leben in Amerika bewegend und beruflich ausfüllend. Ihre »politische« Vergangenheit erwähnt sie nicht. Ihre Familie trifft sie vor Kriegsausbruch in der Schweiz, in Paris und in Amerika. Von LaRoe trennt sie sich bald wieder, heiratet einen Zahnarzt, auch hier ist bald eine Scheidung angesagt. Erst 1951 findet sie mit dem indianischen Sänger Wesley Le Roi Robertson eine glückliche Verbindung. Er starb 1968, Else Kienle überlebte ihn um zwei Jahre.

Ihre schwäbische Heimat hat sie noch mehrmals besucht, doch diese nahm wenig Notiz von ihr. Resigniert war sie trotz allem nicht. Sie hat die ihr anvertrauten Menschen geliebt und hat mit ihrem ganzen geistigen und seelischen Wesen versucht, Not und Leiden in menschlicher Würde zu überwinden.

Anmerkungen

- 1 Dr. Kienle, Else: Frauen. Aus dem Tagebuch einer Ärztin, S. 24.
- 2 LaRoe, Else K.: Mit Skalpell und Nadel, S. 24 f.
- 3 ebd.
- 4 ebd. S. 111.
- 5 ebd.
- 6 Dr. Kienle, Else: Frauen. Aus dem Tagebuch einer Ärztin, S. 28.
- 7 ebd. S. 31.
- 8 ebd. S. 137.
- 9 ebd. S. 141 f.
- 10 ebd. S. 143.
- 11 ebd. S. 145.

Bibliographie

- Hervé, Florence; Steinmann, Elly (Hrsg.): Kleines Weiberlexikon. Dortmund 1985
- Kienle, Else, Dr.: Frauen. Tagebuch einer Ärztin. 2. Auflage, Stuttgart 1989
- LaRoe, Else K.: Mit Skalpell und Nadel. Rüschtikon-Zürich 1968
- Ossietsky, Carl von, und Tucholsky, Kurt (Hrsg.): Der Fall Kienle von Else Kienle. In: Die Weltbühne. 27. Jahrgang 1931. Königstein 1978
- Riepl-Schmidt, Maja: Wider das verkochte und verbügelte Leben. Frauenemanzipation in Stuttgart seit 1800. Stuttgart 1990
- Soden, Kristine von: Die Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik. Berlin 1988
- Stuttgart im Dritten Reich, Ausstellungskatalog: Friedrich Wolf. Stuttgart 1983
- Zwerez, Ingrid: Die Geschichte des § 218. Frankfurt 1980

Frauen in der Wirtschaft

In der vorindustriellen Gesellschaft war die Arbeit der Frau – abgesehen von einer kleinen adeligen Oberschicht – die Regel. Bürgerfrauen waren zeitweise Mitglieder in Zünften und Handelsgesellschaften, sie leiteten – zumindest übergangsweise – Handwerks und Handelsunternehmen. *Madame Kaulla*, die württembergische Hoffaktorin, ist kein Einzelfall. Auch die Ludwigsburger Fayence-Manufaktur wurde von 1762 bis 1795 erfolgreich von einer Frau geführt, der Straßburgerin Seraphia de Becke. In der arbeitsteiligen Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft des Bauernhofs war die Arbeitskraft der Bäuerin ebenso unentbehrlich wie die der Meistersfrau im Handwerk. Die Frauen der ärmeren Bürger und kleinen Bauern arbeiteten im Kleingewerbe, oft in Heimarbeit, die Töchter mußten als Dienstmädchen und Mägde oder im Tagelohn außer Haus ihren Lebensunterhalt selbst erwerben. Das Bevölkerungswachstum und die Industrialisierung im 19. Jahrhundert brachten einschneidende Veränderungen für die Stellung der Frau im Wirtschaftsleben. Einerseits drängten nun immer mehr Frauen aus dem Haus auf den Arbeitsmarkt (neben den Frauen aus der Arbeiterschaft, die zur Fabrikarbeit gezwungen waren, weil die Familie ohne Frauen- und Kinderarbeit nicht überleben konnte, auch eine wachsende Zahl von vermögenslosen bürgerlichen Frauen), andererseits verengte das Bürgertum zunehmend den Tätigkeitsbereich der Frau auf Haus und Familie. Während also auf der einen Seite im 19. Jahrhundert eine schnell wachsende Zahl von Frauen aus materieller Not heraus zur außerhäuslichen Erwerbsarbeit gezwungen war, ermöglichte auf der anderen Seite der wachsende Wohlstand dem Wirtschafts- wie dem Bildungsbürgertum, auf die Erwerbsarbeit der Frau zu verzichten und die Frau auch von der häuslichen Arbeit weitgehend zu befreien. Entlastet von der Aufgabe, den Lebensunterhalt zu sichern (das hatte der Mann, der Ehemann oder der Vater, übernommen) und entlastet von den schweren körperlichen Arbeiten im Haushalt (die verrichteten die Dienstboten)

konnten die Frauen des Bürgertums sich nun ausschließlich der Ausgestaltung der Häuslichkeit und der Kindererziehung widmen. Diese Lebenswirklichkeit einer zahlenmäßig relativ kleinen Gruppe von ökonomisch privilegierten Frauen aus dem oberen und gehobenen Bürgertum prägte aber nachhaltig die Frauenrolle: die Frau als Ehefrau und Mutter, die Fixierung auf Haus und Familie. Die bürgerliche Ideologie erklärte gerade zu der Zeit die Familien- und Mutterrolle als einzige »natürliche« und der Frau angemessene Rolle, als die wirtschaftliche und soziale Entwicklung die Frauen zunehmend zur außerhäuslichen Erwerbsarbeit zwang. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts kämpften deshalb die Frauen, die eine Erwerbsarbeit aufnehmen wollten oder mußten, für das Recht auf Arbeit, für gleichen Lohn für gleiche Arbeit, für bessere Arbeitsbedingungen, für die Gleichstellung im Arbeitsleben und für Regelungen, die die Doppelbelastung (Beruf und Mutterschaft) erträglicher machen.

Der größte Teil der Frauen verrichtete (und verrichtet bis heute) in der Produktion wie im Dienstleistungsbereich untergeordnete und ausführende Tätigkeiten. Bekannt konnte nur werden, wer – wie *Frieda Unger* – darüberhinaus in der Arbeiterbewegung oder der Politik eine herausgehobene Funktion einnahm. Auch in der Landwirtschaft blieben die Frauen weitgehend anonym, obwohl in dem für Südwestdeutschland typischen Familienbetrieb Frauen nicht selten die Verantwortung als Betriebsleiter (und das nicht nur in den Kriegsjahren) trugen. Im Kleingewerbe und im Handwerk hing ebenfalls in vielen Fällen die wirtschaftliche Existenz des Betriebs vom Geschick der Frau ab. So schrieb der Volkswirt Gustav Schmoller in den Württembergischen Jahrbüchern 1861: »Wer das Leben in seiner Unmittelbarkeit beobachtet, der weiß, in wie vielen Handwerkerfamilien die Frau diejenige ist, welche spart und sorgt und das ganze Geschäft leitet, während der Mann viel eher geneigt ist, leichtsinnig in den Tag hineinzuleben« (WJ 1861 II, S. 267). Auch diese Frauen können wir nicht im einzelnen aus der Anonymität herausholen.

Selbst in der Unternehmensgeschichte bleiben die Frauen – obwohl wir hier oftmals die Namen kennen – konturlos. Wir wissen, daß ohne das Kapital, das Frauen mit in die Ehe brachten, die Gründung oder der Ausbau von Unternehmen oft kaum möglich gewesen wäre. So hätte der Eßlinger Champagnerfabrikant Keßler, dessen Vater Musikalienhändler war, ohne die Mitgift seiner Frau, der Tochter eines württembergischen Oberhofratspräsidenten, kaum so schnell unternehmerischen Erfolg gehabt. Am Anfang der badischen Tabakdynastie der Lotzbecks in Lahr stand das Kapital, das die Heiratsverbindung mit der reichen Familie der Kast aus Gernsbach in das Unternehmen brachte. Der Mannheimer Unternehmer Heinrich Lanz

konnte erst dank der Mitgift seiner Frau mit der Produktion seiner Landmaschinen beginnen.

Gelegentlich können wir beim Übergang von der handwerklichen zur industriellen Produktion auch Frauen ausfindig machen, die »als Frau an seiner Seite« mit ihrer häuslichen Arbeit und ihrem Einsatz für ihren Mann entscheidend zum Aufschwung des Unternehmens beigetragen haben. Ein Beispiel dafür ist Anna Hohner (1836–1907). Sie heiratete um die Mitte des Jahrhunderts den Harfenmacher Matthias Hohner, der auf seiner Erfindung, der Mundharmonika, das später weltbekannte Unternehmen in Trossingen aufbaute. In der Gründungsphase des Unternehmens hatte Anna Hohner fünfzehn Kinder zu versorgen, betrieb eine immer umfangreichere Landwirtschaft und führte den Haushalt, zu dem auch der Mittagstisch für die zahlreichen Lehrlinge ihres Mannes gehörte. Daß Bertha Benz (1849–1944) mit ihrer spektakulären ersten Autofahrt aktiv die Erfindung ihres Mannes propagierte, ist inzwischen recht bekannt geworden. Anna Regina Fein erledigte für ihren Mann, Wilhelm Emil Fein, den Gründer eines elektrotechnischen Unternehmens von Weltruf, in den ersten Jahren nach der Firmengründung die gesamte Buchführung. Was der Biograph von Jakob Sigle (Gründer der »Salamander«-Schuhfabrik) über dessen erste Frau Karoline Wilhelmine sagt, gilt sicher für manche andere Frau in vergleichbarer Lage: Sie hat »nicht nur mit Tatkraft den jungen Haushalt (geführt), sondern in den kommenden Aufbaujahren auch im Geschäft ihrem Mann unermüdlich zur Seite« (gestanden).

Gelegentlich finden sich Indizien, daß Frauen von Industriellen über die Ertragslage der Unternehmen Bescheid wußten und wohl auch an unternehmerischen Entscheidungen beteiligt waren (so z. B. in der Bitte von Unternehmersfrauen an Königin Olga, fällige Kredite bei der württembergischen Hofbank zu verlängern). Wir finden auch einige Frauen, die über kürzere oder längere Zeit ein Unternehmen geleitet haben. So führte Thessaline Duttenhofer nach dem Tod ihres Mannes neun Jahre lang in Rottweil die Pulvermühle, bis ihr Sohn Max den Betrieb übernahm. Luise Junghans hat die Schramberger Uhrenfabrik fünf Jahre lang geleitet, bis ihr Sohn das Unternehmen weiterführen konnte. Abgesehen von solchen übergangsweisen Regelungen (nach dem frühen Tod des Ehemannes zu einer Zeit, in der die Söhne noch minderjährig und in Ausbildung waren) lassen sich kaum Frauen ausfindig machen, die ein Industrieunternehmen gegründet oder über lange Zeit geleitet haben. Diese Tatsache mag vordergründig mit rechtlichen Regelungen erklärt werden können (z. B. dem Güterrecht, der Beschränkung der wirtschaftlichen Handlungsfähigkeit der Frau, dem Vormundschaftsrecht). Mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch von 1900 wurden – ganz im Sinne der bürgerlichen Ideologie – diese

die wirtschaftliche Handlungsfreiheit der Frau einschränkenden Bestimmungen reichseinheitlich verbindlich. Der eigentliche Grund für das Fehlen von Frauen in unternehmerischer Funktion ist aber wohl darin zu suchen, daß der bürgerliche Unternehmer mit der Übertragung des Verfügungsrechts über das Kapital und der unternehmerischen Entscheidung auf eine Frau die Grundlage seiner ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Vormachtstellung verloren hätte. Wir haben deshalb nur wenige Frauen ausfindig machen können, die in den letzten 150 Jahren in der Wirtschaft Bedeutendes geleistet haben und über deren Leben genügend Quellen vorhanden bzw. aufgearbeitet sind. Um die Jahrhundertwende lebte *Margarete Steiff*, auf deren Erfindung eine Weltfirma aufbaute. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts hat die Sozialpolitikerin *Mathilde Planck* die Bausparkasse Wüstenrot mitbegründet.

Während des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit mußten viele Frauen unternehmerische Verantwortung übernehmen. 1950 wurden ein Fünftel der gewerblichen und landwirtschaftlichen Betriebe in Südwestdeutschland von Frauen geleitet, davon hatten über zweihundert mehr als fünfzig Beschäftigte. Manche Frauen gaben die Unternehmensführung bald wieder an Ehemänner oder Söhne ab, nicht wenige führten die Unternehmen weiter. Die Zahl der von Frauen gegründeten oder maßgeblich geleiteten Unternehmen hat sich vergrößert. Es gibt einige Beispiele aus der Gegenwart, der Generation der im aktiven Leben stehenden Frauen, die auf eine veränderte Rolle der Frauen auch in der Wirtschaft hoffen lassen.

Literaturhinweise

- Boelcke, Willi A.: Sozialgeschichte Baden-Württembergs, a. a. O.
Ders.: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs, a. a. O.
Borst, Otto (Hrsg.): Wege in die Welt. Die Industrie im deutschen Südwesten seit Ausgang des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1989
Knapp, Ulla: Frauenarbeit in Deutschland. Bd. 2: Hausarbeit und geschlechtspezifischer Arbeitsmarkt im deutschen Industrialisierungsprozeß. Frauenpolitik und proletarischer Alltag zwischen 1800 und 1933. 2. Aufl. 1986

Literatur zu den im Text genannten Frauen

- Benz, Bertha: BadBi NF1
Hinweise zu den übrigen genannten Frauen von Unternehmern finden sich in den Biographien ihrer Männer bzw. Söhne.
Duttenhofer, Max: LB 1
Fein, Emil: LB 2
Lämmle, August: Matthias Hohner. Leben und Werk. Stuttgart 1957
Junghans, Erhard: LB 3
Sigle, Jakob: LB 7, Zitat: S. 399

Karoline (Chaile) Kaulla (1739–1809)

Ein Weib, groß in ihrem Volke, groß in ihrem Vaterland

Sie wurde 1739 in der oberschwäbischen Reichsstadt Buchau am Federsee als ältestes von sechs Kindern des dortigen jüdischen Gemeindevorstehers Raphael Isak und seiner Ehefrau Rebekka Regensburger geboren. Der Vater war Hoffaktor in Sigmaringen und Hechingen, d. h. privilegierter Hoflieferant und Hofbankier der beiden dortigen hohenzollernschen Fürstenhöfe. Die Familie gehörte also zu der im 18. Jahrhundert in Deutschland zunehmend Ansehen und Einfluß gewinnenden, dünnen Oberschicht aufstrebender jüdischer Kaufleute bzw. Handelsunternehmer, die sich von der Mehrheit der armen Juden absetzten, wohlhabend wurden und den Lebensstil des städtischen Besitz- und Bildungsbürgertums übernahmen. Dementsprechend erhielt das junge Mädchen mit seinen Geschwistern durch Hauslehrer Schulunterricht und eine Erziehung, die weit über dem damals üblichen Niveau lag. Ihr jüdischer Rufname war »Chaile«; daraus wurde deutsch »Karoline« und später auch »Kaulla«. Diese junge Frau wurde die erste bedeutende Unternehmerin und Kauffrau in Südwestdeutschland, die wir kennen. Sie wird sogar in der »Neuen Deutschen Biographie« in einem eigenen Artikel gewürdigt.¹

Mit achtzehn Jahren wurde sie 1757 mit Akiba Auerbach in Hechingen verheiratet. Von ihm wissen wir nur, daß er sich im wesentlichen mit dem Studium der Thora und des Talmud, also den Grundlagen der jüdischen Theologie, beschäftigte und die Sorge für das materielle Wohlergehen der rasch wachsenden Familie seiner jungen Ehefrau überließ. Chaile, zu deren väterlichen und mütterlichen Erbanlagen offensichtlich unternehmerische Initiative und geschäftliche Tüchtigkeit gehörte, denn auch die Regensburger waren Hoffaktoren, wurde daher nicht nur Mutter einer wachsenden Kinderschar – sie hatte mindestens eine Tochter und fünf Söhne –, sondern begann auch zielstrebig den Aufbau eines selbständigen Handelsunternehmens. Sie wird Hofjüdin, d. h. Lieferantin der Fürsten zu Fürstenberg in Donaueschingen, und erhält als Neunundzwanzigjährige 1768 ihr Patent als dortige Hoffaktorin unter dem Namen »Kaula

Raphael«. Aus der hier verwendeten Form ihres Namens »Chaile« entstand ihr neuer, im Geschäftsleben der Zeit bald allgemein gebräuchlicher Familienname Kaulla, den bald auch ihre Brüder und deren Kinder übernahmen.

Frühzeitig knüpfte Karoline auch mit dem ausgabenfreudigen Hof des prachtliebenden württembergischen Herzogs Karl Eugen (er regierte 1744 bis 1793) Geschäftsbeziehungen an. Am 7. Juli 1770 wurde sie auf ihr Gesuch hin Herzoglich-württembergische Hoffaktorin: Sie übernahm damit Aufgabe und Stellung des früheren unglücklichen württembergischen Hoffaktors Joseph Süß Oppenheimer – des sog. »Jud Süß« –, der eine Generation früher, 1738, nach einem außerordentlich parteiisch geführten politischen Prozeß in Stuttgart unter dem Jubel einer aufgehetzten Menge hingerichtet worden war, weil er angeblich seine Stellung zur Ausbeutung des Volks und ungerechtfertigter persönlicher Bereicherung mißbraucht hatte.

Auch für »Madame Kaulla« – wie sie nun zunehmend genannt wurde – waren die Umstände, unter denen sie ihre Geschäftstätigkeit in Württemberg begann, zunächst diffamierend: entsprechend den judenfeindlichen Gesetzen des Landes, die auch der Herzog nicht einseitig ändern konnte, durfte sie sich mit Familie und Geschäft nicht in den beiden Residenzstädten Stuttgart und Ludwigsburg niederlassen, sondern wurde auf das reichsritterschaftliche Dorf Freudental (im heutigen Landkreis Ludwigsburg) verwiesen: »S(eine) h(erzogliche) D(urchlaucht) . . . wissen ihr aber nicht in ihrem fernerweiten u(n-terthänigen) Gesuche, sich zu Stuttg(art) oder Ludwigsburg etabliren zu dörfen, zu willfahren, sondern wollen der supplicirenden Jüdin Kaulla gnädigst erlauben, sich zu Freudenthal niederzulassen, allwo derselben der Handel in die herzogl(ichen) Lande, wie anderen ihresgleichen, jederzeit gestattet werden wird.«² Von diesem Dorf aus, in dem es damals eine bedeutende jüdische Gemeinde gab, betrieben tatsächlich zahlreiche kleinere jüdische Handelsleute ihre Geschäfte.³

Die Lieferung von Waren für die Höfe in Donaueschingen und Hechingen, daneben der Handel mit Pferden, Juwelen und Silber scheint in diesen Jahren das Hauptgeschäft von Madame Kaulla gewesen zu sein. Es entwickelte sich so erfolgreich und umfänglich, daß sie ihren ältesten Bruder Jakob Raphael als Teilhaber in die Firma aufnehmen konnte. Auch er nahm den Familiennamen Kaulla an, wurde 1780 wie seine Schwester als Hoffaktor in Donaueschingen privilegiert, fungierte als Familienältester und nach außen wohl auch bei Bedarf als Chef der Firma. Madame Kaulla blieb aber die treibende Kraft des Unternehmens. Das wußten auch die Geschäftspartner der Firma.

Seit 1777 war die Firma für ihre Lieferungen an den Hof zu

Donaueschingen von Zöllern befreit. 1783 erneuerte der neue Fürst Joseph Maria Benedikt von Fürstenberg die Patente für die Kaullas nicht mehr und begann damit eine gegen jüdische Handelsfirmen gerichtete Wirtschaftspolitik. Chaile und ihren Bruder konnte er damit allerdings nicht mehr treffen. Wie erfolgreich sich ihre weitgespannte Geschäftstätigkeit damals schon entwickelt hatte, mag man daraus ersehen, daß sie u. a. in der Lage waren, in den 1790er Jahren in großem Umfang neben dem Handel auch das Geld- und Bankgeschäft aufzunehmen: allein das Fürstenhaus Hohenzollern-Hechingen erhielt von ihnen 1796 Darlehen von fast 40 000 Gulden. Das ist eine nicht unbeträchtliche Summe, wenn man etwa vergleicht, daß im gleichen Jahr der akademisch gebildete Geheime Archivar des Markgrafen von Bayreuth ein Jahresgehalt von 1000 Gulden bekam – und sich damit hochbeglückt fühlte.⁴

Die Zeit der ganz großen Geschäfte setzte für das Haus Kaulla dann allerdings erst in den Jahren nach der Französischen Revolution von 1789 mit den zahlreichen Kriegen, Feldzügen und politischen Veränderungen in dieser bis zum Wiener Kongreß dauernden unruhigen Epoche ein, die wir die Napoleonische Zeit nennen. Von 1790 an betätigte sich die Firma Kaulla in großem Umfang als Lieferant von Gütern des Heeres- und Kriegsbedarfs. Insbesondere die kaiserlichen Heere der Habsburger und die wachsende Armee des württembergischen Herzogs, Kurfürsten und Königs Friedrich, aber auch die Truppen anderer Fürsten wurden von Kaulla mit Pferden, Lebensmitteln, Futter und anderem Heeresbedarf aller Art beliefert. Wie zahlreiche andere Heereslieferanten dieser Zeit machten die Kaullas bei diesen Geschäften offenbar enorme Gewinne und häuften innerhalb weniger Jahre ein riesiges Vermögen an.

Man muß ganz nüchtern feststellen, daß Karoline Kaulla und ihr Bruder »Kriegsgewinnler« waren: Kaufleute, die am Krieg verdienten und durch den Krieg schwerreich wurden. Muß man sich darüber entrüsten? Viele haben es zu allen Zeiten mit guten Gründen getan und diese Art der Vermögensbildung als verwerflich verurteilt. Und die giftigen Antisemiten des 19. und 20. Jahrhunderts haben niederträchtig und neidisch ganze Bibliotheken voller Hetzliteratur gegen unternehmerisch und kaufmännisch erfolgreiche Juden geschrieben und ihnen – neben vielem anderen – kaufmännische Unmoral unterstellt. Als noch relativ qualitätsvolles literarisches Beispiel des 19. Jahrhunderts sei nur Gustav Freytags berühmter Roman »Soll und Haben« genannt, in dem die Juden »Hirsch Ehrental« und »Veitel Itzig« als raffgierige Gauner und rechte Gegenpole christlich-deutscher Kaufmannsbiederkeit brave und anständige Leute um Hab und Gut bringen! Diese Primitivität der Dinge führte dann nicht nur gerade-

wegs zum »Jud-Süß«-Film des Joseph Goebbels, sondern auch zu den nie mehr vergessen zu machenden Verbrechen der nationalsozialistischen Terrorherrschaft!

Aber zurück zur Realität des 18. und frühen 19. Jahrhunderts: Die Kaullas hatten wie alle anderen an diesen Kriegen verdienenden Kaufleute und Unternehmer die politische Situation nicht verursacht und konnten sie nicht ändern. Sie handelten, wie aktive Kaufleute zu allen Zeiten handeln: Sie kauften und verkauften nach den Gesetzen der Marktwirtschaft: Nachfrage und Angebot. Und es war, wie ein Biograph von Jacob Kaulla zu Recht feststellte, »nichts geringes in jenen Zeiten, bei dem durch die französische Revolution erschütterten Vertrauen, bei der Unwegsamkeit des Terrains im südwestlichen Deutschland, das damals das Kriegstheater bildete, bei dem Mangel an erfahrenen Agenten, die erst herangebildet werden mußten, die Verproviantierung eines Heeres zu übernehmen.«⁵ Fehlgriffe konnten hier nicht nur für Hab und Gut, sondern auch für Leib und Leben schlimmste Folgen haben.

Mit den Gewinnen aus den Heereslieferungen stiegen Karoline Kaulla und ihr Bruder nun auch in großdimensionierte Finanzgeschäfte ein. Die von ihnen in den Jahren um 1800 gegen Zins ausgeliehenen Summen gehen in die Hunderttausende von Gulden. Zusätzlich zu solchen bankmäßigen Kreditgeschäften konnten sich die Kaullas auch in die komplizierte Kriegsfinanzierung der deutschen Fürsten einschalten und an den risikoreichen Finanzoperationen zur Zahlung von Kriegskontributionen an Frankreich einerseits, sowie zur Übermittlung von Subsidiengeldern aus England andererseits mitwirken; die dabei bewegten Summen gingen in die Millionen und brachten natürlich dementsprechende Zins- und Provisionsgewinne ein.

Auch aufsehenerregende Ehrungen wurden den Kaullas nun zuteil: Jacob Kaulla erhielt 1801 von Kaiser Franz II. den Titel eines Kaiserlichen Rats und durfte nun ein »von« vor seinen Namen setzen; Madame Kaulla dagegen bekam 1807 die große kaiserliche Zivilverdienstmedaille an goldener Ehrenkette: »Das berühmte Handelshaus Kaulla in Stuttgart« – so lautete die amtliche kaiserliche Bekanntmachung – »hat seit einer Reihe von Jahren bei verschiedenen, bedeutenden Geschäften durch vorzügliche Redlichkeit und Uneigennützigkeit wesentliche Verdienste um das Allerdurchlauchtigste Erzhause Österreich sich erworben. In Beherzigung derselben haben Seine Majestät der Kaiser als Denkmal der ausgezeichneten Zufriedenheit der Principalin jenes Handelshaus, Madame Kaulla . . . die große goldene Ehrenkette mit der Medaille zu verleihen . . . gnädigst geruht.«⁶

Es war nur konsequent, daß die Kaullas sich angesichts der wachsenden Finanzgeschäfte und der zunehmenden Verbindung mit Herzog Friedrich von Württemberg von dem kleinen und abgelegenen Städtchen Hechingen stärker in das aufstrebende Stuttgart orientierten und dort ihren Firmensitz einrichteten. 1797 erhielten sie endlich den Hofschutz für die Residenzen Stuttgart und Ludwigsburg, den der Herzog aber auf Proteste der Stuttgarter Bürger- und Kaufmannschaft 1798 widerwillig zurücknehmen mußte.⁷ Die Kaullas wohnten dennoch bei Bedarf in Stuttgart und zwar in einem dem Herzog gehörenden Haus. 1800 endete diese Phase der Diffamierung, als der Herzog Jacob Kaulla zum Hofbankier ernannte; danach konnte niemand mehr dessen Aufenthaltsrecht bestreiten – und natürlich auch nicht das der Firmeninhaberin von Kaulla & Co.! Man muß in diesem Zusammenhang berücksichtigen, daß die Juden in Frankreich durch Gesetz der revolutionären Nationalversammlung bereits seit 1791 das volle Staatsbürgerrecht besaßen! Das wußte auch der unkonventionell denkende und handelnde württembergische Fürst.

Im Einvernehmen mit Herzog Friedrich und vielleicht sogar auf dessen Veranlassung errichteten die Kaullas für die Abwicklung ihrer Finanzgeschäfte in Stuttgart als Tochterfirma das Bankhaus »M. & J. Kaulla« – diese Abkürzung deute ich als »Madame und Jakob«. Auf die Geschäftsführung dieser ersten Stuttgarter Privatbank sicherte sich der Herzog 1802 maßgeblichen Einfluß, als sie »zur Beförderung des in- und ausländischen Handels« durch Vertrag in eine Hofbank umgewandelt wurde. Sie sollte nach dem herzoglichen Willen das zentrale Geld- und Kreditinstitut Württembergs werden. Am Einlagekapital von zunächst 300 000 Gulden waren der Herzog und Kaulla je hälftig beteiligt. Daß die Firma Kaulla diese große Summe einbringen konnte, ist ein weiterer Beleg für ihre damalige Finanzkraft, die nach der Beurteilung des Kaulla-Forschers Heinrich Schnee größer war als die der nachmals legendären Rothschilds und aller anderen großen jüdischen Handels- und Bankhäuser der Epoche.⁸

Durch das Einbringen ihres Kapitals in die Stuttgarter Hofbank sicherten die Kaullas ihr Vermögen dauerhaft. Die enge finanzielle Verbindung mit dem württembergischen Fürstenhaus bot angesichts der immer wieder gefährdeten Situation der jüdischen Finanzleute eine beachtliche Sicherheit und ermöglichte zudem langfristig Einfluß auf die im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich expandierende Wirtschaft des Landes. Die »Königlich Württembergische Hofbank«, deren Kapital schon 1807 auf 500 000 Gulden – wieder hälftig von König Friedrich und Kaulla – aufgestockt wurde, spielte dementsprechend bis zum Aufkommen der modernen Aktienbanken in den 1860er Jahren eine wichtige Rolle im Finanz- und Wirtschaftsleben Würt-

tembergs. Sie war und blieb auch Verwalterin des königlichen Privatvermögens. Vertragsgemäß stellte die Familie Kaulla bis ins 20. Jahrhundert stets mindestens ein Direktionsmitglied. 1906 wurde die Hofbank faktisch von der Württembergischen Vereinsbank übernommen, in der die Familie Kaulla ebenfalls entscheidenden Einfluß hatte, und ging mit der Vereinsbank nach der Inflation 1924 an die Deutsche Bank über. Mit wenigen anderen (Rothschild in Frankfurt a. M., Oppenheimer in Köln/Bonn, Seligmann in München, Haber und Kusel in Karlsruhe) gehörten Madame Kaulla und ihr Bruder damit zu den frühesten und erfolgreichsten Bankgründern in Deutschland. Keines dieser anderen Bankhäuser hatte allerdings eine so enge und dauerhafte Bindung an ein Königshaus wie das der Kaulla.

Dieser Verbindung verdankten die Kaullas nicht nur das – bereits erwähnte – Wohnrecht in Stuttgart, sondern auch die 1806 vom frischgekrönten König Friedrich »aus besonderer Gnade und als Ausnahme von der Regel« gewährte Aufnahme in die vollen Rechte als württembergische Untertanen. Madame Kaulla, ihr Bruder Jacob, dessen Schwiegersöhne Nathan Wolf Kaulla und Marx Pfeiffer sowie der Schwager Wolf Kaulla wurden damit – lange vor der allgemeinen Judenemanzipation in Deutschland – die ersten gleichberechtigten Juden in Württemberg.

Im März 1809 verstarb Karoline Kaulla siebzugjährig in Hechingen, der Stadt, in der sie die meiste Zeit ihres Lebens verbracht hatte und mit der die Familie über sie hinaus noch lange – insbesondere durch bedeutende Stiftungen – verbunden blieb. Ihr Grabmal auf dem dortigen jüdischen Friedhof, ein pompöses Bauwerk, erhielt die Inschrift: »Hier ruht ein Weib, die groß in ihrem Volke, groß in ihrem Vaterland gewesen.« Und in einer Zeitungsnotiz las man: »Gestern starb die im südlichen Deutschland allgemein bekannte Mad(ame) Kaul(l)a im 70sten Jahr ihres thätigen Lebens. Sie war eine Frau von seltenen Geistesgaben, und von einem edlen Charakter, Hofbanquierin am Königlich Württembergischen Hof und Chef des Wechsel- und Handelshauses Kaul(l)a in Stuttgart . . . Einen großen Teil des Segens, den ihr die Vorsehung zuwies, verwendete die Verewigte zum Wohltun. Sie war die Stütze der Nothleidenden ohne Unterschied der Religion, und tausend Thränen der Armen hier und anderwärts fließen auf ihr Grab. Auch durch ihren letzten Willen hat sie die wohlthätigen Gesinnungen, die sie im Leben äußerte, versiegelt. Ihr Andenken bleibt im Segen.«⁹

Die Familie, der sie Namen, Reichtum und frühe Emanzipation erarbeitet hat, blühte in Stuttgart und in anderen Städten bis in die Zeit der nationalsozialistischen Terrorherrschaft. Sie gehörte auch zu den führenden Mitgliedern der im 19. Jahrhundert rasch wachsenden

jüdischen Gemeinde in Stuttgart. Noch heute zeugen mehr als ein Dutzend verwitternde Grabmale im jüdischen Teil des Stuttgarter Hoppenlau-Friedhofs davon.¹⁰ Drei Familienangehörige seien namentlich genannt: Ein Großneffe von Madame Kaulla, Dr. Alfred von Kaulla, Direktor der Württembergischen Vereinsbank, war im ausgehenden 19. Jahrhundert im Auftrag der Deutschen Bank führend beim Eisenbahnaufbau in der Türkei tätig und hatte entscheidenden Einfluß im Verwaltungsrat der Anatolischen Eisenbahngesellschaft; sie erbaute ab 1899 die für die damalige deutsche Orientpolitik so wichtige Bagdadbahn. Zwei andere Großneffen waren der Stuttgarter Ehrenbürger Dr. Eduard von Pfeiffer und sein Bruder, der Cannstatter Ehrenbürger Ernst Ezechiel Pfeiffer, denen die Stadt Stuttgart bis ins frühe 20. Jahrhundert unter anderem große Stiftungen für zahlreiche soziale und kulturelle Einrichtungen verdankt. Von ihnen zeugen Grabmale auf dem Hoppenlau-Friedhof und auf dem Prag-Friedhof, von ihrem Wirken Gedenktafeln, aber auch die Eduard-Pfeiffer-Straße. Noch immer aber hat Stuttgart keine Straße und keinen Platz dem Andenken an Karoline Kaulla und die ihren Namen tragende Familie geweiht. Es wäre wohl nicht verfehlt, öffentlich an diese bedeutende Frau zu erinnern.

Anmerkungen und Bibliographie

- 1 Lenz, Rudolf: Kaulla, Chaile. In: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 11, Berlin 1977, S. 360–362; dort auch ältere Literatur, insbes. die Arbeiten von Heinrich Schnee; vgl. auch Schmierer, Wolfgang: Karoline (»Chaile«) Kaulla. In: *Baden-Württembergische Portraits*. Hrsg. v. Schumann, Hans. Stuttgart 1988, S. 30–34.
- 2 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 8 (Kabinett Karl Eugen), Bü 254, Bl. 298.
- 3 Nebel, Theobald: Die Geschichte der Freudenthaler Juden. Das Bildnis einer jüdischen Landgemeinde. In: *Ludwigsburger Geschichtsblätter* 34/1982, 35/1983 und 36/1984; zusammenfassender Nachdruck 1985, 135 S.
- 4 *Die Memoiren des Ritters von Lang 1764–1835*. Hrsg. von Hausherr, Hans. Stuttgart 1957, S. 144.
- 5 Jakob Kaulla, K. K. Rat. Eine Lebensskizze zusammengestellt aus den hinterlassenen Papieren des verstorbenen Oberlehrers Alexander Elsässer von Lothar Spatz, Affaltrach. Masch. MS (Kopie im Besitz des Verf.), S. 2.
- 6 Ebd. S. 6.
- 7 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 21 (Oberhofmarschallamt), Bü 868.
- 8 Schnee, Heinrich: Die Hoffaktoren-Familie Kaulla an süddeutschen Fürstenhöfen. In: *Zeitschrift für württ. Landesgeschichte* 20, 1961, S. 238–264, hier: S. 249.
- 9 Ebd. S. 253; Schmierer (wie Anm. 1), S. 33.
- 10 Hahn, Joachim: *Hoppenlau-Friedhof – Israelitischer Teil (Friedhöfe in Stuttgart, Bd. 2)*. Stuttgart 1988.

Margarete Steiff (1847–1909)

Vom Nadelkissen zur Weltmarke

Die Geschichte einer der bedeutendsten Frauen in der Spielzeugindustrie beginnt in einem Arbeitsbereich, der noch heute der »typischen« Frauenarbeit zugeschlagen wird. Denn Margarete Steiffs Markenproduktion verdankt ihre Herkunft einem Modejournal und dem Nähkästchen. Ein von ihr gefertigtes Nadelkissen stand am Anfang einer Revolutionierung des Weltspielzeugmarktes. Es wäre wohl beim einfachen Nähen von Bekleidung geblieben, hätte Margarete Steiff nicht im Jahr 1880 zur Zierde eines Nadelkissens einen Elefanten aus Filz darauf gesetzt. Die Idee entnahm sie einer Modezeitschrift, in der das Modell eines Elefanten zum Nacharbeiten abgebildet war. Aber Margarete Steiff verwendete anstelle der im Journal vorgeschlagenen Stoffe den Filz aus der heimischen Industrie. Filz, ein Material, das im Gegensatz zu anderen gebräuchlichen Materialien der Zeit robuster und trotzdem weich war. Zum Ausstopfen verwendete sie entgegen der Vorlage kein hartes Material, sondern weiche Wolle. Der erste Schritt zum strapazierbaren, weich gestopften Spielzeug war gemacht. »Von einer 'Erfindung' des Stofftieres durch Margarete Steiff kann jedoch in dieser Ausschließlichkeit nicht die Rede sein, denn die Übergänge von den Fell- und Filztieren mit hartem Kern zu weicheren Stofftier-Körpern waren fließend.«¹

Die Filzelefanten fanden schnell den Weg vom Nähtisch in die Spielzeugkiste. Die Kuscheltiere standen am Beginn einer ungewöhnlichen Leistung. Margarete Steiff gelang es, sich als Firmengründerin in einer Zeit und in einer Branche durchzusetzen, die damals noch stärker als heute von Männern bestimmt wurde. Sie bewegte sich äußerst erfolgreich im Wirtschaftsleben und war dennoch doppelt benachteiligt. Denn Margarete Steiff war zum einen Frau und zum anderen zeit lebens an den Rollstuhl gefesselt. Der Aufstieg der von ihr begründeten Firma, die Geburtsstunde einer Weltmarke könnte der Stoff sein, aus dem die Spielzeugträume sind. Doch der Lebensweg Margarete Steiffs ist, nüchtern betrachtet, nicht allein der Erfolg einer zündenden Idee. Der Spielzeugmarkt war bereits damals heiß um-

kämpft, die Konkurrenz groß. Früh schon gelang es Margarete Steiff, mit ausgeprägtem Gefühl für Qualität und einem Sinn für Marktlücken und neuen Ideen ein Markenbewußtsein bei ihrer Kundschaft zu etablieren, das bis heute nichts von seinem Stellenwert verloren hat.

»Der 'Knopf im Ohr' markierte als trotzig störendes Accessoire, daß man in Giengen auf der Schwäbischen Alb nicht gewillt war, den Wettlauf um den bestechendsten Ramsch mitzumachen.«² Die Auseinandersetzung mit der Konkurrenz und die permanenten Streitereien um Schutzmarken führten zur Begründung einer ausgeprägten und bis heute anhaltenden Markenbindung: »Zu den Milliarden 'Steiff-Tieren', die bereits die Welt 'bevölkern', kommen zur Zeit jährlich ca. zwei Milliarden hinzu.«³

Eine Produktion von Spielwaren in fast unvorstellbarer Größenordnung, die um 1880 ihren Anfang nahm und Wirtschaftsgeschichte, aber auch Kinder- und Kulturgeschichte schrieb. »Filz-, Samt- und Plüschtiere wurden nun zu den Freunden und Tröstern der kleinen Kinder, zu ihren liebsten Bettgenossen und schließlich zu einem der typischsten Spielzeuge unseres Jahrhunderts.«⁴

Margarete Appolonia Steiff wird am 24. Juli 1847 in Giengen an der Brenz auf der Schwäbischen Alb geboren. Sie hatte zwei ältere Schwestern Maria und Pauline sowie einen jüngeren Bruder Friedrich. In ihrem Tagebuch setzt Margarete Steiff mit ihrer Krankengeschichte ein: »Mit 1 1/2 Jahren wurde ich von einer Krankheit befallen, nach welcher ich nicht mehr gehen konnte, der linke Fuß war vollständig, der rechte teilweise gelähmt, auch der rechte Arm war sehr geschwächt.«⁵ Margarete Steiff war unheilbar an Kinderlähmung erkrankt.

Die Jugendjahre werden geprägt von der Auseinandersetzung mit der Behinderung, von Wechselbädern zwischen Hoffnung und Ernüchterung, sie sind gekennzeichnet von zahllosen Heilversuchen und Kuraufenthalten, die Margarete Steiff in ihren Erinnerungen genauso nüchtern schildert wie ihre Versuche, sich mit ihrer eingeschränkten Bewegungsfreiheit zu arrangieren. Margarete versteht es, sich trotz ihrer Behinderung eine bemerkenswert normale Jugend mit Kinderspielen und Schule einzurichten, von einer Isolation des Mädchens kann keine Rede sein. Überall ist sie dabei, wird mitgenommen, von ihren Mitschülern abgeholt und wieder zurückgebracht. Ihr Ideenreichtum im Geschichten ausspinnen und ihre Spiel- und Lernfreude machen ihr das Leben leichter. Doch der Gedanke an Heilung muß aufgegeben werden, »denn das unnütze Suchen nach Heilung läßt den Menschen nicht zur Ruhe kommen.«⁶

Die geistige und körperliche Regsamkeit, die Margarete Steiff entwickelt, zeigt bereits deutlich, daß sie keineswegs daran denkt zu

resignieren, daß sie nicht willens ist, die Hände in den Schoß zu legen. Nicht ohne Selbstironie beschreibt sie ihre Reiselust: »Das sehr wahre Sprichwort 'Der Mensch treibt just das am gernsten, wozu er am wenigsten Beruf hat' habe ich deutlich illustriert, indem ich zu gerne reiste.«⁷ Die durch die Krankheit erzwungene körperliche Passivität gleicht sie durch umso stärkere geistige Beweglichkeit und ihren starken eigenen Willen aus: »Ich war nie so brav und folgsam gewesen wie meine Schwestern, es hieß oft, die böse Gret.«⁸

Die Behinderung befreit sie zwar von gesellschaftlichem Erwartungsdruck und weiblichem Rollenzwang, aber auch die Angst vor dem Alleinsein und der Zukunft lernt sie kennen, als sich ihre drei Geschwister nach und nach zwischen 1870 und 1874 verheiraten. Dennoch: vielleicht bringt gerade die Behinderung mit all ihrer Benachteiligung für Margarete Steiff die Befreiung von der bürgerlichen weiblichen Normbiographie, die es ihr ermöglicht, weit über das gängige Maß an Verwirklichungsmöglichkeiten der Frauen ihrer Zeit hinauszuwachsen und erfolgreich in eine auch heute noch typische Männerdomäne einzudringen. Bemerkenswert dabei ist, daß sie sich über ihre Ausbildung in der Nähsschule zunächst noch ganz im gängigen Kanon der Frauen zgedachten Berufe und Beschäftigungen bewegt. Die Frustration und das Gefühl der Nutzlosigkeit, das Margarete Steiff wohl dann und wann überkommen haben muß, ist in ihren Aufzeichnungen nur sparsam angedeutet. »Meinen beiden Schwestern habe ich viel Kummer gemacht, die waren so fleißig und geschickt, während ich alles verkehrt anfaßte. Sie hatten schon die Hoffnung aufgegeben (. . .). Das Nähen ist mir aber auch sehr schwer gefallen. Der rechte Arm tat mir bei geringer Anstrengung weh und links hatte ich kein Geschick.«⁹ Trotzdem hält sie mit ausgesprochener Zähigkeit an ihren Vorhaben fest. Neben ihren Handarbeiten, für die sie bald etwas Geld erhält, nimmt sie Unterricht im Zitherspielen. Als sie das Instrument beherrscht, erteilt sie selbst Unterricht und bessert mit dem verdienten Geld ihren »Sparhafen« auf.

Schon 1868, mit der Eröffnung eines Putz- und Kleidergeschäfts der Schwester Pauline, die von Margarete unterstützt wird, zeigt sich der Familiensinn und die Zähigkeit, die auch die weiteren Unternehmungen Margaretes bestimmen sollten. Sie erfüllt zunächst die Bekleidungsünsche von Verwandten und Nachbarschaft, dennoch denkt sie auch über den regionalen Tellerrand hinaus. Sie spezialisiert sich auf die Filzkonfektion und errichtet 1877 im Elternhaus ein eigenes Geschäft, inseriert in der Zeitung und erweitert ihre Kundschaft bis in den Stuttgarter Raum. Dabei ist anzumerken, daß Margarete Steiff ihren gesamten Filzbedarf für die Kleider- und später auch für die Spielwarenkollektion von den »Vereinigten Filzfabriken« bezog, die

in Giengen ihren Stammsitz hatten. Sie weiß sich »seit der Zeit des Entstehens der Filzfabrik . . . aufs innigste damit verbunden«. ¹⁰ Mehr noch: Margarete Steiff hat auch verwandtschaftliche Beziehungen zur Familie des Begründers der Filzfabrik. Hans Hähnle war ein Onkel von Margarete Steiff und hatte in Giengen 1858 die erste deutsche Filzfabrik, die »Württembergische Wollfilzmanufaktur« gegründet. Aber die engen Verbindungen zur Honoratiorenfamilie Hähnle gehen noch weit darüber hinaus. 1871 findet eine bemerkenswerte Doppelhochzeit statt. Hans Hähnle, später Aufsichtsratsvorsitzender der Filzfabriken, und Lina Hähnle, die 28 Jahre später die Begründerin des »Bundes für Vogelschutz« werden sollte, und Margaretes Cousine, Marie Hähnle, und Herr Adolf Glatz, der ab 1881 Generaldirektor der Vereinigten Filzfabriken ist, werden an diesem Tage verehelicht. Glatz ist damit nicht, wie in der autorisierten Werkschronik »Knopf im Ohr« dargestellt, der Schwiegersohn Hans Hähnles.

Zur Familie Glatz besteht ein enger freundschaftlicher Kontakt, es werden gemeinsame Reisen und Besuche unternommen. Damit eröffnen sich für Margarete Steiff Perspektiven, die über die Schwäbische Alb hinausweisen. Die Familie Steiff gilt zwar nicht als arm, sie ermöglicht der kranken Tochter teure Ärzte, lange Kuraufenthalte und eine vergleichsweise gründliche Ausbildung der Kinder. Dennoch bewegt sich die Familie Hähnle in einer anderen Welt: »Das waren ganz andere Leute als man in unserer Familie gewohnt war, wo man immer nur Sorgen und Arbeit hatte und sich kaum seines Lebens freuen durfte.« ¹¹ Der einflußreiche Filzunternehmer Adolf Glatz wird für Margarete Steiff zum Mentor, veranlaßt die mittlerweile Dreißigjährige zur Eröffnung eines Filzgeschäfts und unterstützt sie nach Kräften. Damit muß die romantisierende Vorstellung der armen Margarete, die völlig aus eigener Kraft und ohne Unterstützung von außen eine Weltfirma hochgezogen habe, im Sinne der Tellerwäscherin, die zur Millionärin wird, in den Bereich des Mythos verwiesen werden. Der Lebensweg Margarete Steiffs ist beeindruckend genug und kann auf derlei Rührseligkeit verzichten, denn gerade der Verzicht auf die Mystifizierung des »Spielzeugwunders« könnte die eigentliche unternehmerische Leistung dieser Frau erhellen.

Ein erster Vermerk über einen zugeschnittenen Filzelefanten taucht in Notizen vom Dezember 1880 auf. Wenig später verkauft Margarete Steiff bereits fünf Tiere an Lina Hähnle. ¹² Sie ist die erste Abnehmerin ihrer Filzelefanten.

Nachdem das Filzgeschäft einschlägt, verkauft Margarete Steiff zunächst Kleidung verschiedenster Art und fertigt nebenher weitere kleine Stofftiere. Das Geschäft entwickelt sich, die »Filz-Spielwarenfabrik« wird im März 1893 ins Handelsregister eingetragen. Als in der

Folgezeit vor allem die Stofftiere langsam zum Verkaufserfolg werden, wird die Spielwarenproduktion nach und nach zum entscheidenden wirtschaftlichen Faktor des kleinen Unternehmens.

Mit unternehmerischem Weitblick begabt, gelingt es Margarete Steiff, die Möglichkeiten in der Spielzeugbranche richtig einzuschätzen. Sie stellt immer mehr Mitarbeiterinnen ein und wandelt die Firma in einen effektiven Familienbetrieb um. Ihre sechs Neffen, die sich in ihren Fähigkeiten ideal ergänzen, treten nach Abschluß ihrer Ausbildung, die sie unter das Interesse der Firma stellen, in den Jahren 1897 bis 1927 in die Firma ein. Die Firma Steiff beginnt, internationale Kontakte zu knüpfen, und versteht es, ihre Kundschaft neben der anhaltend hohen Qualität ihrer Produkte auch durch gute Kundenbetreuung und effektive Werbung zu halten. Der amerikanische Markt beschert, bedingt durch einen glücklichen Zufall, schließlich eine wirtschaftliche Sensation. Richard Steiffs Erfindung, ein Bär mit beweglichen Gliedmaßen, der sich wie eine Puppe bewegen läßt, ist eine Neuheit, die auf dem Markt zunächst nicht so recht greifen will. Selbst Margarete Steiff ist anfangs skeptisch, läßt sich aber von ihrem begabten Neffen überzeugen. Auf der Leipziger Messe von 1903 findet der Bär bis zur letzten Minute kein Gefallen, dann aber taucht ein Amerikaner auf, der die ganze Kollektion aufkauft. Im Verein mit der Begeisterung der Amerikaner für ihren populären bärenjagenden Präsidenten Theodore Roosevelt bricht in den Vereinigten Staaten nach Bekanntwerden einer publikumswirksamen Karikatur, die ihn mit einem wehrlosen Jungbären zeigt, den er auf der Jagd nicht erschießen wollte, eine wahre Bärenhysterie aus. Die Firma Steiff benennt ihr Bärenprodukt nach dem Spitznamen des amerikanischen Präsidenten »Teddy«.

Mit dem Teddybären tritt eine nicht geschlechtsspezifisch belegte Kuschel-Puppe ins Kinderleben. Eine vom Absatzmarkt her gesehen brillante Idee, weil damit der Abnehmerkreis praktisch verdoppelt wird. Aber er war auch pädagogisch wichtig, denn der Teddy ermöglichte es nicht nur den Mädchen, sondern auch den Jungen, für die das Spiel mit Puppen ohnehin verpönt war, das Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Trost auszuleben. In den erfolgreichen »Bärenjahren« gelingt Margarete Steiff durch das hohe Exportvolumen ein sensationeller marktwirtschaftlicher Durchbruch. »Noch 1903 verließen an die 12 000 Teddies die von Einheimischen bald so getaufte 'Bärenfabrik' auf der Alb; vier Jahre später näherte man sich der Millionengrenze.«¹³

Aus der Arbeit Margarete Steiffs an der Nähmaschine für das kleine private Umfeld war ein eigenes Geschäft, war eine Firma entstanden. Durch das grassierende »Bärenfieber« war plötzlich ein Großbetrieb gefordert. Eine ungeahnte Expansion, die im Mai 1906 zur Umwand-

lung in die »Margarete Steiff G.m.b.H.« führte, in der die Gründerin 50% der Geschäftsanteile hielt. »Mit 800 Beschäftigten rangierte die Giengener Firma vor dem ersten Weltkrieg in der Spitzengruppe der Spielwarenbranche, wobei anzumerken wäre, daß noch während der Nachkriegsjahre eine Produktionsstätte mit 100 Personen als Großbetrieb galt.«¹⁴

Die gelähmte Frau hatte umsichtig und mit eiserner Disziplin ihren Familienbetrieb bis zur Weltgeltung geführt.

Anmerkungen

- 1 Stille, Eva: Spielzeug-Tiere. Auch eine Kulturgeschichte. Nürnberg 1989, S. 156.
- 2 Arns, Günter: Über die Anfänge der Industrialisierung in Baden und Württemberg. Stuttgart 1986, S. 45.
- 3 Boelcke, Willi A.: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs. Stuttgart 1987, S. 400 ff.
- 4 Stille, Eva: a. a. O., S. 155 f.
- 5 Steiff, Margarete: Tagebuch Fräulein Margarete Steiff 1847–1909. Unveröffentlichtes Manuskript, S. 1.
- 6 Ebenda S. 7.
- 7 Ebenda S. 13.
- 8 Ebenda S. 10.
- 9 Ebenda S. 7.
- 10 Ebenda S. 15.
- 11 Ebenda S. 14.
- 12 Siehe ebenda S. 18.
- 13 Arns, Günter, a. a. O., S. 47.
- 14 Ebenda S. 46.

Bibliographie

- Arns, Günter: Über die Anfänge der Industrialisierung in Baden und Württemberg. Stuttgart 1986,
- Cieslik, Jürgen u. Marianne: Knopf im Ohr. Die Geschichte des Teddybären und seiner Freunde. Jülich 1989
- Boelcke, Willi A.: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs. Stuttgart 1987,
- Heidecker, Manfred: Die Firmengeschichte der Margarete Steiff GmbH in Giengen an der Brenz. Diplomarbeit. Nürtingen 1982,
- Lange-Danielczick, Elsbeth: Margarete Steiff. Sonderdruck, aus: Haug, Martin: Sie fanden den Weg / Neun Frauenschicksale. Stuttgart 1958,
- Stille, Eva: Spielzeug-Tiere. Auch eine Kulturgeschichte. Nürnberg 1989,
- Vallendor, Karl: Fünfzig Jahre Steiff-Spielwaren. Stuttgart 1930

Quellen

- Steiff, Margarete: Tagebuch Fräulein Margarete Steiff 1847–1909. Unveröffentlichtes Manuskript. Stadtarchiv Giengen

Mathilde Planck (1861–1955)

Wenn etwas nötig ist, muß es getan werden

In ihrem Leben sei »alles spät gekommen und doch nicht zu spät«, und zwar »die Erkenntnis der eigenen Art, die Möglichkeiten des Wirkens« und »die wichtigste Aufgabe«. ¹ Nach dem Ersten Weltkrieg gründete Mathilde Planck mit Freunden zusammen die erste deutsche Bausparkasse. Nach einem wahrhaft aktiven Leben starb sie dreißig Jahre nach dieser bahnbrechenden Tat im Alter von nahezu 94 Jahren.

Wer war diese Frau? Was haben wir unter ihrer »eigenen Art«, ihrem »Wirken«, ihrer »wichtigsten Aufgabe« zu verstehen? Wenn wir uns im folgenden mit dieser außerordentlichen Persönlichkeit beschäftigen, werden wir rasch erkennen, auf welcher vielseitigen Weise ihr Tun und Wirken uns allen Vorbild sein kann und soll – so wie sie es ihrer eigenen Generation bereits war.

Mathilde Planck kam als mittleres von sieben Kindern in Ulm am 29. November 1861 zur Welt. Ihr Vater, der Theologe und Rechtsphilosoph Karl Christian Planck, unterrichtete, nachdem seine Lehre von Tübinger Kollegen nicht anerkannt und somit die angestrebte Professur unerreichbar wurde, als Altphilologe an einem Ulmer Gymnasium, bevor er 1869 ans kirchliche Seminar in Blaubeuren kam. So verbrachte Mathilde zehn Jahre ihrer Jugend in Blaubeuren. 1879 wurde ihr Vater dann Ephorus am protestantisch-theologischen Seminar in Maulbronn. Ein Jahr später ist er gestorben.

Neben der Rechtsphilosophie des Vaters, mit der sie sich bis ins hohe Alter intensiv auseinandersetzte, prägten zwei Erziehungsgrundsätze des Elternhauses Mathilde Planck. Zum einen ein kritisches Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Gesellschaft, verbunden mit einem hohen Arbeitsethos. Arbeiten, helfen, ohne an sich selbst zu denken, war eine Selbstverständlichkeit. Jede Art von Selbstsucht war verpönt. Von ihren Kindern erwarteten die Eltern, »daß wir nicht kritiklos mit der Menge gehen, sondern nach Umständen das Abweichen vom Weg der anderen auf uns nehmen sollten.« ²

Zum andern das bedingungslose Eintreten ihres Elternhauses für

Völkerfrieden und Völkerverständigung. So wurde später die Arbeit in der Friedensbewegung für Mathilde Planck eine Sache, »die rein um ihrer selbst willen getan sein wollte«. ³ Zeit ihres Lebens war sie eine glühende Pazifistin. Der Ausbruch des Ersten und gar des Zweiten Weltkriegs war für sie eine unfassbare Niederlage menschlicher Würde und menschlicher Vernunft. Noch am 3. August 1914 sandte sie als Mitglied der Deutschen Friedensgemeinschaft zusammen mit Frieda Perlen, der Vorsitzenden des Stuttgarter Ortsvereins der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, ein Telegramm an Kaiser Wilhelm II. mit der Bitte, den Krieg zu verhindern. »Wir müssen frei werden von dem Wahn, daß die Gewalt die letzte entscheidende Instanz im Leben der Menschheit sei«, ⁴ schrieb sie in ihrem »Unsichtbaren Reich«.

Der Tod des Vaters, den sie innig verehrte, bedeutete für die zwanzigjährige Mathilde, da sie noch nicht verheiratet war, daß sie zu Hause blieb und mithalf, die Familie durchzubringen. Später schrieb sie über diese Zeit: »Meine Schwestern waren nicht undankbar dafür, daß ich jahrelang die Last des Haushalts trug, zuerst gemeinsam mit der Mutter, dann allein, als diese schwer erkrankte . . . Wieviel auf mir lag, haben die abwesenden Geschwister sich kaum klargemacht. Es wurde, was ich tat, als selbstverständlich hingenommen, und es mußte ja auch tatsächlich eines von uns diese Last auf sich nehmen . . .« ⁵ Trotz dieses körperlichen Einsatzes bewahrte sich Mathilde einen »großen geistigen Hunger« und verlor ihren Berufswunsch, den damals für Frauen fast einzig möglichen, nicht aus den Augen. Sie war zu der Überzeugung gelangt, daß ein reicheres Wissen zu ihrer Entfaltung nötig sei. » . . . die Sehnsucht zu lernen war so groß, daß ich mich . . . entschloß, den mir möglichen Weg zu gehen . . . Ich war 23 Jahre alt, als ich mich wieder auf die Schulbank setzte . . . Die Hausarbeit ging noch nebenher . . . mir fielen abends um 9 Uhr die Augen zu . . . Dafür stand ich um fünf auf. Solange es Winter war, saß ich in meinem Mantel da, und in den zwei stillen Morgenstunden ließ sich viel fertigbringen.« ⁶ 1877 legte sie ihr Lehrerinnenexamen ab und unterrichtete dann 15 Jahre lang an privaten Schulen und auch am Stuttgarter Mädchengymnasium, dem späteren Königin-Charlotte-Gymnasium, heute Hölderlin-Gymnasium. Mit der ihr eigenen Vorstellung von Pflichterfüllung arbeitete sie in diesem Beruf, obwohl ihr das Unterrichten aufgrund ihrer großen Schüchternheit nicht leicht fiel. Sie arbeitete mit zäher Ausdauer an sich, um ihre Schüchternheit zu überwinden. Dabei stellte sie an sich selbst so hohe Anforderungen, daß sie schließlich unter dem Übermaß geistigen Wollens körperlich litt. Ohne Zweifel gehört diese Schüchternheit zur Erkenntnis ihrer »eigenen Art«.

Nach ihrer Tätigkeit als Lehrerin war sie zehn Jahre lang Vorsitzende des Württembergischen-Lehrerinnen-Vereins. Während ihrer Verbandstätigkeit trat sie energisch für die berufliche Gleichstellung der weiblichen Lehrer mit ihren männlichen Kollegen ein und kämpfte gegen das Zölibatsverdict für Lehrerinnen, welches verheiratete Lehrerinnen zwang, den Schuldienst zu verlassen. Trotz unermüdlichem Einsatz wurde es erst 1929 aufgehoben. Ihre Nachfolgerin im Lehrerinnenverein, Klara Hähnle, schrieb: »Wenn im Jahre 1899 ein Kreis von Frauen ein Gymnasium für Mädchen in Stuttgart eröffnete, wenn 1900 die Volksschullehrerinnen »ständig« angestellt werden konnten, d. h., die Rechte eines beamteten Lehrers erhielten, wenn nach 1902 die Zulassung der Mädchen zur Universität erreicht wurde, wenn die höhere Mädchenschule durch Reform von 1908 auf eine neue Grundlage gestellt wurde, so haben an diesen Reformen die von den Frauen geleisteten Vorarbeiten und Aufklärungsarbeiten einen großen Anteil. Sie sind ohne diese gar nicht denkbar. In all diesen Vereinen stand Mathilde Planck im vordersten Glied.«⁷

Doch war Lehr- und Verbandstätigkeit für sie noch nicht die »wichtigste Aufgabe«. Aufgeschlossen für die drängenden Probleme ihrer Zeit aufgrund ihrer Erziehung, überzeugt von der zukünftig großen Aufgabe der Frau in Volk und Staat, angeregt durch die Frauenvorträge von Karl Gerok, begann Mathilde Planck gegen Ende des 19. Jahrhunderts, sich der aufkommenden Frauenbewegung, in der sie eine der führenden und herausragenden Persönlichkeiten wurde, anzuschließen. »Ich war von Anfang an dabei«, schrieb sie begeistert, »denn das, was angestrebt wurde, entsprach ganz meinem eigenen Gefühl und Urteilsvermögen.«⁸ Mathilde Planck war es, die landauf, landab die Frauen wachrüttelte und sie aufrief, ihre Pflichten zu erkennen.

Zunächst mußten die Frauen über die einschlägigen Fragen verstärkt unterrichtet und informiert werden, damit eine Verhaltens- und Bewußtseinsänderung, bewirkt durch die gewonnenen Kenntnisse, sie zur *Tat* führten. Zu den einschlägigen Fragen gehörte die Gewinnung größeren Einflusses der Frauen auf Erziehung und Unterricht, die Aufklärung über die materielle und sittliche Notwendigkeit beruflicher Ausbildung der Mädchen, die Kenntnis der sozialen Lebensbedingungen der Frauen sowie Einsicht in die Notwendigkeit weiblicher Mitarbeit bei allen sozialen Fragen.

»Wir waren wirklich ergriffen, wir, die wir ... mit ihren Idealen (der Frauenbewegung) bekannt wurden und diese zu verwirklichen strebten. ... Die verschiedenen Probleme waren von ... weitblickenden ... Frauen erkannt und gründlich durchdacht, so daß Weg und Ziel deutlich vor Augen lagen. ... Immer stand hinter dem Verlangen

nach unbeschränkten Bildungs- und Mitwirkungsmöglichkeiten das Bemühen, die brachliegenden geistigen und sittlichen Kräfte der Frauenwelt wachzurufen und dem Wohl der Gesamtheit dienstbar zu machen.«⁹ In dieser Absicht entsprach Mathilde Planck vollkommen ihrem Vater. Bereits in seinem ersten philosophischen Werk meinte ihr Vater, daß durch Zurückdrängen des weiblichen Einflusses unsere Kultur Schaden genommen habe.

Das Bemühen Mathilde Plancks, den Worten auch Taten folgen zu lassen, war so intensiv, so vielfältig, so engagiert, daß es unmöglich ist, ihr gesamtes Bemühen hier erschöpfend darzustellen. Vor allem durch Vorträge, Veröffentlichungen und mittels der Verbandsarbeit versuchte sie, die Frauen anzusprechen. So war Mathilde Planck Mitbegründerin des Schwäbischen Frauenvereins (1908) und des Nationalen Frauendienstes (1914), der sich während des Ersten Weltkrieges um alte Menschen, Mütter, arbeitslose Frauen und Kinder kümmerte und sie betreute. Weiterhin hatte sie den Vorsitz im Verein Frauenbildung und Frauenstudium, war Gründerin des Stuttgarter Frauenklubs und des Verbandes Württembergischer Frauenvereine, der konfessionell und politisch neutrale Zusammenschluß über zwanzig verschiedener Frauenvereine. Nicht zuletzt arbeitete sie noch mit in der Stuttgarter Frauenlesegruppe.

Ihre wirksame journalistische und schriftstellerische Tätigkeit fand ihren Niederschlag in zahllosen Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften. Unermüdlich nahm sie Stellung zu Fragen der Frauenbewegung. Mehrere Jahre hindurch redigierte sie die »Rosa Frau«, die Frauenbeilage des damaligen »Stuttgarter Tagblatts«. Doch nicht überall wurden die neuen Ideen so begeistert aufgenommen, wie sie es sich wünschte. Über ihre schwäbischen Geschlechtsgenossinnen urteilte sie: »Ich hatte immer den Eindruck, daß die schwäbischen Frauen bei aller Tüchtigkeit doch dem geistigen Fortschritt nur sehr langsam zu gewinnen waren.«¹⁰ Doch ließ sich Mathilde Planck dadurch nicht entmutigen. Denn wenn sie einmal etwas als unbedingt notwendig erkannt hatte, so setzte sie alles daran, es durch die Tat zu verwirklichen. »Wenn etwas nötig ist, muß es getan werden«, lautete die entscheidende Richtlinie in ihrem Leben, denn »Böses kann nur überwunden werden durch das Gute, die niedrige Gesinnung durch Reinheit des Herzens, der Haß durch die Liebe. Aber wenn wir mit Engelszungen von diesen Dingen redeten, es wäre zu nichts nütze, wenn nicht unser Herz und Gewissen uns treibt, jeden Tag und jede Stunde dementsprechend zu handeln. In der Welt voll Lüge und Heuchelei muß die Wahrheit in der *Tat* sich zeigen. Der echte Glaube verpflichtet, an der Verwirklichung dessen zu arbeiten, wonach die Seele sich sehnt.«¹¹

Die Absicht, die Frau zu größerer Verantwortung im öffentlichen Leben heranzuziehen, konnte den politischen Bereich nicht aussparen. Auch hier galt es, das Bewußtsein der Mitverantwortlichkeit an der »res publica« aufzurütteln, den bislang von jeglicher entscheidender politischer Partizipation ferngehaltenen Frauen den Zugang zur Politik zu ermöglichen. Nachdem mit der Weimarer Verfassung den Frauen das aktive und passive Stimmrecht gewährt wurde, kandidierte Mathilde Planck sogleich für den württembergischen Landtag. Sie gehörte von 1919 bis 1928 dem württembergischen Landtag als Abgeordnete der Deutschen Demokratischen Partei an, deren Mitglied sie bereits seit 1914 war. In dieser Partei mit ihrer linksliberalen Orientierung und ihrem Vordenker Friedrich Naumann fand sie ihre geistig-politische Heimat. Mit ihrer Wahl war sie eine der ersten fünf weiblichen Abgeordneten in Württemberg. Nun war es ihr möglich, auch auf politisch-parlamentarischem Wege für den sozialen Fortschritt zu kämpfen. Sie setzte sich besonders ein für die Waisenpflege, gegen den Alkoholmißbrauch, gegen die staatliche Förderung der Prostitution, für Angelegenheiten des Strafvollzugs und für Erziehungs- und Schulfragen. Sie war 1920 bis 1924 Mitglied des Finanzausschusses und 1924 bis 1928 Vorsitzende des Petitions-Ausschusses. Wenn Mathilde Planck im Landtag das Wort ergriff, dann gelang es ihr, durch sachliche Auseinandersetzung, durch ihre in der Bescheidenheit würdige Haltung sich bei den männlichen Kollegen Geltung zu verschaffen. Jeder spürte, daß diese Frau etwas zu »sagen« hatte.

Anfang der zwanziger Jahre, in einem Alter, in dem sich andere zur Ruhe setzen, engagierte sie sich im »sozialen Wohnungsbau«. Sie war 1921 Gründungsmitglied eines Vereins mit dem Namen »Gemeinschaft der Freunde«, aus dem später die erste deutsche Bausparkasse, GdF Wüstenrot, hervorging. Der Verein erstrebt durch Bau und Finanzierung »auf rein gemeinnütziger, bodenreformerischer Grundlage die Schaffung von Wohngelegenheiten und Altersheimen für die Allgemeinheit«. So stand es in der Satzung. Betrachtet man die historischen Umstände, Wohnungsnot und Kapitalmangel, dann wird klar, daß die Bauspar-Eigenheim-Idee im richtigen Augenblick auf fruchtbaren Boden fiel. Doch zunächst brachte die Inflation einen herben Rückschlag. Ab 1924 ging es dann aufwärts. Der engere Kreis der Gründer, Ankele, Kropp und Planck, kannte sich bereits seit längerem aus der Abstinenzlerbewegung. »Mathilde Plancks Aufgabe bestand darin, die Pläne Kropps publizistisch zu unterstützen und nach realen Möglichkeiten für den Bau von Altersheimen Ausschau zu halten, denn man wollte unter Umständen noch vor der Ausführung des Eigenheimprogramms die Wohnungsfürsorge für alte Menschen organisieren.«¹² Mathilde Planck begleitete das Unternehmen, inzwi-

schen eine gemeinnützige Gesellschaft mit beschränkter Haftung, in der der ursprüngliche Verein GdF Wüstenrot (e.V.) jedoch die Majorität behielt, durch manch schwierige Zeiten. Die Geschäftsprotokolle zeigen, mit welchem Verständnis für wirtschaftliche Notwendigkeiten, welcher Flexibilität und gesundem Menschenverstand sie die Geschäftspolitik als Mitglied des Aufsichtsrats (1927–1933) und als Gesellschafterin (1926–1936) mitgestaltete und mitüberwachte. Auch über das Jahr 1933 hinaus nahm sie noch an unternehmerischen Entscheidungen in ihrer Funktion als Vorsitzende des Vorstandes des Deutschen Eigenheimvereins GdF Wüstenrot teil. Erst die Nationalsozialisten machten dem 1936 ein Ende. Der sozial-ethische Geist dieser Bausparkasse zeigte sich in dem Umstand, daß weder die Gesellschafter noch die Aufsichtsratsmitglieder einen Anspruch auf Gewinnanteil hatten. Der Gewinn fiel an die Rücklagen der Bausparkasse. Die Versorgung der alten, vereinsamten Leute mit einem Zuhause behielt sie weiterhin im Auge. Mit Hilfe des Deutschen Altersheimvereins und der Bausparkasse GdF setzte sie erfolgreich den Bau eines der ersten, nach modernen Gesichtspunkten konzipierten Altersheime in Ludwigsburg durch. In dem nach ihr benannten Heim hatte sie die Leitung lange selbst inne. Für sechs Jahre war es für viele alte Menschen eine Heimat. Unter den Nationalsozialisten wurde es dann zweckentfremdet und geschlossen. Mathilde Planck selbst war jetzt »wohnungslos« und baute sich ihr eigenes Haus auf der Gerlinger Höhe. Inzwischen war sie 75! Was für eine aktive Persönlichkeit!

Dort auf der Gerlinger Höhe fand sie die notwendige Ruhe, um sich voll und ganz dem Werk ihres Vaters zu widmen. Mit 89 Jahren brachte sie eine Biographie über ihn heraus. Es war ihre feste innere Überzeugung, daß es ihr wichtigster Auftrag sei, die Gedanken ihres Vaters zu verbreiten. Das war ihre »wichtigste Aufgabe« – bis zu ihrem Lebensende.

Zu ihrem neunzigsten Geburtstag erhielt sie als erste Frau das Bundesverdienstkreuz. Damit wurde eine außergewöhnliche Frau geehrt, tatkräftig, anpackend, vielseitig, durchdrungen von Humanität und Mitverantwortlichkeit. Ein Mensch mit einem inneren, ethischen Kompaß. Es muß ihr Vater und ihre tiefe, innere Verbundenheit mit ihm gewesen sein, seine bereits innerlich und gedanklich vollzogene Emanzipation der Frau, mit der er seiner Zeit weit voraus war, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, das, was sie für richtig und notwendig erkannt hatte, konsequent und ohne Beachtung unvernünftiger gesellschaftlicher Barrieren für Frauen zu verfolgen.

»Wenn etwas nötig ist, muß es getan werden.«

Anmerkungen

- 1 Vgl. Erinnerungen, S. 69 f.
- 2 Hampp, S. 2.
- 3 Erinnerungen, S. 40.
- 4 M. Planck, Das unsichtbare Reich, S. 6.
- 5 Erinnerungen, S. 28.
- 6 A. a. O., S. 92.
- 7 Leibbrand, S. 92.
- 8 M. Planck, Nachlaß, Anhang 1016, HSS VII–XI, Württ. Landesbibliothek
- 9 A. a. O.
- 10 Erinnerungen, S. 35.
- 11 Hampp, S. 5
- 12 Langer, S. 25

Bibliographie

- Hampp, Irmgard: Vom tätigen Leben. Mathilde Planck zum hundertsten Geburtstag. Unveröffentlichtes Rundfunkmanuskript. Stuttgart 1961
- Langer, Eberhard: Wüstenrot. Eine Idee setzt sich durch, Ludwigsburg 1965
- Leibbrand, Frieda (Hrsg.): Aus der Geschichte der Lehrerinnenvereinigung Baden-Württemberg 1890–1987. Esslingen o. J.
- Planck, Mathilde: Lebensgang mit Umwegen. Erinnerungen an Mathilde Planck. Manuskript. Von Therese Köstlin erhalten und fotokopiert. Stadtarchiv Stuttgart
- Planck, Mathilde: Vom unsichtbaren Reich. Stuttgart 1947
- Planck, Mathilde: Vom Sinn des Lebens. Ulm 1947
- Riepl-Schmidt, Maja: Wider das verkochte und verbügelte Leben. Stuttgart 1980

Namensregister

- Adenauer, Konrad 148
Aichele, Albert 140
Andersen, Hans Christian 104
Arnim, Achim von 38
Auerbach, Berthold 95, 279
Aulhorn, Elfriede 240
- Bäumer, Gertrud 206, 207
Barrell, Polly 87
Baum, Marie 30, 153, 194, 204 ff., 238
Bebel, August 195, 224
Beig, Maria 109
Bender, Augusta 22, 40, 65 ff., 66
Benz, Bertha 277
Berlioz, Hector 136, 138
Beyerle, Maria 202
Bidlingmaier, Maria 33, 239, 249 ff.
Birch, Christian 59
Birch-Pfeiffer, Charlotte 22, 40, 58 ff.
Blase, Theresa 196
Blos, Anna 181, 196
Bode, Arnold 148
Böcklin, Arnold 82, 141
Börne, Ludwig 53
Borchert, Wolfgang 114
Brandes, Georgine 51
Brecht, Bertolt 114
Brentano, Clemens 38
Brentano, Peter Anton 47
Brentano-Mereau, Sophie 38
Breuning, Conrad 86
Breuning, Wilhelm 86, 87
Bubeck, Friedrich 253
Büchner, Georg 114
Büchner, Ludwig 70
Bülow, Hans von 135
Burckhardt, Jacob 82
- Canz, Wilhelmine 28, 154, 163 ff.
Capa, Robert 121
Caspar-Filser, Maria 121
Cassirer, Bruno 112
Cauer, Minna 204
Courbet, Gustave 112
Courths-Mahler, Hedwig 39
Creuzer, Friedrich 38
- Dahn, Felix 61
Daimler, Gottlieb 145
Dannecker, Johann Heinrich 124,
125, 126
Dellinghausen, Mathilde von 154
Deutsch, Helene 249
Dransfeld, Hedwig
Droste-Hülshoff, Annette von 13, 95
Duttenhofer, Luise 25, 120, 123 ff.
- Eichendorff, Joseph von 38, 47
Eiermann, Egon 148
Eliushevitch, Katharina 249
Ellenrieder, Marie 120
Eppler, Erhard 234
- Faulhaber, Michael 211
Fein, Anna Regina 277
Fein, Wilhelm Emil 277
Fiedler, Konrad 82
Fischer, Kunigunde 196
Flachsland, Caroline 43
Forster, Johann Georg 51
Forster, Therese 51
Freyler, Heinrich 211
Freytag, Gustav 281
Friedrich (I.) von Württemberg 281,
283, 284

- Frisch, Max 114
 Fuchs, Carl 249, 253
 Fürstenberg, Joseph Maria Benedikt
 von 281
 Geck, Adolf 224, 225, 226, 227
 Gerdts, Jan 266
 Gerdts-Rupp, Elisabeth 34, 240,
 263 ff.
 Gerok, Karl 294
 Gervinus, Viktoria 120
 Glatz, Adolf 289
 Goebbels, Joseph 282
 Goethe, Johann Wolfgang von 43, 47,
 127
 Goldschmidt, Lewin 256
 Gretsch, Hermann 147
 Greyerz, Claire von 53
 Gropius, Walter 146, 147
 Groß, Claus-Peter 148
 Grüber, Heinrich 208
 Grünfeld, Judith 249
 Günderode, Karoline von 38
 Günther, Agnes 39, 86 ff.
 Haag, Anna 31, 197, 217 ff.
 Haarbürger, Alice 121
 Haas, Max 227
 Hähnle, Hans 155, 170, 172, 289, 294
 Hähnle, Lina 28, 155, 170 ff., 289,
 294
 Hahn-Hahn, Ida 69
 Hamburger, Käthe 240
 Hardenberg, Auguste von 153
 Hartlaub, Wilhelm 87
 Hartmann, August von 52
 Hauer, Wilhelm 266
 Hauff, Wilhelm 137
 Haug, Johann Heinrich 52
 Hazard, Paul 104
 Hebel, Johann Peter 37, 115
 Hecker, Friedrich 70
 Heinzmann, Johanna 58
 Held, Ludwig 102
 Hesse, Hermann 37, 155, 238, 266
 Hesse, Marie 155
 Heuss, Theodor 101, 260
 Heuss-Knapp, Elly 239, 260
 Heyne, Christian Gottlob 50
 Heyse, Paul 74, 75, 79
 Hilberseimer, Ludwig 146, 147, 150,
 151
 Hildebrand, Adolf 82
 Hildebrandt-Uhlmann, Lily 121
 Hillebrand, Karl 82
 Hillern, Wilhelm 60, 61
 Hitler, Adolf 101, 182, 215, 219, 259
 Hitz, Luise 136, 138
 Hitzelberger, Regina 128
 Hölderlin, Friedrich 52
 Hölzel, Adolf 121
 Hohner, Anna 277
 Hohner, Matthias 277
 Horkheimer, Max 100
 Huber, Ludwig Ferdinand 39, 51, 52,
 123
 Huber, Therese 21, 50 ff.
 Humboldt, Wilhelm von 50
 Hummel, Johann Nepomik 129
 Ibsen, Henrik 95
 Jacobowitz, Stefan 272
 Jaurès, Jean 195
 Jolberg, Regine 154, 166
 Junghans, Luise 277
 Kästner, Erich 102
 Kalliwoda, Wilhelm 135
 Kapff, Sixt Karl von 167, 168
 Kaschnitz, Marie Luise 13, 24, 111 ff.
 Kaschnitz-Weinberg, Guido von 112
 Katharina von Württemberg 27, 152,
 157 ff.
 Kauffmann, Thekla 153, 180 ff.
 Kaula, Alfred von 275, 280, 285
 Kaula, Karoline 279 ff.
 Keppler, Paul Wilhelm 211, 212
 Kerkovius, Ida 121
 Kerner, Friederike 38
 Kerner, Justinus 38
 Kiehnle, Luise 186
 Kienle, Else 35, 269 ff.
 Klie, Anna 187
 Kocher, Rosa 154
 Köstlin, Christian Reinhold 130
 Köstlin, Heinrich Anton 128
 Köstlin, Josephine 119
 Kretschmer, Maria 87

- Kreutzer, Konradin 119
 Kühnert, Mathilde 213
 Kurz, Hermann 74, 75, 76
 Kurz, Isolde 13, 23, 74 ff.
- Lang, Josephine 25, 128 ff.
 Lang, Theobald 128, 135
 Lange, Helme 257
 Lanz, Heinrich 276
 La Roche, Georg Michael Frank
 von 42
 La Roche, Sophie von 21, 38, 42 ff.
 LaRoe, George Henry 273
 Latzko, Henriette 249
 Lavater, Henriette 123
 LeBeau, Josephine 120, 134
 LeBeau, Luise Adolpha 26, 134 ff.
 Lehmann, Flora 100
 Lehmann, Josef 100
 Lenbach, Franz 141
 Lenin 195
 Lenz-Heymann, Luise 239
 Lepman, Gustav Horace 100, 101
 Lepman, Jella 23, 39, 100 ff.
 Lewald, Fanny 69
 Lewi, Hermann 135
 Linden, Elisabeth von 211, 212, 238,
 254
 List, Friedrich 249
 Löwenthal, Käte 121
 Luxemburg, Rosa 195
- Maas, Hermann 208
 Maier, Reinhold 101
 Mallebrein, Alfred 143
 Marées, Hans von 82
 Marlitt, E. 39
 Martens, Luise Henriette von 120
 Matthisson, Friedrich von 52, 116
 Mauthner, Fritz 93, 95, 96
 Mayerhausen, Maria 213, 215
 Meitner, Lise 257
 Mendelssohn-Bartholdy, Felix 129,
 131
 Menz, Maria 109
 Mesmer, Anton 96
 Meyer, Friedrich Ludwig Wilhelm
 51
 Mies van der Rohe, Ludwig 146, 147
 Mörrike, Eduard 75
- Mohl, Ernst von 81
 Mohl, Rosalie 87
 Müller, Albert 145
 Müller, Paul 106, 145
 Müller-Gögler, Maria 24, 40, 105 ff.,
 237
- Nagel, Hanna 121
 Napoleon (I.) 157, 158
 Naumann, Friedrich, 194, 296
 Nestler, Paolo 148
- Oehler, Wilhelm 186
 Oehler-Heimerdinger, Elisabeth 29,
 154, 186 ff.
 Oldenburg, Georg von 158
 Oppenheimer, Joseph Süß 280
 Otto, Karl 148
 Otto-Peters, Luise 193
- Paul, Jean 53
 Perlen, Frieda 293
 Pfeiffer, Ferdinand Friedrich 58, 285
 Planck, Karl Christian 194, 239, 292
 Planck, Mathilde 36, 278, 292 ff.
 Pohorylle, Gerta 121
- Radbruch, Gustav 206
 Raphael, Jakob 280
 Rees, Lisa 29, 153, 176 ff.
 Regensburger, Rebekka 279
 Reich, Lilly 146
 Reinbeck, Emilie 39
 Restle, Steffi 32, 197, 230 ff.
 Rheinberger, Joseph Gabriel 135, 136
 Richthofen, Elisabeth von 205, 206,
 239
 Riezler, Walter 147
 Rigel, Maria 200
 Rist, Josef 195, 196
 Rist, Luise 31, 211 ff.
 Ritter, Heinrich 199
 Rohrbach, Paul 260
 Rommel, Manfred 107
 Roosevelt, Theodore 290
 Rossow, Walter 151
 Ruggaber, Karl 231
 Rupp, Maria 240
- Sachs, Melchior Ernst 135

- Sand, George 62
 Scharf, Gertrud 249
 Scheffel, Viktor von 37, 136
 Schickhardt, Karl 186
 Schieber, Anna 39
 Schiemann, Elisabeth 258
 Schiller, Charlotte von 53
 Schlegel, Caroline 46, 47
 Schlosser, Cornelia 94
 Schlossmann, Arthur 206
 Schneider, Reinhold 116
 Schneidler, Ernst 146
 Schnitzler, Arthur 102
 Schofer, Josef 198
 Scholl, Sophie 197
 Schopenhauer, Adele 123
 Schopenhauer, Arthur 69
 Schradin, Laura 153
 Schröder, Sophie 58
 Schumacher, Kurt 39, 231
 Schumann, Clara 119, 135
 Schumann, Robert 130
 Seeger, Mia 27, 121, 145 ff.
 Seligmann, Therese 129
 Siebert, Albert 199
 Siebert, Clara 30, 195, 196, 198 ff.
 Siebert, Dieter 201
 Siegfried, Walter 140
 Siegfried-Aichele, Helene 26, 120,
 140 ff.
 Sigle, Jakob 277
 Sigle, Karoline Wilhelmine 277
 Silcher, Friedrich, 119
 Simanowitz, Ludowike 120
 Soden, Amalie von 214
 Stauffenberg, Claus Graf Schenk
 von 215
 Steiff, Margarethe 35, 278, 286 ff.
 Stein, Edith 256
 Stich-Crelinger, Auguste 58
 Stotz, Gustaf 146, 151
 Straub, Harriet 40, 93 ff.
 Straus, Paula 121
 Strauß, Richard 141, 168
 Tai-po, Li 189
 Tau, Max 112
 Taylor, Bayard 70
 Teller, Hug 180, 183
 Thadden, Elisabeth von 207
 Thoma, Hans 112
 Trunk, Gustav 198
 Ubisch, Gerta von 34, 240, 256 ff.
 Uhland, Ludwig 37, 38, 131
 Unger, Frieda 32, 195, 222 ff.
 Unger, Karl 276
 Varnhagen, Rahel 47
 Viardot, Pauline 119
 Vischer, Friedrich Theodor 75, 165,
 168
 Vollmer, Vera 33, 237, 242 ff.
 Wagner, Richard 138
 Walser, Martin 106
 Weber, Helene 214
 Weber, Marianne 13, 207
 Weber, Mathilde 238
 Weber, Max 205, 260
 Wessenberg, Ignaz Heinrich von 120
 Wieland, Christoph Martin 37, 38, 42,
 43
 Wildermuth, Otilie 13, 40, 69
 Wilhelm (I.) 159, 160, 161
 Wöhr, Maria 250
 Woerishoffer, Friedrich 205
 Wolf, Friedrich 269, 273
 Wolff, Amalie 61
 Wrangell, Margarethe von 240
 Zelter, Carl Friedrich 130
 Zetkin, Clara 181, 195, 196
 Zumsteeg, Emilie 119

Die Autorinnen und Autoren

Baader, Meike, geb. 1959, ist Literatur- und Erziehungswissenschaftlerin. Sie arbeitet als Dozentin in der Erwachsenenbildung und promoviert über »Romantische Kindheitsmythen«. Sie veröffentlichte Aufsätze zur Konstruktion von Weiblichkeit um 1800, zur literarischen Romantik, zur »Neuen Frau« der Zwanziger Jahre, zu Frauenforschung und Nationalsozialismus, zu Frauen an der alma mater u. a.

Bausinger, Hermann, Dr. phil., geb. 1926 in Aalen, seit 1960 Professor an der Universität Tübingen und Leiter des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft bis 1992. Forschungsschwerpunkte: Alltagskultur (»Der blinde Hund«, Tübingen 1991), Kultur- und Sozialgeschichte (»Volkskultur in der technischen Welt«, Frankfurt 2. Aufl. 1986), Erzählforschung (»Formen der Volkspoesie«, Berlin 2. Aufl. 1980), Volks- und Jugendliteratur (»Märchen, Phantasie und Wirklichkeit«, Frankfurt 1987), Sprach- und Dialektprobleme (»Deutsch für Deutsche«, Frankfurt 3. Aufl. 1984), volkskundliche Grundfragen (»Volkskunde«, Tübingen 4. Aufl. 1987). Mitherausgeber der »Enzyklopädie des Märchens«, der »Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts« und der Zeitschrift »Allmende«.

Bayer, Dorothee, Dr. phil., geb. 1938, Kindheit und Schulzeit in Esslingen am Neckar. Studium (Germanistik, Volkskunde, Englisch, Französisch) in Tübingen, Berlin und Reading (GB). Redakteurin beim Süddeutschen Rundfunk und bei der »Esslinger Zeitung«. Seit 1974 Leiterin des Kultur- und Freizeitamtes (seit 1991 Amt für Touristik, Stadtwerbung und Heimatpflege) ihrer Heimatstadt Esslingen am Neckar.

Betten, Lioba, geb. 1948 in Göttingen, Abitur in Berlin, Studium in Stuttgart. Dipl.-Bibliothekarin. 1970–71 Institut für Jugendbuchforschung der Universität Frankfurt/M., 1972–83 Städtische Bibliothek

ken München, 1983–91 Internationale Jugendbibliothek München (Stellvertretende Direktorin), seit 1992 UNESCO/IFLA: Projektleiterin »Books for all« in München. Seit 1970 verschiedenste Publikationen, Lehraufträge und Vorträge zur Kinder- und Jugendliteratur/ Kinder- und Jugendbibliotheksarbeit im In- und Ausland. Mehrere Ehrenämter im Bereich des Bibliothekswesens (Mitherausgeberin der Fachzeitschrift »Buch und Bibliothek« u. a.) und der Kinder- und Jugendliteratur.

Blume, Cornelia, geb. 1952 in Holfstein, 1970–75 Studium der Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Romanistik in Tübingen und Köln, parallel Gesangsausbildung bei H. Achenbach (Tübingen), M. Herrmann (Köln) und E. Rabine (Gießen); ab 1973 Kirchenkonzerte und Liederabende; ab 1978 Engagements an verschiedenen Theatern in verschiedenen Berufen (Chorsängerin, Dramaturgin, Orchestermusikerin, Inspizientin, Regieassistentin, zuletzt vier Jahre Disponentin am Landestheater in Tübingen). 1987 Aufgabe des Engagements am LTT und Neuorientierung als hauptberufliche Musikerin. 1985 Bühnenmusik zu »Die Schlacht« von Heiner Müller am LTT; 1989 Bühnenmusik zu »Dantons Tod« von Georg Büchner im Burgtheater Mützenberg (Hessen). 1987 Bühnenmusik zu »Commedia alla carta« am Theater Lindenhof (Melchingen). Ab 1990 freie Mitarbeiterin des Tübinger Zimmertheaters, daneben eigene Programme (u. a. ein Programm mit Liedern von Komponistinnen: »Amor' é bandito«).

Brueckel, Ina, geb. 1957. Studium der Neuen deutschen Literaturwissenschaft und Soziologie in Freiburg. 1984 Magisterexamen. Anschließend selbständige Tätigkeit. Seit 1991 Promotion über Marieluise Fleißer.

Fuchs, Dörte, geb. 1964 in Wuppertal, Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte in Wuppertal und Freiburg, z. Zt. Promotion über Isolde Kurz, Mutter eines 1½jährigen Sohnes. Veröffentlichungen (zusammen mit Andrea Günter): »Lachend in die Ohnmacht«. Eduard Mörikes »Historie von der schönen Lau«: Archäologie eines Textes, in: Sehnsucht und Sirene, Vierzehn Abhandlungen zu Wasserphantasien, hrsg. v. Irmgard Roebling, Freiburg 1992, S. 131–144. Der Ort der Mutter bei Charlotte Birch-Pfeiffer, in: »Meine Mutter hat goldene Flügel«. Lesen in der weiblichen Genealogie, Kore Verlag Freiburg, erscheint im Frühjahr 1993.

Gallasch, Christa, geb. 1944 in Sommerfeld/Lausitz, studierte Germanistik und Romanistik in Berlin und Montpellier. Seitdem in der

Erwachsenenbildung tätig, heute als pädagogische Mitarbeiterin an der Volkshochschule Unteres Remstal in Waiblingen.

Günter, Andrea, geb. 1963 in Karlsruhe, Studium der Theologie, Philosophie und Germanistik in Heidelberg und Freiburg, z. Zt. Promotion über »Frauen – Literaturwissenschaft – Hermeneutik«; verschiedene Veröffentlichungen zu »Ethik im Feminismus«, »Frauen, Prostitution, Ethik«, »Luce Irigaray«; zusammen mit Dörte Fuchs: »Lachend in die OhnMacht«. Eduard Mörikes »Historie von der schönen Lau«: Archäologie eines Textes, in: Sehnsucht und Sirene, Vierzehn Abhandlungen zu Wasserphantasien, hrsg. v. Irmgard Roebing, Freiburg 1992, S. 131–144.

Hänel, Berthold, Dr. phil., geb. 1929 in Freiburg, Studium der Germanistik, Romanistik und Kunstgeschichte, tätig als Redakteur bei verschiedenen Tageszeitungen; seit 1971 Kulturreferent der Stadt Lörrach.

Hahn, Andrea, M. A., geb. 1960 in Weiden i. d. Opf.; Studium der Germanistik und Geschichte an der Universität München; lebt als freiberufliche Verlagsredakteurin bei Stuttgart und arbeitet z. Zt. an einer Dissertation über Therese Huber; Veröffentlichungen u. a. zu Therese Huber und Jo Mihaly.

Heger, Wolfgang, geb. 1960 in Giengen an der Brenz, Studium der Politikwissenschaft, Geographie, Germanistik und der Allgemeinen Rhetorik in Tübingen, Mitarbeiter der TUFTS-University in Tübingen und freier Mitarbeiter der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg.

Kirsch, Karin, Honorarprofessorin, geb. 1940 in Wissen/Sieg, Studium der Innenarchitektur, seither Lehrbeauftragte und Fachautorin. Publikationen zur Weißenhofsiedlung und zu Themen des Wohnens und der Möbel.

Knorr, Birgit, M., Dr. phil., geb. 1944, studierte Geschichte, Romanistik und Psychologie in Paris, Hamburg, Aachen und Tübingen.

Köhle-Hezinger, Christel, Dr. phil., geb. 1945, Studium der Empirischen Kulturwissenschaft/Volkskunde, Germanistik und Landesgeschichte in Tübingen, Bonn und Zürich. Tätigkeiten für Freilichtmuseen, Ausstellungs- und Forschungsprojekte, Lehraufträge in Stuttgart und Tübingen. Seit 1988 am Ludwig-Uhland-Institut der Universität

Tübingen (Schwerpunkt Orts- und Regionalforschung, ländlicher Raum). Schwerpunkte und Publikationen zur Kulturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts (Alltags-, Regional-, Frauen-, Religionsgeschichte), Gemeindestudien, ländlicher Raum, Industriekultur.

Lamarter, Eva-Maria, geb. 1961 in Munderkingen. 1980 bis 1986 Studium der Fächer Katholische Theologie und Französisch an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen. 1987 bis 1989 Referendariat am Isolde-Kurz-Gymnasium in Reutlingen und am Martin-Gerbert-Gymnasium in Horb. Seit August 1989 Sachbearbeiterin bei Telekom.

Lauterer-Pirner, Heide-Marie, Dr. phil., geb. 1952 in Heidelberg, Studium der Germanistik und Geschichte; 1. und 2. Staatsexamen; ab 1977 sechs Jahre Tätigkeit an berufsbildenden Schulen, Abendgymnasien und Fachhochschule. 1990 Promotion mit einer Arbeit zur Geschichte der Kaiserswerther Mutterhausdiakonie im Dritten Reich. Lehrbeauftragte an der evang. Fachhochschule Ludwigsafen.

Liessem-Breinlinger, Renate, Realschulkonrektorin in Freiburg, geb. 1940 in Schwaig bei Nürnberg. Seit 1961 im Schuldienst des Landes Baden-Württemberg. Drei Kinder. Veröffentlichungen (Auswahl): Beiträge zu Orts- und Stadtgeschichten: Edingen, Lahr, Freiburg, Jechtingen, Ebringen. Aufsätze in verschiedenen Periodika: Freiburger Diözesanarchiv, Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins Schauinsland, Geroldseckerland, Markgräflerland. Mitarbeit an den Badischen und Baden-Württembergischen Biographien. Landeskundliche Rezensionen.

Lütkehaus, Ludger, Dr. phil., geb. 1943, Habilitation in der Neueren Germanistik, hat als Gastprofessor an mehreren amerikanischen und deutschen Universitäten gelehrt. Heute lebt er als freier Publizist in Freiburg i. Br. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Literatur- und Philosophiegeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts; zuletzt »Dieses wahre innere Afrika. Texte zur Entdeckung des Unbewußten vor Freud« (Frankfurt/M. 1989); »O Wollust, o Hölle. Die Onanie – Stationen einer Inquisition« (Frankfurt/M. 1992); »Philosophieren nach Hiroshima. Über Günther Anders« (Frankfurt/M. 1992); »Die Schopenhauers. Der Familienbriefwechsel« (Zürich 1991); »Arthur Schopenhauer: Der Briefwechsel mit Goethe und andere Dokumente zur Farbenlehre« (Zürich 1992); »Hegel in Las Vegas. Amerikanische Glossen« (Freiburg i. Br. 1992) sowie die erste Schopenhauer-Ausgabe nach den Fassungen letzter Hand (6 Bde.; Zürich 1988/9). 1979 Sonderpreis der Schopenhauer-Gesellschaft.

Mehner, Johannes, geb. 1947, Studium der Romanistik und Politikwissenschaft in Tübingen und Besançon. Seit 1976 im höheren Schuldienst des Landes Baden-Württemberg. Mitarbeit in der Lehrplanrevision, Lehrerfortbildung und Erstellung von Unterrichtsmodellen.

Niess, Wolfgang, M. A., geb. 1952; Studium der Geschichte, Politikwissenschaften und Mathematik; ist Redakteur in der Kulturabteilung des Süddeutschen Rundfunks.

Oehler, Hans-Albrecht, geb. 1926 in Basel, nach Schulbesuch in Marbach am Neckar und Ludwigsburg und Kriegsdienst Studium der Neuphilologie und Kunstgeschichte in Tübingen. 1953 Repetent am Evang. theol. Seminar im Kloster Schöntal. 1956 zum Goethe-Institut München, zunächst als Referent für die Fortbildungskurse, dann dreißig Jahre Auslandstätigkeit als Institutsleiter in Tokyo, Marseille, Athen und Lissabon. Lebt im Ruhestand in Haigerloch/Hohenzollern.

Retzlaff-Mahlstedt, Ingrid, geb. 1946 in Bremen, Studium der Germanistik und Geschichte in Tübingen und München, anschließend wissenschaftliche Hilfskraft am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen, Schwerpunkt Medienforschung und Mediensoziologie. Seit 1976 als Lehrerin für Deutsch, Geschichte und Politik in Stuttgart tätig.

Riepl-Schmidt, Maja, geb. 1942, zwei Töchter. Staatsexamen in Romanistik, Philosophie und Germanistik. Arbeitet seit über 15 Jahren in kulturpolitischen Projekten mit Frauenforschungsschwerpunkt. Journalistische Mitarbeit bei Zeitschriften und Zeitungen. Frauenkulturarbeit im Stuttgarter Theaterhaus. 1987–89 alleinverantwortlich für das Geschichtsforschungsprojekt »Frauenstadtgeschichte« im Frauenbüro des Stuttgarter Rathauses. Promoviert zur Zeit über »Therese Hubers Stuttgarter Jahre« unter dem Aspekt: Frau und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert. Wichtigste Publikation: *Wider das verkochte und verbügelte Leben, Frauenemanzipation in Stuttgart seit 1800*, Stuttgart 1990.

Roebeling, Irmgard, Dr. phil., Professorin für Neue deutsche Literaturwissenschaft am Deutschen Seminar der Universität Freiburg. Studium der Fächer Deutsch, Französisch, Philosophie an den Universitäten Hamburg, Paris, Münster, Konstanz. 1972–1988 Wiss. Assistentin an der Universität Osnabrück. Schwerpunkte in Lehre und Forschung: Literatur und Ästhetik des 19. und 20. Jahrhunderts, soziopsychologische Literaturbetrachtung, geschlechtsspezifisierende Aspekte in der Literatur/Literatur von Frauen. Veröffentlichungen:

Das Problem des Mythischen in der Dichtung Georg Heyms, Frankfurt 1975. Wilhelm Raabes doppelte Buchführung. Paradigma einer Spaltung, Tübingen 1988. Aufsätze über Rahel Varnhagen von Ense, Annette von Droste-Hülshoff, Wilhelm Busch, Wilhelm Raabe, Theodor Fontane, Theodor Storm, Grete Meisel-Heß, Christa Wolf, Marlen Haushofer, Arno Schmidt; zu den Themenbereichen: Mädchenbücher, Zerstörungs- und Untergangsphantasien, männliche und weibliche Robinsonaden, Wasserfrauen, Frauen und Krieg. Herausgabe von Sammelbänden: Frauen in Sprache und Literatur (DU 3/1986); Lulu, Lilith, Mona Lisa. Frauenbilder der Jahrhundertwende, (Pfaffenweiler 1989); Sehnsucht und Sirene: 14 Abhandlungen zu Wasserphantasien, Pfaffenweiler 1991.

Schäfer, Gerhard, Dr. theol. h. c., Dr. phil., geb. 1923, langjähriger Direktor des Landeskirchlichen Archivs Stuttgart und Vorsitzender des Vereins für Württ. Kirchengeschichte. Vorsitzender der Historischen Kommission zur Erforschung des Pietismus und Mitglied der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Träger des Schillerpreises der Stadt Marbach. Herausgeber von Quellenwerken und Verfasser von Monographien und Aufsätzen zur Geschichte der Württ. Landeskirche.

Schlaffer, Hannelore, Dr. phil., geb. 1939, lebt in Stuttgart. Sie ist apl. Professor an der Universität Freiburg für Neuere deutsche Literatur. Sie arbeitet als freie Schriftstellerin bei Zeitungen und Rundfunkanstalten. Über Luise Duttenhofer erschien von ihr ein Inselbändchen (1026) mit Scherenschnitten. Weitere Publikationen: Wilhelm Meister. Das Ende der Kunst und die Wiederkehr des Mythos (1981); J. P. Hebel: Das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds – Ein Werk in seiner Zeit (1982); Deutsche Literatur in Bildern – 1770–1830 (1987).

Schmierer, Wolfgang, Dr. phil., geb. 1938 in Berlin, studierte in Tübingen, Heidelberg und Neuchâtel Geschichte, Germanistik und Politische Wissenschaft. Doktorarbeit: »Die Anfänge der Arbeiterbewegung in Württemberg 1862/63–1878«. Eintritt in die baden-württembergische Archivverwaltung 1966, zur Zeit Archivdirektor im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und Leiter des Ministerialarchivs.

Schweickert, Alexander, Dr. phil., geb. 1942 in Konstanz, Promotion 1967 mit einer Arbeit über Heinrich Heine, seit 1968 im Verlagsbuchhandel tätig, seit 1973 als Verlagsleiter im Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. (Hrsg.): Südbaden, Stuttgart 1992.

Schultz, Hartwig, Dr. phil., geb. 1941. Studium der Germanistik und Anglistik in Berlin, Göttingen und Wien. Promotion 1967, Habilitation 1978. Leiter der Brentano-Abteilung im Freien Deutschen Hochstift (Frankfurter Goethe-Museum), außerplanmäßiger Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Mainz. Publikationen: *Vom Rhythmus der modernen Lyrik*. 1970. – Clemens Brentano. *Historisch-kritische Ausgabe*. (Mithrsg.) 1975 ff. – Clemens Brentano. *Ausstellungskatalog*. (Konzeption und Mitverf.) 1978. – *Form als Inhalt. Vers- und Sinnstrukturen bei Joseph von Eichendorff und Annette von Droste-Hülshoff*. 1981. – *Herzhaft in die Dornen der Zeit greifen*. Bettine von Arnim. *Ausstellungskatalog*. (Konzeption und Mitverf.) 1985. – *Der Briefwechsel Bettine von Arnims mit den Brüdern Grimm*. (Hrsg.) 1985. – *Bettine von Arnim: Clemens Brentanos Frühlingskranz*. (Hrsg.) 1985. – *Clemens Brentanos Landschaften*. (Hrsg. und Mitverf.). 1986. – *Joseph von Eichendorff: Gedichte, Versepen*. (Hrsg.) 1987. – *Joseph von Eichendorff: Dramen*. (Hrsg.) 1988. – *Joseph von Eichendorff: Geschichte der Poesie*. *Schriften zur Literaturgeschichte*. (Hrsg.) 1990. – *Joseph von Eichendorff: Sämtliche Erzählungen*. (Hrsg.) 1990. – Zahlreiche Beiträge in Zeitschriften und Ausstellungskatalogen, insbesondere zur deutschen Romantik.

Siebler, Clemens, Dr. phil., Gymnasialprofessor, geb. 1932 in Freiburg i. Br., Abitur 1952 in Freiburg, Studium der Romanistik, Geschichte und Germanistik in Freiburg und Paris; Promotion 1958 mit einer Arbeit zum französischen Staatskirchentum im Zeitalter des Absolutismus. Seit 1959 im baden-württembergischen Gymnasialdienst; 1968–1976 Lehrbeauftragter an der Universität Freiburg. Veröffentlichungen: Mitarbeiter an »Badische (Baden-Württembergische) Biographien«; verschiedene historische Beiträge in »Deutsche Tagespost«, Würzburg; Karl Ludwig Sütterlin (1865–1917). *Skizzen zu einer Lebens- und Werkbeschreibung*, in: *Badische Heimat*, 71. Jg., Heft 2, 1991.

Webling, Hans-Georg, Prof. Dr. phil., geb. 1938, Abteilungsleiter Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Sprecher des »Arbeitskreises Baden-Württemberg. Landeskunde, Landes- und Kommunalpolitik« an der Universität Tübingen.

Webling, Rosemarie, geb. 1941, Studiendirektorin, Fachberaterin für Geschichte und Gemeinschaftskunde. Veröffentlichungen zur Didaktik der Gemeinschaftskunde und zu landeskundlichen Themen.



**Schriften
zur politischen Landeskunde
Baden-Württembergs**

**Herausgegeben von der Landeszentrale für
politische Bildung Baden-Württemberg**

Band 1

Baden-Württemberg

Eine politische Landeskunde
von H. Bausinger u. a.
4. Auflage in Vorbereitung

in englischer Sprache:

The German Southwest

Baden-Württemberg: History,
Politics, Economy and Culture
von Hermann Bausinger u. a.
Translated by M. Th. Weiss
1991. 223 Seiten

Band 2

**Die CDU in Baden-Württemberg
und ihre Geschichte**

Hg. Paul-Ludwig Weinacht
1979. 398 Seiten

Band 3

**Die SPD in Baden-Württemberg
und ihre Geschichte**

Von den Anfängen der Arbeiterbewegung bis heute
Hg. J. Schadt/W. Schmierer
1979. 371 Seiten

Band 4

**Die FDP/DVP in Baden-Württemberg
und ihre Geschichte**

Liberalismus als politische
Gestaltungskraft im deutschen
Südwesten
Hg. P. Rothmund/E. R. Wiehn
1979. 344 Seiten

Band 6

**Die Machtergreifung in
Südwestdeutschland**

Das Ende der Weimarer Republik
in Baden und Württemberg
1928-1933
Hg. Thomas Schnabel
1982. 344 Seiten



Verlag Postfach 80 04 30
W. Kohlhammer 7000 Stuttgart 80



**Schriften
zur politischen Landeskunde
Baden-Württembergs**

**Herausgegeben von der Landeszentrale für
politische Bildung Baden-Württemberg**

Band 5

Der liberale Südwesten

Freiheitliche und demokratische Traditionen in Baden und Württemberg 1790–1933

von Hans Fenske
1981. 272 Seiten

Band 9

Die Religionsgemeinschaften in Baden-Württemberg

Hg. Heinz Sproll/
Jörg Thierfelder

1984. 372 Seiten

Band 11

Kommunalpolitik in Baden-Württemberg

Hg. Theodor Pfizer/Hans-Georg Wehling
2., durchges. und erw. Aufl.
1991. 343 Seiten

Band 12

Die Landwirtschaft in Baden und Württemberg

Veränderungen von Anbau, Viehhaltung und landwirtschaftlichen Betriebsgrößen 1850–1980

von Christoph Borchardt u. a.
1985. 295 Seiten

Band 13

Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928 bis 1945/46

von Thomas Schnabel
1987. 734 Seiten

Band 19

Südbaden

Hg. Alexander Schweickert
1992. 326 Seiten



Verlag Postfach 80 04 30
W. Kohlhammer 7000 Stuttgart 80

Birgit Knorr und
Rosemarie Wehling (Hrsg.)

Frauen im deutschen Südwesten

Dieser Band handelt vom Leben und Werk beachtenswerter und erinnerungswürdiger Frauen aus dem deutschen Südwesten. Auch wenn sie die gebräuchlichen Nachschlagewerke oft nicht verzeichnen, haben sich die hier in weit über dreißig biographischen Essays porträtierten Frauen einen Namen gemacht – in Kunst, Literatur und Wissenschaft, im sozial-karitativen Bereich, in der Wirtschaft und in der Politik. Jeder dieser Lebensläufe spiegelt ein Stück von jenem langen und schwierigen Prozeß der Emanzipation, der am Ende des 18. Jahrhunderts beginnt und bis in die Gegenwart reicht. Sichtbar werden über die individuelle Biographie hinaus die Handlungs- und Entscheidungsspielräume, die sich diese Frauen oft mühsam gegen die gesellschaftlichen Zwänge der Zeit erkämpfen mußten. Daß sie trotz aller Hindernisse ihren Weg gegangen sind, macht diese Geschichten von Frauen noch heute auf ermutigende Weise vorbildlich.

Landeszentrale
für politische Bildung